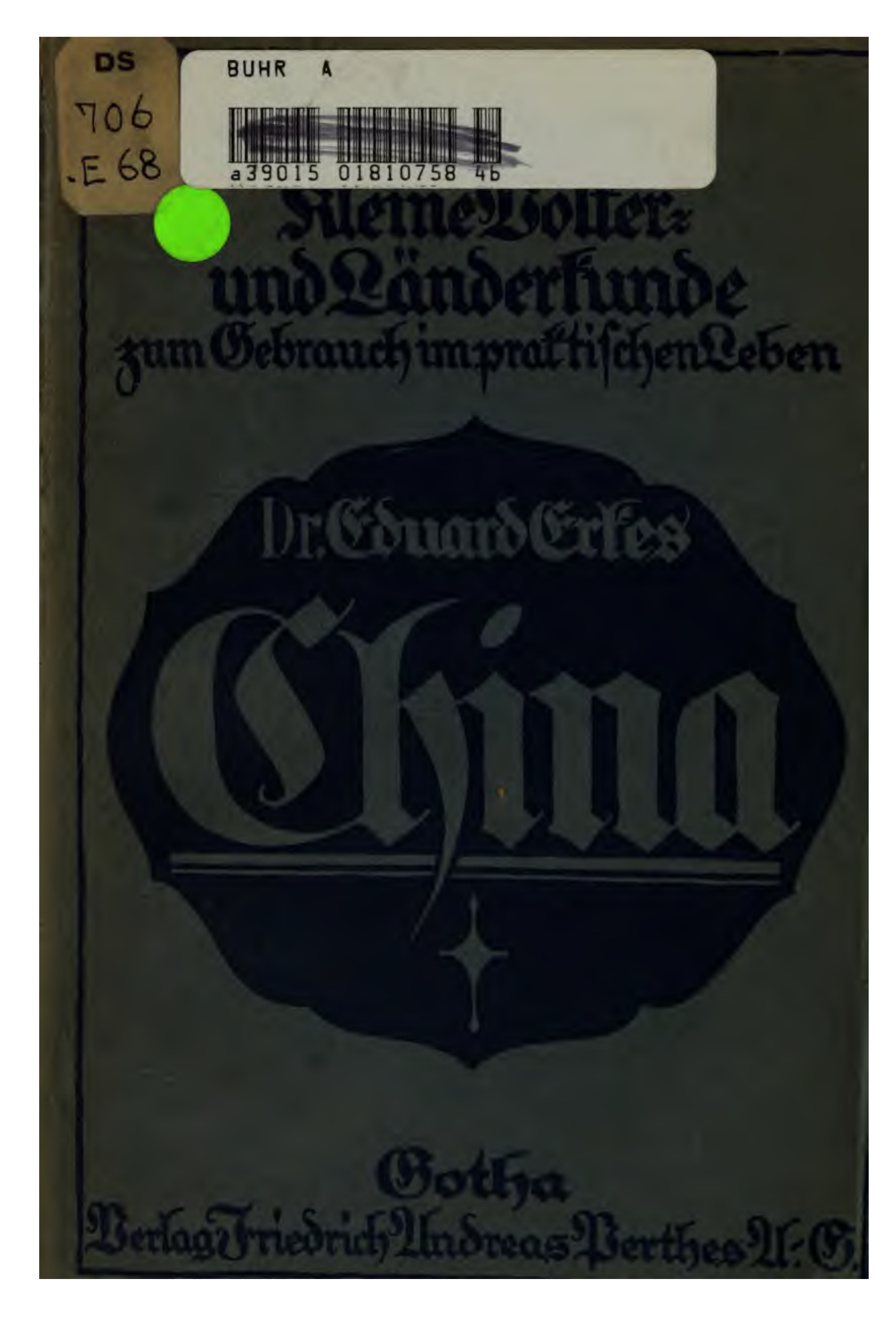
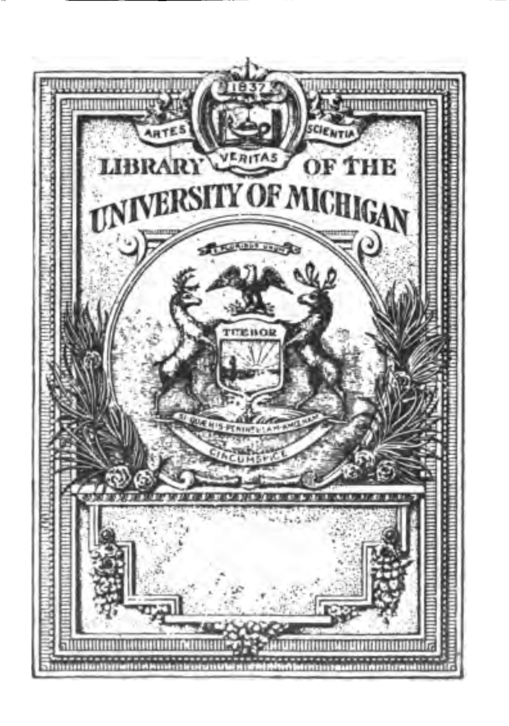
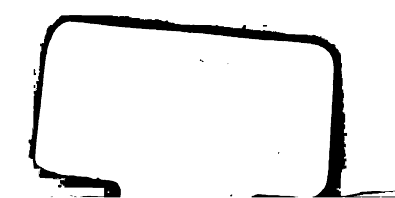
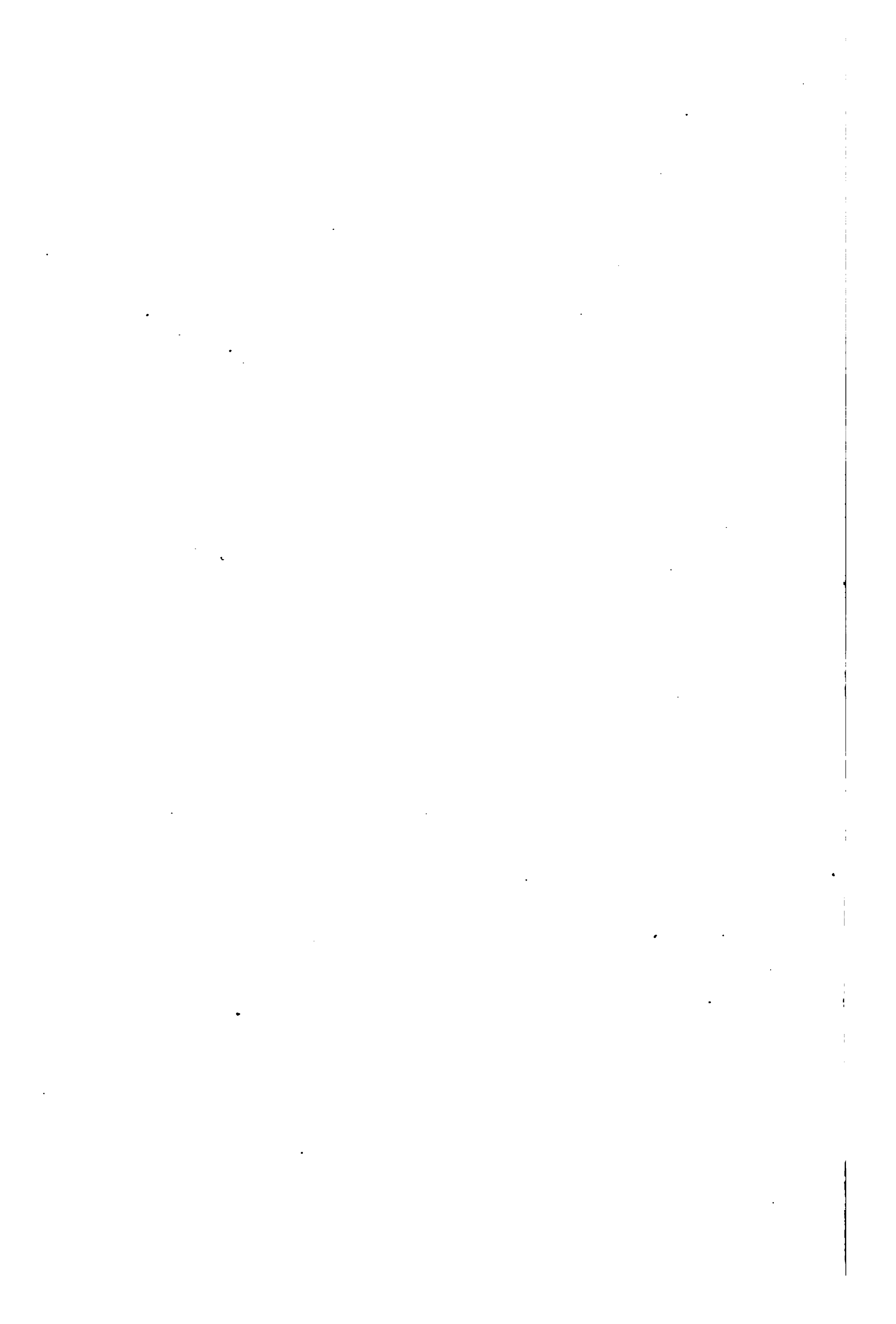

DS
706
.E68
BUHR A
a39015 01810758 4b
Kleine Völker- und Länderkunde
zum Gebrauch im praktischen Leben
Dr. Eduard Erkes
China
Gotha
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde

Zum Gebrauch im praktischen Leben

Siebenter Band



Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1919

China

Von

Dr. Eduard Erkes
Privatdozent für Chinesisch an der Universität Leipzig

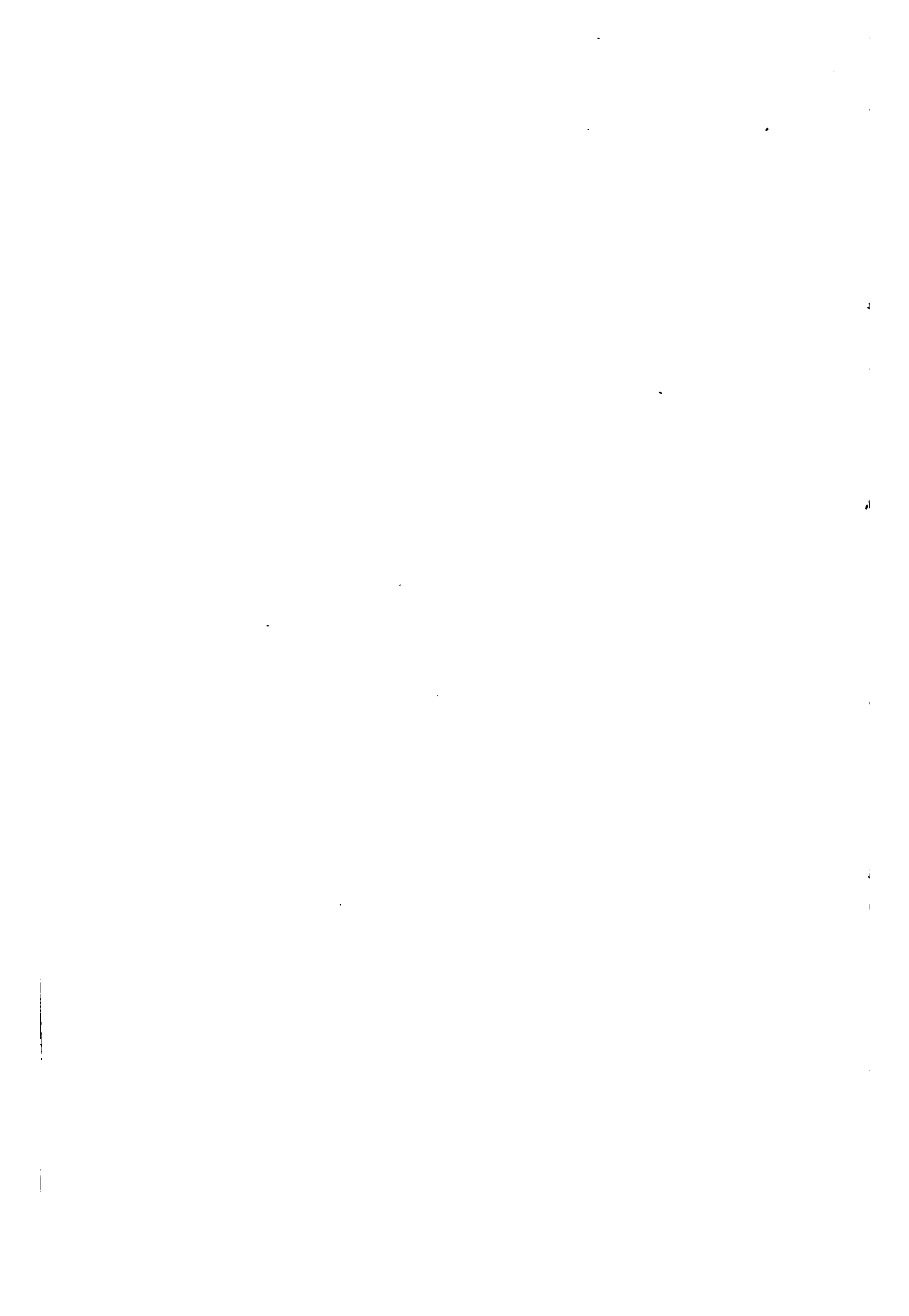


Verlag von Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha 1919

Meinem verehrten Lehrer

Herrn Professor Dr. A. Conrady

in Dankbarkeit gewidmet



Die Aussprache und Betonung chinesischer Worte

Eine völlig genaue Umschreibung chinesischer Worte mit europäischen Buchstaben ist unmöglich, da einmal das Lautwesen des Chinesischen selbst sehr schwankend ist, anderseits keine europäische Sprache genaue Äquivalente für alle chinesischen Laute besitzt. Das hier angewandte Transkriptionssystem sucht der heutigen Aussprache des Hochchinesischen unter Berücksichtignng des historischen Elementes und Vermeidung komplizierter Umschreibungen möglichst nahe zu kommen. Es ist zu sprechen:

Von den Vokalen: a, e, i, o, u, ü, ai, au, ou wie im Deutschen, ei wie im Dänischen (etwa wie ej).

Von den Konsonanten: k, t, p unaspiriert, wie im Französischen oder im sächsischen Dialekt.

k', t', p' aspiriert, wie k, t, p im Hochdeutschen.

k vor i und ü wie tch.

ts, ts' wie aspiriertes bzw. unaspiriertes z.

h vor i und ü wie getrennt gesprochenes s-ch (in griech. αἰσχύνη), vor andern Vokalen wie ch in „Nacht".

s vor i und ü ebenfalls wie getrennt gesprochenes s-ch, sonst scharf (wie im Englischen).

ng als An- und Auslaut wie in deutsch „Finger"; als Anlaut ist es häufig stumm.

j wie französisches j (journal).

y wie deutsches j.

w halbvokalisch, wie im Englischen.

r wie in englisch „bird".

Die übrigen Konsonanten wie im Deutschen.

Geschlossene Silben sind kurz, offene lang. Schließendes h bedeutet, daß ein alter Schlußkonsonant (k, t, p) fortgefallen ist. Diese Silben sind gleichfalls lang zu sprechen.

Für die Betonung gilt im allgemeinen folgendes:

In einsilbigen Wörtern wird der letzte Vokal betont, wenn sie geschlossen sind oder auf a oder o endigen, also t'ién, kuáng, hiá, kuóh. Endet die Silbe auf e, so wird der erste Vokal betont; yíe, hǘeh. Bei schließendem u ist die Betonung schwankend, líu neben kiú. Triphthonge werden auf der letzten Silbe betont; niáu, kiái.

Zweisilbige Wörter werden meist auf der ersten Silbe betont, wenn sie einen einheitlichen Begriff bilden; K'ún-lun, Scháng-hai, Hú-peh, Lí-ki; auf der letzten, wenn dies nicht der Fall ist; Ta-kú, Wu-kíng. Doch erleidet diese Regel viele Ausnahmen.

Dreisilbige Komposita werden meist auf der 1. und 3. Silbe betont; Schán-hai-kíng, Huái-nan-tzé.

Viersilbige Komposita haben den Ton meist auf der 1. und 3. Silbe, wenn zwei ihrer Bestandteile ein festes Kompositum bilden; Tsúng-li-yá-men, Lǘ-schi-tsch'ún-ts'iu; auf der 1. und 4., wenn dies nicht der Fall ist; T'ú-schu-tschih-tsch'éng.

Inhalt

I. Die geographischen Grundlagen

Das chinesische Reich ist heute seit Rußlands Zusammenbruch das gewaltigste zusammenhängende Staatengebilde der ganzen Erde. Von Pamir bis zum Stillen Ozean, vom Amur bis zum Golf von Tongking bedeckt es eine Fläche von 11 138 900 qkm, also mehr denn das Zwanzigfache des Deutschen Reiches. Von diesem Riesengebiet ist jedoch das eigentliche China zu unterscheiden, das nur 6 242 300 qkm umfaßt, somit immerhin noch zehnmal größer ist als Deutschland. Mit Fug und Recht wird nur dies letztere als China im eigentlichen Sinne, als das historische China bezeichnet. Denn die riesigen Länderstrecken Hochasiens sind bis heute nicht organisch mit dem Reiche verschmolzen, sondern stellen nicht viel mehr als einen bald eroberten und bald wieder verlorenen, mehr oder minder unsicheren Kolonialbesitz dar.

Die Grenzen des chinesischen Reiches folgen im wesentlichen natürlichen Trennungslinien. Von der Gebirgskette Sary-kol im Hochland Pamir, die den Westrand des chinesischen Gebietes bildet, zieht sich die Nordgrenze meist in nordöstlicher Richtung über die Kämme des T'ien-schan, Alatau, Tarbagatai, Sailjugem und des Sajanischen Gebirges, dessen Lauf sie bis zum Argun-Amur verfolgt. Weiterhin zieht sie längs dieses Stromes hin, wendet sich dann mit seinem Nebenflusse Ussuri nach Süden und erreicht, den koreanischen Grenzflüssen Tumen und Yalu folgend, das Gelbe Meer.

Noch einfacher ist der Verlauf der Südgrenze. An die Kette Sary-kol schließt sich zunächst das Karakorumgebirge als natürliche Scheidelinie an, wenngleich die politische Grenze, seitdem Ladakh 1846 von Tibet an Kaschmir abgetreten wurde, hier ein weites Stück nach Osten zurückgewichen ist. Weiterhin bildet der Himalaya eine fast unübersteigbare Grenzscheide, der sich die hinterindischen Grenzgebirge, zuerst in südlicher, dann bis zum Golf von Tongking in östlicher Richtung anschließen. Fast die Hälfte der so von der übrigen Welt getrennten Ländermasse nehmen die chinesischen Kolonialgebiete ein. Den Nordosten des Reiches bildet die 939 280 qkm große Mandschurei. Ihr nördlicher Teil ist

eine Hochebene, das Flußgebiet des in den Amur strömenden Sungari und seines vielverzweigten Nebenflusses Nonni; ihre südliche Partie ist Flachland und wird durch den in den Golf von Liau-tung mündenden Liau-ho entwässert. Auf drei Seiten wird die Mandschurei von Gebirgen begrenzt; im Osten vom Tsch'ang-poh-schan, der sich in den Gebirgen der Halbinsel Liau-tung fortsetzt; im Norden vom Kleinen und im Westen vom Großen Chingan. Der letztgenannte scheidet sie von der Mongolei, freilich nur in bedingtem Maße. Denn während in seinem Nordwesten die Mandschurei mit der Solonischen Steppe in mongolisches Gebiet hinübergreift, überschreitet ebenso die Mongolei im Südosten mit dem ostmongolischen Gebiet den Gebirgskamm um ein beträchtliches.

Chinas zweites Kolonialland, die Mongolei, 3 336 000 qkm groß, ist ebenfalls geographisch wie politisch in zwei Hälften geschieden; in die von zahlreichen von Westnordwest nach Ostsüdost streichenden Gebirgen durchzogene nördliche oder äußere Mongolei, deren Gewässer nach Norden eilen und sich den sibirischen Stromsystemen anschließen, und die ein Steppenplateau bildende, von der äußeren Mongolei durch die Wüste Gobi oder Schamo getrennte innere Mongolei, deren Flüsse Südrichtung haben und sich im Sande oder in Salzseen verlieren.

Das dritte der chinesischen Außenländer, das Sin-tsiang-Gebiet, umfaßt Chinesisch-Turkestan, die Dsungarei und die Länder des T'ien-schan-Gebirges. Es hat ungefähr 1 500 000 qkm Umfang und wird im Norden durch den T'ien-schan von der Mongolei getrennt. Im Westen begrenzt es der Pamir, im Süden der K'un-lun und im Osten der von diesem abzweigende Nan-schan. Turkestan ist in der Hauptsache ein Wüstenplateau, der Boden eines alten Meeres, dessen Reste der Lop-nor und andere große Salzseen darstellen. Der einzige größere Fluß des Landes ist der Tarim, ein Binnenfluß, der im Lop-nor endet und als Verkehrsstraße nicht in Betracht kommt. Das Klima scheint immer mehr auszutrocknen und das Land zusehends zu veröden.

Als viertes Nebenland ist endlich noch Tibet zu nennen, ein rund 1 200 000 qkm großes, durchschnittlich 4500 m hoch gelegenes Gebirgsland, das im Norden von K'un-lun, im Westen vom Karakorum, im Süden vom Himalaya und im Osten von den chinesisch-tibetischen Grenzgebirgen umschlossen wird. Osttibet ist ein von tiefen Flußtälern durchzogenes Hochgebirgsland, Westtibet eine von zahlreichen Gebirgszügen und Salzseen erfüllte Wüstensteppe. Auch das vom Altyn Tagh im Norden und vom Ak Tagh im Süden begrenzte, im Osten bis zum Nan-schan reichende Gebiet des Sumpfsees Tsaidam gehört geographisch und politisch zu Tibet.

Diese vier Gebiete umschließen nun das eigentliche, historische China, dem diese Bezeichnung im strengen Sinne allein zukommt.

Der Name China rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Lande Ts'in her, einem alten Feudalreich in der heutigen Provinz Schen-si, dessen seit dem neunten vorchristlichen Jahrhundert regierende Herrscherfamilie im Jahre 246 v. Chr. den chinesischen Kaiserthron bestieg. Der Name dieses den fremden Kulturvölkern zuerst bekannt gewordenen Grenzlandes scheint nach berühmtem Muster von den Ausländern auf das ganze chinesische Reich übertragen worden zu sein; wenigstens erscheint er schon in der indischen Literatur, bevor die Ts'in Kaiser von China wurden. Andere Ableitungsversuche des Namens haben sich nicht bestätigt. Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tschung-kuoh „das Mittelreich", oder Tschung-hua „das mittlere Hua". Mit dieser Selbstbezeichnung ist jedoch nicht etwa gemeint, daß China den Mittelpunkt der Welt darstelle. Sie stammt vielmehr aus dem feudalen Altertum, da das Gebiet des Herrschers inmitten der Ländereien seiner Lehnsfürsten lag und davon den Namen „Mittelreich" erhielt, der nach der Zusammenfassung der Kleinstaaten zu einem Einheitsreich auf den Gesamtkörper des chinesischen Staates übertragen wurde. Der europäische Name „das blumige Reich der Mitte" beruht auf einer Mißdeutung des Eigennamens Hua, der mit dem Schriftzeichen „Blume" geschrieben wird. Ebenso ist die beliebte Bezeichnung „das himmlische Reich" nur eine falsche Übersetzung des Ausdrucks T'ien-hia, „das Reich", der wörtlich „das unter dem Himmel Befindliche" bedeutet.

Die Grenze des eigentlichen China fällt im Süden mit der Reichsgrenze zusammen. Im Westen ist es durch die nur von wenigen schwer ersteigbaren Pässen durchbrochenen Ketten des tibetischen Hochgebirges abgeschlossen; im Norden dagegen entbehrt es größtenteils eines natürlichen Grenzschutzes. Daher haben die Chinesen schon seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert Sorge getragen, hier durch Wälle und Mauern eine künstliche Grenzwehr gegen die Einfälle der Steppennomaden zu schaffen; weitreichende Unternehmungen, die Schi-huang-ti 213 v. Chr. durch die Erbauung der Großen Mauer krönte. Für Erhaltung und Ausbau dieses großartigen Bauwerkes, das sich 2600 km weit über Berg und Strom vom Meere bis tief nach Zentralasien hineinzieht, haben fast alle späteren Dynastien Sorge getragen; noch im 17. Jahrhundert fügten die Mandschu ihm im Nordosten den Palissadenwall an.

Das gewaltige, von diesen Grenzen umschlossene Gebiet zerfällt nun in zwei sehr ungleiche Teile, die die Fortsetzung des zentralasiatischen K'un-lun, die Kette Ts'in-ling, und weiter östlich das Huai-Gebirge schroff voneinander scheiden. Dieser Gebirgs-

kamm bildet die Wasserscheide zwischen den beiden großen Stromgebieten des Huang-ho und des Yang-tze-kiang und damit förmlich eine Grenze zwischen zwei verschiedenen Welten. Denn der gewaltige Unterschied, der Nord- und Südchina in Landschaft, Natur und Klima trennt, bedingt auch in Lebensform und Wirtschaftsweise der Bevölkerung eine tiefgehende Verschiedenheit und hat den Chinesen des Nordens und des Südens demgemäß ganz andersartig gestaltet — eine Differenz, die selbst in den feinsten Ausstrahlungen des geistigen Lebens noch deutlich zu spüren ist.

Nordchina ist eine große, vom Löß gebildete Ebene, die sich allmählich in den Steppenboden Zentralasiens verliert. Der Löß ist der feine Gesteinstaub des asiatischen Hochlandes, dessen dürrer Boden weder durch Wasser noch durch Pflanzenwuchs befestigt ist. Seit ungezählten Jahrtausenden hat ihn der Wind in den noch jetzt regelmäßig wiederkehrenden Staubstürmen über die einstigen Gebirge Nordchinas ausgebreitet, bis das Relief des Landes völlig unter ihm begraben und in das heutige Tafelland umgewandelt war. In den Löß hat wiederum das Wasser tiefe, mit abenteuerlich ausgewitterten Gebilden erfüllte Schluchten eingefressen, die aber an dem einförmigen Charakter der Landschaft nur wenig zu ändern vermögen. Nur das östliche Schan-si weist in dem T'ai-hang-schan und seiner Verlängerung, dem Wu-t'ai-schan, ein weniger vom Löß überdecktes Gebirgssystem auf. Östlich von ihm erstreckt sich dagegen wieder ein weites, aus abgeschwemmtem Löß bestehendes und von immer neuen Lößschichten überdecktes Flachland, die Große Ebene, aus der nur im äußersten Osten der Gebirgstock von Schan-tung aufragt.

Im Süden dagegen hat der Löß seine nivellierende Tätigkeit nicht so zu entfalten vermocht; hier gebot ihm das große Scheidegebirge Ts'in-ling Halt. Nur im östlichen Mittelchina, in der Gegend des Poh-yang-Sees, tritt er sporadisch auf, so daß diese Gegend gewissermaßen ein Bindeglied zwischen Nord und Süd darstellt. Im übrigen ist Südchina von der Lößverschüttung freigeblieben. So zeigt es seine alte Oberflächengestalt; eine Reihe von Südwest nach Nordost streichender Gebirgsketten übergittert es rostförmig, das von Richthofen so genannte Sinische System. Einige ausgedehnte Becken, wie die Ebenen des Tung-t'ing und Poh-yang-Sees und das Rote Becken von Sze-tsch'uan, sind in dieses Gebirgsland eingesenkt und zu Mittel- und Ausgangspunkten höherer Kultur geworden.

Die Areale Nord- und Südchinas entsprechen, wie schon angedeutet, im wesentlichen den Flußgebieten der beiden größten chinesischen Ströme, des Huang-ho und des Yang-tze-kiang. Der Huang-ho trägt seinen Namen „gelber Fluß" von den enormen

Lößmassen, die er mit sich führt. Er entspringt im K'un-lun oberhalb des Tales Oduntala oder Sing-su-hai und strömt mit starkem Gefälle durch wilde Schluchten bis Lan-tschou-fu, wo er von rechts den Tau-ho und von links den Ta-tung-ho aufnimmt. Hinter Lan-tschou wendet er sich nach Norden, durchfließt in großem Bogen das Ordosgebiet und kehrt nach Süden zurück, um auf der Höhe des ersten Bogens Tung-kuan zu erreichen. Hier treten die beiden größten Nebenflüsse, von Osten der 5—600 km lange, aber kaum schiffbare Fen, von Westen der 600 km lange seichte Wei in den Huang-ho ein. Durch das Herantreten des Ts'in-ling gezwungen, biegt der Strom nun nach Osten ab und erreicht, nachdem er noch von links den Tsin-ho und von rechts den Lo-ho aufgenommen hat, seine durch eine gewaltige Sandbank versperrte Mündung. Der Unterlauf des Huang-ho hat öfters sein Bett verlegt; im Altertum floß er, in neun kurz vor der Mündung wieder vereinigte Arme gespalten, bedeutend weiter nördlich und erreichte in der Gegend von T'ien-ts'in das Meer. Im Mittelalter haben sich wiederholt bedeutende Verschiebungen vollzogen; seit 1194 mündete der Huang-ho östlich Huai-ngan-fu unter 38½ ° n. B., bis er sich 1852 wieder um 4½ ° nördlicher wandte und, wie früher, die betroffenen Landstriche aufs ärgste verwüstete. Gegenwärtig scheint der Strom wieder sein ursprüngliches, seit 2½ Jahrtausenden verlassenes Bett aufsuchen zu wollen. Die Gesamtlänge des Huang-ho beträgt rund 4000 km, sein Stromgebiet bedeckt etwa 1 Million qkm.

Von sonstigen Flüssen Nordchinas ist nur noch der Pei-ho in der Provinz Tschih-li mit seinen Nebenflüssen Sang-kan-ho, Scha-ho und Hu-to-ho zu nennen, sowie der Huai-ho im Ngan-hui, der auf dem Huai-Gebirge entspringt und in den See Hung-ts'eh-hu mündet. Umsomehr muß hier jener künstlichen Wasserstraße gedacht werden, zu der kein anderes Land ein Gegenstück aufzuweisen vermag, des Kaiserkanals, Yü-ho oder Yün-liang-ho. Über 1100 km lang zieht sich dieses gewaltige, zu Anfang des 7. nachchr. Jahrhunderts unter dem Suikaiser Yang-ti geschaffene Werk von T'ien-ts'in durch die ganze ostchinesische Ebene bis nach Tsing-kiang-fu am Yang-tze hinab. Die gesamten Gewässer der Großen Ebene sind in den Dienst des Kanals gezogen und durch ihn und die vielen kleineren Kanäle derartig verändert worden, daß sich über ihren einstigen Verlauf, ja selbst über die Frage, welche natürlich, welche künstlich sind, keine Klarheit mehr gewinnen läßt.

Noch gewaltigere Dimensionen als der Huang-ho weist sein südchinesischer Widerpart, der Yang-tze, auf. Sein Gebiet umfaßt, das Areal des langen Oberlaufes in Tibet ungerechnet, anderthalb Millionen qkm; die Gesamtlänge des Stromlaufes beträgt über 5000 km, wovon 2700 km schiffbar sind. Der Yang-tze entspringt

am Nordrand der Tanglakette in Tibet und fließt zuerst nach Osten, dann eine weite Strecke längs der chinesisch-tibetischen Grenze nach Süden, um etwa auf der Höhe des 26. Breitegrades seinen Lauf zu ändern und eine nordöstliche Richtung einzuschlagen. Von links empfängt er hier den Ya-lung-kiang, weiter abwärts, bei Sui-fu, gleichfalls von links den Min-kiang, den Hauptfluß der Provinz Sze-tsch'uan. Der Min entspringt auf dem Min-schan, einer Parallelkette des K'un-lun, und teilt sich im Roten Becken von Sze-tsch'uan in zahlreiche Arme, die sich teils wieder vereinen, teils dem Parallelflusse To-kiang zuströmen — ein seltsames, sicherlich wenigstens zum Teil künstlich geschaffenes Flußsystem. Aus der gleichen Richtung empfängt der Yang-tze endlich bei Tschung-king den von zahlreichen Nebenflüssen gespeisten Kia-ling-kiang.

Bei Tschung-king beginnen die berühmten, 600 km langen Schluchten des Yang-tze mit ihren zum Teil nicht ungefährlichen Stromschnellen. An bedeutenderen Zuflüssen nimmt der Strom hier nur von rechts den Wu-kiang mit seinem sonderbaren, teilweise unterirdischen Flußsystem auf. Unterhalb I-tsch'ang tritt der Yang-tze in die Ebene ein und nimmt in seinem 1700 km langen, in großen Windungen gegen Osten gerichteten Unterlauf zunächst bei Yo-tschou von rechts den Abfluß des Tung-t'ing-Sees auf, einer rund 5000 qkm großen, nach der Jahreszeit stark veränderlichen Wasserfläche. In den Tung-t'ing-hu ergießen sich sämtliche Flüsse der Provinz Hu-nan. Der bedeutendste unter ihnen, der Siang-kiang, besitzt eine gemeinsame Quelle mit dem Kuei-kiang, einem Nebenfluß des großen südchinesischen Stromes Si-kiang, und stellt so eine natürliche, durch Schaffung eines Kanals nutzbar gemachte Verbindung zwischen den Systemen des Yang-tze und des Si-kiang her. Bei Han-k'ou tritt von links der 1100 km lange, in Süd-Schen-si entspringende Han-kiang in den Yang-tze ein; weiter stromabwärts von rechts der Ausfluß des 5000 qkm großen Poh-yang-Sees, in den die Flüsse der Provinz Kiang-si zusammenströmen. Zuletzt empfängt der Yang-tze noch von beiden Seiten die Abflüsse jenes großen Netzes von Seen, Flüssen, Kanälen und Staubecken, das Kiang-su und das nördliche Tscheh-kiang erfüllt und durch staunenswerte Anlagen, wie den 200 km langen „Meeresdamm" (Hai-t'ang) dem Yang-tze zugeleitet wird. Der an 120 km breiten Mündung ist eine Anzahl Inseln vorgelagert, deren Größe und Zahl sich stetig vermehrt. So entstand zu Anfang des 12. Jahrhunderts eine Sandbank, die Insel Tsung-ming, die heute eine Größe von fast 800 qkm erreicht hat und weit über eine Million Bewohner ernährt.

Als drittes großes Stromgebiet Chinas kann das der Küstenflüsse des Südostens bezeichnet werden. Da ist zunächst der T'sien-t'ang-kiang, der den Norden von Tscheh-kiang entwässert. Seine

weite Mündung ist durch den enormen Wechsel der Gezeiten (Sprungwelle von Hang-tschou) bekannt. Die Hauptader des südlichen Tscheh-kiang ist der bei Wen-tschou mündende Ta-tschi-kiang; jene von Fuh-kien der Min-kiang. Als viertes Stromgebiet schließt sich das des südchinesischen Hauptstromes Si-kiang an. Er entspringt bei Kü-tsch'eng-fu im östlichen Yün-nan und führt nach seiner Vereinigung mit dem aus Kuei-tschou kommenden Lu-kiang den Namen Hung-kiang. Vom Zusammenfluß mit dem Yü-kiang bei Sin-tschou an heißt er Si-kiang, Westfluß, im Gegensatz zu dem kurzen, aber wichtigen Nordfluß Peh-kiang und dem Ostfluß Tung-kiang, die in das Delta des Si-kiang münden. Ein besonderes Stromgebiet bildet endlich noch der Südwesten Chinas, die Provinz Yün-nan, die zum Hinterindischen Stromsystem gehört und den Oberlauf des Saluen, des Mekong und mehrerer andrer hinterindischen Ströme enthält.

Die Küste Chinas bietet für den Seeverkehr nicht eben die günstigsten Vorbedingungen. Die Nordküste besitzt bis zur Halbinsel Schan-tung keinen brauchbaren Hafen; sie versandet im Gegenteil durch die fortgesetzte Ablagerung von Sinkstoffen immer mehr und schiebt sich jedes Jahr um etwa 100 m weiter ins Meer hinaus. Die Steilküste von Schan-tung bietet eine Reihe verhältnismäßig guter Häfen, weiter südlich ist das gesamte Gestade jedoch wieder in stetig wachsender Verschlammung und Versandung begriffen. Den einzigen großen Hafen bietet die Yang-tze-Mündung. Die südchinesische Küste, vom 30. Breitegrad an, ist allerdings sehr reich gegliedert; aber ihre Einbuchtungen sind durch Hebung des Küstenniveaus gleichfalls vielfach versandet oder durch Barren gesperrt. Das unfruchtbare Granitgebirge, das sich längs der ganzen Südküste erhebt, prägt im Verein mit der Schwierigkeit der Landungsplätze dem Gestade den Stempel der Verlassenheit und Öde auf. Doch besitzt die Küste auch eine Reihe bedeutenderer Häfen. Die der chinesischen Küste vorgelagerten Inseln sind meist unbedeutend, wie der Archipel der Miau-tau an der Nordküste Schan-tung's oder jener der Tschu-schan vor der Mündung des Ts'ien-t'ang-kiang. Die einzige größere Insel ist das 34 000 qkm große Hai-nan südöstlich der Halbinsel Lai-tschou im äußersten Süden der chinesischen Küste. Das der Küste von Fuh-kien vorgelagerte, 34 750 qkm große Eiland T'ai-wan (Formosa), das den Chinesen schon im Altertum bekannt war, aber erst seit dem 14. Jahrhundert von ihnen besiedelt und 1683 annektiert wurde, gehört seit 1895 zu Japan.

Die politische Einteilung des Landes in 18 Provinzen ist zwar an und für sich noch nicht sehr alt, geht aber im wesentlichen auf die uralte Einteilung des ehemaligen Feudalstaates in

Lehensfürstentümer zurück, die sich in der Hauptsache an Grenzen hielt, die von der Natur selbst vorgezeichnet waren. So folgt auch die heutige Provinzialeinteilung aufs glücklichste den Bedingungen, die Orographie und Hydrographie für die Gliederung des Landes setzen.

Die nordöstlichste Provinz, Tschih-li, das alte Fürstentum Yen, ist, geographisch betrachtet, das Stromgebiet des Pei-ho und seiner Zuflüsse. Sie grenzt im Norden an die mongolische Steppe, im Osten an den Golf von Schan-tung; im Westen trennen sie die Ketten des Wu-t'ai-schan von Schan-si; im Süden trifft ihre Grenze gegen Schan-tung etwa mit der Wasserscheide zusammen, welche die Zuflüsse des Pei-ho von jenen des Huang-ho trennt. Die Nordgrenze fiel früher mit der Großen Mauer zusammen, ist aber dann aus politischen und militärischen Erwägungen um etwa 3 Breitegrade weiter hinausgeschoben worden und umfaßt jetzt noch das obere Stromgebiet des Liau-ho bis zu dessen Quellfluß Schar-amuren. Der Flächeninhalt Tschih-li's beträgt etwa 300 000 qkm. Den Mittelpunkt der Provinz bildet die Reichshauptstadt Peh-king (offiziell Schun-t'ien-fu) mit (1910) 693 000 Einwohnern. Südwestlich von Peking liegt die Provinzialhauptstadt Pau-ting-fu. Die größte Stadt der Provinz ist das Handelsemporium T'ien-ts'in, mit dem Hafen Ta-ku. Außerdem sind die Grenzstädte Süan-hua-fu, Tschang-kia-k'ou (Kalgan) und Tsch'eng-teh (Jehol), sowie der durch die Kaisergräber berühmte Hafen Schan-hai-kuan zu nennen. Von Angaben über die Einwohnerzahl Tschih-li's ebenso wie der anderen Provinzen wollen wir am besten ganz absehen, da zurzeit keine Anhaltspunkte für eine auch nur annähernde Abschätzung vorliegen.

Zunächst an Tschih-li grenzt die 145 000 qkm große Provinz Schan-tung, das alte Reich Lu. Sie umfaßt das Bergmassiv, das sich vom T'ai-schan über die ganze ins Meer vorspringende Halbinsel erstreckt, und die Ebene, die den Unterlauf des Huang-ho und den Mittellauf des Kaiserkanals mit den zugehörigen Gewässern umfaßt, bis dahin, wo der Kanal im Norden mit dem Flußsystem des Pei-ho, im Süden mit dem des Huang-ho in Verbindung tritt. Die Hauptstadt ist Tsi-nan-fu am Huang-ho. Die Haupthäfen an der Nordküste der Halbinsel sind Teng-tschou und Tschi-fu, neben denen das von den Engländern besetzte Wei-hai-wei nur eine geringe Rolle spielt. An der Südküste sind Kiau-tschou und die ehemalige deutsche Pachtkolonie Ts'ing-tau die bedeutendsten Küstenplätze.

An Schan-tung schließt sich östlich die 176 000 qkm große Provinz Ho-nan an, die der Huang-ho ihrer ganzen Länge nach durchzieht. Sie war im Altertum das eigentliche „Mittelreich", die Domäne des chinesischen Staatsoberhauptes, und hier ist der

Ursitz des chinesischen Volkes und seiner Kultur zu suchen. Der Osten der Provinz ist eben, der Westen Gebirgsland. Die Grenze bilden im Norden die Gebirge T'ai-hang-schan und Feng-tiau-schan gegen die Provinz Schan-si, im Westen Ts'in-ling und Fu-niu-schan gegen Schan-si, im Süden das Huai-Gebirge gegen Hu-peh. Den Westen bildet das Gebiet des Lo-ho, den Osten das Flußgebiet am Oberlauf des Huai-ho und seines Nebenflusses Scha-ho, das ohne scharfe Grenze in jenes der Provinzen Schan-tung und Ngan-hui übergeht. Die Hauptstadt ist K'ai-feng-fu am Huang-ho, den eigentlichen Mittelpunkt aber bildet geographisch wie historisch Ho-nan-fu, die uralte Residenz Lo-yang am Lo.

Das nördlich anstoßende Schan-si, das alte Feudalreich Tsin, 212 000 qkm groß, ist geographisch im wesentlichen das Flußgebiet des Fen-ho. Im Norden bilden die mongolischen Randgebirge seine Grenze, obgleich politische Rücksichten diese noch etwas weiter in die Steppe vorgeschoben haben. Im Osten und Süden trennt der Wu-t'ai-schan Schan-si von Tschih-li, der T'ai-hang-schan und Feng-tiau-schan begrenzen es gegen Ho-nan. Im Westen bildet der Huang-ho eine natürliche Scheide gegen Schen-si. Das Gebiet von Schan-si ist im wesentlichen Hochebene, die in dem fruchtbaren Becken der alten Hauptstadt T'ai-yüan-fu ihre tiefste Einsenkung erfährt.

Schen-si, der alte Staat Ts'in, grenzt in 195 000 qkm Größe westlich an Schan-si an. Der Ts'in-ling teilt die Provinz in zwei ungleiche Hälften. Die größere nördliche, das Stromgebiet des Wei-ho und seiner Nebenflüsse, ist hochgelegene Lößebene; die südliche besteht aus dem Tal des Han mit den angrenzenden Gebirgen. Im Norden wird Schen-si durch die Große Mauer vom Ordosgebiet abgegrenzt; im Osten durch den Huang-ho gegen Schan-si, durch den „heiligen Westberg“ Hua-schan und den Fu-niu-schan gegen Ho-nan und Hu-peh; im Süden durch den Ta-pa-schan gegen Sze-tsch'uan. Weniger bestimmt ist die Westgrenze gegen Kan-su, mit dem Schen-si früher eine Landschaft bildete. Die Hauptstadt Si-ngan-fu am Wei-ho, auch eine ehemalige Reichsresidenz, gilt als eine der größten Städte Chinas.

Kan-su, 325 000 qkm groß, ist erst in neuerer Zeit von Schen-si abgetrennt worden und gehörte im Altertum gleichfalls zum Reiche Ts'in. Im äußersten Osten Lößlandschaft, sonst Gebirgsland, umfaßt es das Stromgebiet des oberen Huang-ho und seiner Nebenflüsse, sowie den Oberlauf des Wei und des zum Yang-tze abströmenden Poh-schui-kiang. Im Norden trennt die meist natürlichen Bodengestaltungen folgende Große Mauer Kan-su von der Mongolei, im Süden der Gebirgszug Min-schan es von Sze-tsch'uan. Die Westgrenze ist aus politischen Gründen ein gutes

Stück in turkestanisches und tangutisches Gebiet vorgeschoben. Die Hauptstadt ist Lan-tschou-fu am Huang-ho. Su-tschou-fu, Kan-tschou-fu und Si-ning-fu sind wichtige Grenzorte.

Das „Vierstromland", Sze-tsch'uan, das mit 566 000 qkm ein Gebiet von der Größe Deutschlands darstellt, ist die ausgedehnteste, fruchtbarste und bevölkertste, auch landschaftlich schönste Provinz Chinas. Im Norden wird es durch den Min-schan und Ta-pa-schan von Kan-su und Schen-si, im Westen durch die Ketten des hinterindischen Systems von Tibet, im Süden und Südosten durch den Ta-liang-schan und die dem Laufe des Yang-tze folgenden Gebirge von Yün-nan, Kuei-tschou und Hu-peh getrennt. Wie sein Name andeutet, ist es das Gebiet von vier Nebenflüssen des Yang-tze, dem Ya-lung-kiang, Tung-kiang, Min-kiang und Kia-ting-kiang. Sze-tsch'uan ist meist Gebirgsland und Hochebene, doch ist sein Herzland eine ausgedehnte Tiefebene, das reichbewässerte Rote Becken. Die Hauptstadt ist das schöne Tsch'eng-tu-fu im Roten Becken; bedeutend sind ferner die Yang-tze-Häfen Tschung-king-fu und Sui-fu. Sze-tsch'uan bestand im Altertum aus den Staaten Pa und Schu, doch ist der größte Teil der Provinz erst unter den Han, der zum Teil noch von autochthonen Stämmen bewohnte Westen sogar erst in den letzten Jahrhunderten einverleibt worden.

Yün-nan, mit 380 000 qkm die zweitgrößte Provinz des chinesischen Reiches, bildet erst seit 1280 einen integrierenden Bestandteil des Landes. Vorher bestand hier das Vasallenkönigtum Nan-tschau, wie auch jetzt noch nichtchinesische Völkerschaften einen großen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen. Yün-nan bildet das Stromgebiet der hinterindischen Flüsse und der Nebenläufe des oberen Yang-tze (Kin-scha-kiang), der es mit seinen Talketten gegen Sze-tsch'uan abschließt. Die hinterindischen Gebirge begrenzen Yün-nan westlich gegen Tibet und Birma, südlich gegen die Schan-Staaten und Tongking, während die noch wenig bekannten Westketten es im Osten von Kuang-si und Kuei-tschou trennen. Die Hauptstadt ist Yün-nan-fu am See Tien, neben ihr sind Ta-li-fu am See Erh-hai und Li-kiang-fu im Nordwesten der Provinz, unweit des Yang-tze, die bedeutendsten Plätze.

Hu-peh, „(das Land) nördlich des (Tung-t'ing-) Sees", 185 000 qkm groß, ist das alte Königreich Ts'u. Es umfaßt das Flußgebiet des mittleren Yang-tze und seines vielverzweigten Nebenflusses Tan-kiang. Im Westen trennt der westliche Zweig des Sinischen Systems Hu-peh von Sze-tsch'uan, im Norden begrenzen der Ts'in-ling und das Huai-Gebirge es gegen Schen-si, Ho-nan und Ngan-hui, im Süden die Talketten des Yang-tze und der Lu-schan gegen Hu-nan und Kiang-si. Die Hauptstadt ist der

große Yang-tze-Hafen Han-k'ou, der mit seinen Nebenstädten Wu-tsch'ang und Han-yang eins der wichtigsten Handels- und Industriezentren Chinas bildet. Von Bedeutung sind ferner die Yang-tze-Häfen I-tsch'ang-fu und King-tschou-fu.

Hu-peh's südliche Nachbarprovinz Hu-nan, „südlich des Sees", ist das 216 000 qkm große Gebiet des Tung-t'ing-Sees und seiner Zuflüsse. Die im wesentlichen von Südwest nach Nordost verlaufenden Ketten des Sinischen Systems grenzen sie von den Nachbarprovinzen ab, von Hu-peh im Norden, Sze-tsch'uan und Kuei-tschou im Westen, Kuang-si und Kuang-tung im Süden und Kiang-si im Osten. Am Siang-kiang liegen die Hauptstadt Tsch'ang-scha und der große Handelsplatz Siang-t'an.

An Hu-nan schließt sich im Osten die 180 000 qkm große Provinz Kiang-si an, das Flußgebiet des Poh-yang-Sees und seines großen Zuflusses Kia-kiang. Im Norden reicht sie bis zum Yang-tze, im Süden bis zum Gebirge Mei-ling, das sie von Kuang-tung trennt; im Osten schließen der Ta-yü-schan und der Wu-i-schan sie von Fuh-kien und Tscheh-kiang ab. Die Hauptstadt ist Nan-tsch'ang südlich vom Poh-yang.

Die Provinz Ngan-hui, 142 000 qkm groß, umfaßt den Unterlauf des Yang-tze mit seinen Nebenflüssen und das Gebiet des mittleren Huai-ho. Der Norden ist eben, der Süden bergig. Hauptstadt ist Ngan-k'ing am Yang-tze.

Die Küstenprovinz Kiang-su, der alte Staat Wu, 100 000 qkm groß, umschließt den Südteil des Kaiserkanals mit dem Gewirr von Seen, Flüssen und Kanälen, das von den großen Seen Hung-ts'eh-hu, Kau-yu-hu und Ta-tsung-hu im Norden und T'ai-hu im Süden des Yang-tze ausgeht. Die Hauptstadt ist die frühere Residenz Nan-king oder Kiang-ning am Yang-tze. Weitere wichtige Plätze sind der Yang-tze-Hafen Tsing-kiang, das große Handelsemporium Schang-hai und Su-tschou, die Zentrale der Seiden- und Lackindustrie.

Südlich schließt sich Tscheh-kiang an, das alte Yüeh, mit 95 000 qkm die kleinste Provinz Chinas. Es umfaßt im Norden das Gebiet des Ts'ien-t'ang-kiang und im Süden das des Wu-kiang, die durch den Ta-huang-schan, der auch die Westgrenze Tscheh-kiangs gegen Ngan-hui und Kiang-si bildet, getrennt werden. Die Hauptstadt ist Hang-tschou an der Mündung des Ts'ien-t'ang-kiang. Andre bedeutende Städte sind im Nordteil Yen-tschou-fu, Schau-hing-fu und der Küstenhafen Ning-po, im Süden Wen-tschou-fu an der Mündung des Wu-kiang.

Fuh-kien, das alte Nan-Yüeh (Süd-Yüeh), 120 000 qkm groß, umfaßt das Flußgebiet des Min-kiang. Die Gebirge Ta-yü-schan und Wu-i-schan trennen es vom Innern Chinas. Die Hauptstadt

ist Fuh-tschou an der Mündung des Min. Von Bedeutung sind ferner Yen-ping am Mittellaufe des Min, das große Tschang-tschou im Süden der Provinz und dessen Hafen Hia-men, in dialektischer Aussprache Amoy.

Kuang-tung, 225 000 qkm groß, umfaßt die ganze Südküste Chinas mit den Stromgebieten des Tung-kiang, Peh-kiang und des unteren Si-kiang. Die östlichen Ketten des Sinischen Gebirgsrostes trennen es von den Nachbarprovinzen Kuang-si, Hu-nan und Fuh-kien. Im Delta des Si-kiang liegt die Provinzialhauptstadt Kuang-tschou-fu (Kanton), wohl die größte Stadt Chinas, unweit davon Foh-schan (dialektisch Fat-schan) und Schau-king-fu am Si-kiang. Im Nordosten der Provinz ist Tschau-tschou mit dem Hafen Schan-t'ou (Swatau) zu nennen, im Südwesten Lai-tschou auf der gleichnamigen Halbinsel. Von den Inselstädten vor der Si-kiang-Mündung ist Hiang-kang (Hongkong) in englischem, Ngau-men (Macao) in portugiesischem Besitz. Frankreich hat Kuang-tschou-wan unweit Lai-tschou-fu gepachtet.

Die 200 000 qkm große Provinz Kuang-si, durch die Gebirge des Sinischen Systems gegen ihre Nachbarprovinzen Yün-nan, Kuei-tschou, Hu-nan und Kuang-tung abgegrenzt und durch das Hinterindische Gebirgsland von Tongking getrennt, umfaßt beinahe das ganze Gebiet des Si-kiang und seiner Nebenflüsse. Ihre Hauptstadt ist Kuei-lin am Kuei-kiang. Daneben sind Wu-tschou-fu am Si-kiang, Sin-tschou-fu an der Einmündung des Yü-kiang in den Si-kiang und Nan-ning-fu am oberen Yü-kiang von Bedeutung.

Kuei-tschou endlich, 174 000 qkm groß, die am wenigsten kultivierte, zum Teil noch von unabhängigen Miau-tzestämmen bewohnte Provinz Chinas, umfaßt das Gebiet des zum Yang-tze führenden Wu-kiang und der linken Nebenflüsse des oberen Si-kiang und damit jenes Gebirgsland, das von den angrenzenden Provinzen Sze-tsch'uan, Hu-nan, Kuang-si und Yün-nan freigelassen wird. Die Hauptstadt ist Kuei-yang an einem Nebenflusse des Wu.

Die Mandschurei gilt gleichfalls politisch jetzt als integrierender Bestandteil Chinas und zerfällt in die drei Provinzen Scheng-king mit der Hauptstadt Feng-t'ien (Mukden), K'ih-lin mit der Hauptstadt K'ih-lin (Kirin) und Hei-lung-kiang mit der Hauptstadt Tsitsihar. Der südlichste Teil der Mandschurei, die Halbinsel Liau-tung mit der Hauptstadt Ta-lien-wan (japanisch Dairen, russisch Dalny) und der Festung Lü-schun (japanisch Ryojun, russisch Port Arthur) ist von Japan in Besitz genommen.

Ostturkestan mit der Hauptstadt Kaschgar und den Handelsplätzen Yarkand und Kuldscha ist ebenfalls unter dem Namen Sin-tsiang „das Neue Gebiet“ China unmittelbar einverleibt. Dagegen ist

die Stellung der Mongolei, die zunächst in die Innere und Äußere Mongolei mit den Hauptstädten Urga und Uljassutai und weiterhin in Stammesgebiete zerfällt, vorläufig noch umstritten und unsicher (s. u.), während in Tibet und seiner Hauptstadt Lhassa die lamaische Theokratie zurzeit wenigstens nominell unter der chinesischen Oberhoheit noch fortbesteht.

Den Verkehr zwischen den Provinzen vermittelt in Verbindung mit den Flüssen und Kanälen ein ausgedehntes Straßennetz, das zum Teil bis in die älteste Zeit zurückdatiert. Die wichtigsten dieser teils zu Land, teils zu Wasser führenden Straßen sind die folgenden:

Von Han-k'ou, das geographisch etwa den Mittelpunkt des heutigen China darstellt, führen zwei große Verkehrswege durch Mittel- und Südchina nach Kanton. Der erste geht zuerst den Yang-tze aufwärts, führt dann über den Tung-t'ing-See dem Siang-kiang und seinem Nebenflusse Lei nach über den Tsche-ling-Paß und erreicht, dem Peh-kiang folgend, Kanton. Der zweite zieht den Yang-tze abwärts und erreicht über den Poh-yang-See, den Kan-kiang und den Mei-ling-Paß den Peh-kiang und damit Kanton.

Südchina wird sodann durch eine Straße erschlossen, die den Si-kiang aufwärts nach Yün-nan-fu und Ta-li-fu führt und die von Hinterindien herauffführenden Handelswege aufnimmt. Sie trifft in Yün-nan mit der Straße zusammen, die von King-tschou am Yang-tze durch Hu-nan und Kuei-tschou nach Südwesten führt und weiter zur birmanischen Grenze zieht, wo sie in Bhamo mit den Verkehrswegen des Brahmaputra-, Saluen- und Irawaditales zusammentrifft. Han-k'ou ist andererseits durch den Yang-tze und seinen Nebenfluß Min-kiang mit Tsch'eng-tu-fu, der Hauptstadt Sze-tsch'uan's, und weiterhin durch die von hier aus weiterführenden Landwege mit dem Westen des Reiches verbunden. Während eine Straße über Ta-tsien-lu und Ba-t'ang an der tibetischen Grenze nach Lhassa führt, zweigt eine andere bei Ya-tschou von ihr ab und erreicht über Ning-yüan-fu Ta-li und weiterhin Bhamo.

Mit Peking und dem Norden ist Han-kou sodann verknüpft durch die große Straße, die über Fan-tsch'eng durch die Einsenkung zwischen Ts'in-ling und Huai-Gebirge am Ostabfall des nordchinesischen Gebirgslandes vorbei bis Wei-hui-fu führt und sich hier mit einem zweiten, von Han-k'ou geradeswegs über das Huai-Gebirge führenden Weg vereinigt, mit dem gemeinsam sie nach Peking weiterzieht. Von Peking aus führen zwei Wege in die Mongolei, der eine über Nan-k'ou und Kalgan, der zweite über Ku-peh-k'ou und Jehol. Längs der Küste zieht sich sodann über Yung-p'ing-fu am Meere entlang die Straße, die Peking mit Feng-t'ien-fu und der Mandschurei verbindet.

Von der erstgenannten Straße Peking-Han-k'ou zweigen sodann mehrere Straßen nach Osten und Westen ab. Die wichtigste ist jene, die sich über den Ts'in-ling nach Si-ngan-fu zieht, ferner die beiden, die sich bei Siang-tsch'eng nach Ho-nan-fu und nach K'ai-feng-fu abzweigen. Von Ho-nan-fu, dem natürlichen Mittelpunkt Nordchinas, laufen dann Wege nach allen Richtungen. In nordöstlicher Richtung überschreitet eine Straße den Huang-ho bei Meng, berührt Huai-king-fu und überschreitet den T'ai-hang-schan. Bei P'ing-yau trifft sie auf die Straße, die von Südwesten über Si-ngan-fu, P'u-tschou-fu und P'ing-yang-fu heranzieht, und erreicht mit ihr vereinigt T'ai-yüan-fu, um über Tscheng-ting-fu nach Peking weiterzulaufen. Von T'ai-yüan-fu führt ein weiterer Weg nördlich über Tai-tschou und Ta-t'ung-fu in die Mongolei. Endlich führt von Ho-nan-fu noch eine Straße in westlicher Richtung über Tung-kuan in das Tal des Wei nach Si-ngan-fu. Bei Hien-yang zweigt eine andere alte Route über Pin nach Lan-tschou ab, das auch direkt mit Si-ngan-fu in Verbindung steht. Von Lan-tschou endlich zieht sich die berühmte Karawanenstraße über Kan-tschou und Su-tschou zum Yüh-men hin, um sich hier in den südlichen und nördlichen Weg — Nan-lu und Peh-lu — zu gabeln und so Ostturkestan zu durchqueren und Chinas Verbindung mit Westasien herzustellen. Endlich muß noch der über den Ts'in-ling führenden Verbindungsstraße zwischen Si-ngan-fu und Tsch'eng-tu-fu gedacht werden, sowie der großen Oststraße, die von Peking durch Schan-tung nach Kiu-kiang hinunterführt und dort Anschluß an die nach Kanton führenden Verkehrswege findet.

Das Klima Chinas wird in erster Linie durch die Monsunwinde bestimmt, die hier mit besonders auffallender Regelmäßigkeit wehen. In Asien liegt im Winter das Gebiet des höchsten, im Sommer das des niedrigsten Luftdruckes auf der ganzen Erde. Daher strömt die Luft im Winter aus Asien ab, im Sommer nach dem Kontinent ein. In Ostasien wehen darum während des ganzen Winters Landwinde, im Sommer ebenso regelmäßig Seewinde. Der Winter ist daher in China trocken und kalt, der Sommer heiß und regenreich. Nordchina hat durch seine boreale Lage und die Nähe der zentralasiatischen Wüstengebiete Kontinentalklima mit bedeutenden Temperaturschwankungen und schroffem, regelmäßigem Wechsel der Jahreszeiten. Südchina dagegen besitzt ausgeprägtes Seeklima, in dem diese Gegensätze weit weniger scharf hervortreten.

Geologisch ist China ein ziemlich altes Land. Archaische Gesteine treten zwar nur in begrenzten Gebieten zutage; dagegen tritt die sogenannte Sinische Formation, eine vom Archaicum zum

Cambrium überleitende, in ihren oberen Schichten schon Versteinerungen aufweisende Kalksteinformation, fast überall außer im Ts'in-ling und den südlich angrenzenden Gebirgen hervor. Silurische Schichten finden sich im Ts'in-ling und südlich davon; devonische gleichfalls im Süden des Ts'in-ling und in mehreren Regionen Südchinas, so in Kuang-tung und Yün-nan. In enormer Mächtigkeit folgen sodann karbonische Schichten, die ganz Nordchina erfüllen und in Südchina überall vereinzelt auftreten. Die Steinkohlenformation gliedert sich in drei Abteilungen; zu unterst liegt der sog. Kohlenkalk, auf diesen folgen die eigentlichen Steinkohlenschichten und schließlich eine Sandsteindecke, der „Überkohlensandstein". Zur mesozoischen Zeit war Nordchina bereits vom Meere frei; die Kohlenschichten sind daher nicht von neuen Ablagerungen bedeckt worden und treten überall fast an die Oberfläche — eine Tatsache, die wirtschaftsgeographisch von der allergrößten Bedeutung ist. Ablagerungen aus der Jurazeit finden sich nur vereinzelt, so in Nordostchina und an der Grenze zwischen Schan-si und der Mongolei. Gleichaltrige Gebilde erscheinen in Südchina, so treten namentlich im Roten Becken von Sze-tsch'uan rottonige Sandsteine und sandige Tone auf, denen die große Fruchtbarkeit dieses Landstriches im wesentlichen zu verdanken ist. Spätere Schichten lassen sich nicht mehr mit Sicherheit nachweisen; insbesondere scheint in ganz China keine Spur der Kreideformation vorzukommen. Das Land muß also schon damals vom Meere völlig frei gewesen sein. Gelegentlich auftretende pliocäne Tone sind als Ablagerungen aus Binnenseen zu betrachten; der sog. Seelöß, eine jungtertiäre Bildung, als ein Rückstand alter Salzseen. Diese Erscheinungen leiten bereits zu dem schon oben beschriebenen Löß hinüber, dem wichtigsten rezenten geologischen Gebilde Chinas. Ihm entspricht in Südchina der Laterit, ein auch aus anderen tropischen Zonen bekanntes Verwitterungsprodukt verschiedener Gesteine. Alluvium ist auch die gesamte Große Ebene, die den Ablagerungen des Huang-ho und des Yang-tze ihr Dasein verdankt; ebenso die Umgegend des Poh-yang und des Tung-t'ing-Sees, sowie ein Teil des Roten Beckens von Sze-tsch'uan.

Von Eruptivgesteinen tritt Granit an der ganzen Südküste zutage, ferner im Innern der Südostprovinzen, in Yün-nan, im Yang-tze-Tal, im Ts'in-ling, in den Gebirgen um Peking und in Schan-tung. Porphyre sind gleichfalls weitverbreitet. Basalte finden sich in der Großen Ebene, doch sind sie gleich anderen Eruptivgesteinen hier meist von späteren Anschwemmungen überdeckt und schwer nachzuweisen. Auch am mongolischen Steppenrand finden sie sich; ebenso treten bei Kanton Basaltsäulen zutage.

Tätige Vulkane gibt es im eigentlichen China heute nicht

mehr. Spuren jungvulkanischer Tätigkeit finden sich dagegen zahlreich in der Umgegend von Peking, im östlichen Ts'in-ling und in Yün-nan. Heiße Quellen existieren besonders in der Nähe von Peking, bei Nan-king, in Fuh-kien und im südlichen Yün-nan. Gasquellen gibt es in Sze-tsch'uan, Yün-nan, Kuang-si und Schan-si; berühmt sind namentlich jene bei Ta-tsien-lu im westlichen Sze-tsch'uan, die seit alters zu künstlicher Heizung und Beleuchtung verwandt werden.

Erdbeben sind in China häufig und auch von den Chinesen, die schon im zweiten Jahrhundert nach Chr. den Seismographen erfanden, seit alters eifrig studiert worden. Nach den vorliegenden Beobachtungen lassen sich drei Erdbebenzonen unterscheiden; eine Inselzone, die T'ai-wan und Hai-nan umfaßt; eine Küsten- und eine Inlandzone. Die Küstenerdbeben sind zahlreich, aber meist schwach und ungefährlich; die Inlandbeben seltener aber heftiger. Besonders scheinen die Westprovinzen Schen-si, Kan-su, Sze-tsch'uan und Yün-nan davon heimgesucht zu werden.

An Mineralschätzen ist China sehr reich. Vor allem ist hier, wie schon angedeutet, die Kohle zu nennen, von der namentlich Tschih-li, Schan-tung, Schan-si und Schen-si, sodann Sze-tsch'uan und Yün-nan unermeßliche Lager besitzen, die sich aber auch in fast allen anderen Provinzen in mehr oder minder reichen Massen findet. Unter den Metallen steht an erster Stelle das Eisen, das gleichfalls fast allgemein verbreitet ist und besonders in Schan-si und Sze-tsch'uan sehr reiche Minen darbietet. Kupfer und Silber kommen ebenfalls nahezu überall vor; Yün-nan und Schan-tung liefern Blei, die Yang-tzeprovinzen Zinn, Quecksilber, Arsen und Schwefel. Gold kommt in Schan-tung, in der Mandschurei und Mongolei, in Turkestan und an der Grenze von Tongking vor. Flußgold findet sich namentlich im oberen Yang-tze, dem „Goldsandfluß" (Kin-scha-kiang) und seinen Nebenflüssen. Von nutzbaren Mineralien ist vor allem der Nephrit (Yüh), auch Jade genannt, zu erwähnen. Er war in der neolithischen Periode das gewöhnliche Material für Werkzeuge und muß damals in China ganz allgemein verbreitet gewesen sein. Doch waren seine zum Teil noch heute bekannten Fundstellen schon im Altertum so völlig erschöpft, daß der Stein fast nur noch aus Khotan in Turkestan eingeführt wurde. Hier besitzt die Nephritindustrie noch heute ihr einziges Zentrum auf der Erde. Marmor, Jaspis, Speckstein, Bergkrystall und andre Bau- und Schmucksteine, von denen schon das Yü-kung um 2000 v. Chr. eine lange Reihe aufzählt, kommen aus den verschiedensten Provinzen. Technisch wichtige Erden liefern namentlich die Yang-tzeprovinzen, so Kiang-si die Porzellanerde. Steinsalz wird aus den Salzbrunnen von Sze-tsch'uan und Yün-nan gewonnen;

auch an der Meeresküste existiert fast überall eine alte Salzindustrie. Die Gasquellen von Sze-tsch'uan und mehreren anderen Provinzen endlich liefern Naphtha und natürliches Gas.

Die Pflanzenwelt Chinas bildet ein besonderes Gebiet für sich, das in den geologisch alten Partien des Landes auch recht archaische Züge aufweist. Die Flora Nordchinas gehört der gemäßigten Zone an und weist laubwechselnde Wälder auf, die jenen Europas gleichen, doch auch manches Eigenartige besitzen, wie die Magnolia, den Gingko und andre unseren Wäldern fremde Formen. Überdies neigt Nordchina durch seinen der Vegetation abgeneigten Lößboden zur Waldlosigkeit und nähert sich daher etwas dem Charakter der zentralasiatischen Steppen. Ackerland und Heide nehmen den größten Teil seines Gebietes in Anspruch. Südchina dagegen weist eine subtropische Flora mit immergrünen Wäldern auf. Von den Nutzpflanzen sind verschiedene Nadelhölzer hervorzuheben, ferner der Lackbaum (Rhus vernicifera), der in Südchina einheimische Kampferbaum, mehrere Palmenarten des äußersten Südens und der Bambus mit seinen schier unerschöpflichen Verwendungsmöglichkeiten. Unter den Kulturpflanzen ragen hervor in Nordchina Hirse, Weizen, Roggen und ähnliche Getreidesorten; im Süden der Reis, die Baumwolle, das Zuckerrohr und der Teestrauch — letzterer aber durchaus kein einheimisches Gewächs, sondern erst im vierten nachchr. Jahrhundert durch buddhistische Mönche aus Indien eingeführt. Auch der für die Seidenzucht so wichtige Maulbeerbaum darf nicht vergessen werden, ebensowenig die vielen vorzüglichen Obstsorten Chinas — ist es doch u. a. die Heimat der Apfelsine, der Mandarine und des Rhabarbers, wie auch der Alraunwurzel Ginseng. Im ganzen ist in Ostchina der ursprüngliche Charakter der Vegetation durch die alte und weit vorgeschrittene Kultur aufs stärkste umgestaltet und verändert worden, während er sich im Westen noch verhältnismäßig treu erhalten hat.

Die Tierwelt hat unter dem Einflusse der Kultur gleichfalls starke Veränderungen erfahren. Von großen Raubtieren kommen Tiger und Panther noch vielfach in Gebirgsgegenden vor; der braune Bär (Hiung) und sein grauer Vetter (P'i) haben sich nach Westchina zurückgezogen. Von den großen Huftieren sind der Elefant und das ein- und zweihörnige Nashorn, die im Altertum in ganz Süd- und Mittelchina bis hinauf nach Ho-nan vorkamen, heute, wenn überhaupt, nur noch im äußersten Süden und Südwesten zu finden. Von den Hirschen wird der sonst ausgestorbene Mi (Elaphurus davidianus) noch im kaiserlichen Jagdpark bei Peking gehegt. Das im Altertum mehrfach erwähnte Einhorn war anscheinend ebenfalls ein wirkliches Geschöpf, dessen wahre Natur jedoch ganz rätselhaft ist. Affen leben in ganz China, wie auch

in Tibet. Unter den Vögeln ist der Fasan, als Phönix in die chinesische Mythologie übergegangen, für China charakteristisch, ferner Pfau, Reiher, Kranich, Ente und Wildgans, die in Kunst und Literatur eine so große Rolle spielen. Der Papagei wird seit ältester Zeit gezähmt. Unter den Singvögeln ist die chinesische Nachtigall besonders bekannt. Unter den Reptilien kommt das Krokodil heute nur noch vereinzelt im Yang-tze und in einigen Gewässern Südchinas vor; im Altertum war es jedoch weitverbreitet und spielt in der Mythologie als Drache eine hervorragende Rolle. Charakteristisch ist für China ferner die Schildkröte, die in den religiösen Vorstellungen gleichfalls hervortritt. Südchina ist reich an Schlangen; der Python von Yün-nan ist als „elefantenfressende Schlange" ebenfalls in die Mythologie eingedrungen. Von den chinesischen Fischen, an denen Chinas Gewässer sämtlich sehr reich sind, sind bei uns namentlich die Zierfische, wie der Goldfisch, bekannt geworden. Unter den Insekten sind der Seidenspinner und die Wachsschildlaus von Sze-tsch'uan volkswirtschaftlich wichtig.

Die schon seit ältester Zeit genannten sechs Haustiere der Chinesen sind Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Hund und Huhn. Das Pferd ist nach sprachlichem Zeugnis von den Mongolen entlehnt, in deren Land es — gleich dem in Nordchina ebenfalls als Tragtier verwandten Kamel und dem Esel — noch wild vorkommt. Der Yak ist den Chinesen ebenfalls schon im hohen Altertum durch die Tibeter bekannt geworden. Die Katze wurde erst zur Han-Zeit aus Westasien eingeführt.

So ist China ein in jeder Beziehung von der Natur reich ausgestattetes Land, fähig, eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren und eine selbständige und hohe Kultur hervorzubringen, die wir im Folgenden näher betrachten wollen.

II. Die Völker Chinas

Die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches ist unbekannt. Zwischen 330 und 470 Millionen schwanken die Schätzungen, die in neuerer Zeit darüber aufgestellt worden sind. Vielleicht kommen die höheren Ziffern der Wahrheit näher als die niedrigen. Denn die Statistik hat in China bisher nicht rein wissenschaftlichen, sondern praktischen Zwecken, vor allem der Steuererhebung, gedient. Größere Hinterziehungen sind also zumindestens nicht unwahrscheinlich. Mit einem weiten Spielraum könnte die Zahl von 400 Millionen — ein Viertel der gesamten Menschheit — als die wahrscheinlichste angesehen werden.

China beherbergt hunderte von Völkerstämmen; doch sind nur einige wenige kulturell und politisch von Bedeutung. Die überwältigende Masse der Bevölkerung bilden die Chinesen selbst. So wenig wie irgend ein anderes Volk der Erde sind sie eine reine oder einheitliche Rasse; im Norden Chinas sind sie stark mit mongolischen, türkischen und tungusischen Elementen durchsetzt, während sich im Süden die alten Autochthonenstämme mit ihnen gemischt und ihnen manches von ihrem Typus und Charakter mitgeteilt haben.

Anthropologisch kann man unter den Chinesen somit zwei Haupttypen unterscheiden, den nord- und den südchinesischen. Beide sind im Äußeren wie in der Charakteranlage von dem sie umgebenden Milieu geschaffen worden. Die weite Ebene Nordchinas hat den Nordchinesen hervorgebracht. Das trockene, regelmäßige Klima, die gesunde, konstante Lebensweise haben, zusammen mit dem immer wieder aus Innerasien zugeflossenen frischen Blut, einen schöngewachsenen, kräftigen Menschenschlag erzeugt. Obwohl man von einem „Typus" beim Chinesen ebensowenig reden kann wie bei irgend einem andern Volke, so fallen doch als immer wiederkehrende Merkmale jene auf, die man gewöhnlich als Kennzeichen der „mongolischen Rasse" bezeichnet: der runde, kurze Schädel, das straffe, schwarze Haar, der spärliche Bartwuchs, die vortretenden Jochbeine, die etwas schiefen, vorspringenden, aber durchaus nicht

immer „geschlitzten" Augen, die flache, dabei aber oft etwas gekrümmte Nase, der lange schlanke Oberkörper und die — wohl ein Zeichen alter und hoher Kultur — auffällig feingeformten Hände und Füße.

Dieselben physischen Merkmale weist nun zwar auch der Südchinese auf, und doch macht er einen vom Nordchinesen wesentlich verschiedenen Eindruck. Das rauhere Gebirgsland und die Blutmischung mit den Wildstämmen des Süden haben einen kleineren, weniger verfeinerten Menschenschlag hervorgebracht, dem zugleich das Klima eine dunklere Hautfarbe verliehen hat als seinem nördlichen Bruder. Nicht minder wie im körperlichen Habitus ist diese Zweiteilung in dem Charakterunterschied wahrzunehmen, der die Bevölkerung des Nordens von jener des Südens trennt und seit ältester Zeit einen der großen Faktoren darstellt, die auf die Geschichte Chinas entscheidend eingewirkt haben.

Allerdings ist es eine gewagte Sache, den Charakter des Chinesen darstellen zu wollen. Denn wohl keinen Zug des Menschenherzens gibt es, der ihm fremd wäre. Wie das Land, so ist auch das Volk ein Reich der Gegensätze; am selben Orte, ja im selben Menschen finden sich die widerstreitendsten Regungen vereint. Und doch lassen sich auch hier wenigstens in gewissen großen Zügen Unterschiede im Charakter nachweisen. Die nordchinesische Lößebene, die ihren Bewohnern seit alters eine auf dem Ackerbau beruhende Lebensweise vorschrieb, hat auch ihr geistiges Wesen ausgeprägt. Bis heute wurzelt das Nordchinesentum im Bauernstand; bis heute sind seine hervortretendsten Eigenschaften die eines — freilich durch die jahrtausendealte Kultur, die schon frühzeitig zum Städtebau und damit zur Verfeinerung der Sitten gelangte, gebildeten und gehobenen Bauernvolkes. So erklären sich des Nordchinesen Genügsamkeit und Zufriedenheit, die anderseits freilich jene typische Stagnation und Abneigung gegen den Fortschritt erzeugen; ferner der unverdrossene Fleiß und die unbedingte Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, die dem Chinesen des Nordens ebenso wie den benachbarten Mongolen und Türken nachgerühmt werden. So erklärt sich sodann der enge Zusammenhalt der Familie, der Sippe und des großen Verbandes aller Sippen, des Staates, und jene beispiellose Solidarität, mittels der das Volksganze jeden fremden Einfluß niederzwingt und sich dienstbar macht, die aber anderseits wohl gerade durch das enge Einschmieden des Individuums in die Fesseln der Gesellschaft zur Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe der Mitmenschen führt — wie der Chinese auch dem Tier gegenüber einmal rührende Sorgsamkeit, anderseits gefühllose Grausamkeit an den Tag legt. Die feste Bindung der Familie ist sodann die Wurzel der Pietät, dieser chinesischen Grundtugend, mit der Schick-

[illegible]

[illegible] genießen [illegible]

[illegible]

Ich weiß [illegible]

[illegible]

eine Blumarie. [illegible]

[illegible]

[illegible] jeden [illegible]

bricht immer und überall wieder durch; sie zeigt sich selbst in der Sprache und ist vielleicht die Ursache davon, daß weder das Chinesische noch eines seiner Schwesteridiome ein grammatisches Geschlecht ausgebildet hat oder die Personifikation in ausgedehntem Maße anwendet. Und auch im Süden spürt man immer noch den engen Horizont der Lößtäler, in denen die chinesische Kultur entstand; auch hier die Neigung zum Verflachen, zum Schematisieren, zur ewigen Wiederholung desselben Themas, die selbst die chinesische Poesie trotz ihrer wundervollen Schönheit und Innigkeit auf die Dauer eintönig wirken läßt. Aber immerhin besitzt der Süden gegenüber dem Norden einen gewaltigen Überschuß an Phantasie und Gefühl. So ist, während der Norden seine nüchterne Verstandesreligion κατ' ἐξοχήν ausbildete, die alte Religion des Südens das phantastisch-mystische Gebäude des Tauismus geworden, das heute, mit indischen Ideen durchsetzt, die religiösen Bedürfnisse des gewöhnlichen Chinesen befriedigt. Und war der Norden allezeit die Heimat der großen Staatsmänner und Gelehrten und der Boden, auf dem die großartigen, aber trockenen Werke der Philologie und Geschichtsschreibung entstanden, so ist der Süden dafür das Land der Künstler und Dichter. Vornehmlich aus den Provinzen Tscheh-kiang und Kiang-si sind die großen Maler hervorgegangen, und Sze-tsch'uan, Hu-peh und Hu-nan, die romantischsten und schönsten unter allen Provinzen Chinas, sind seit alters die Heimat der Poesie. Auch die Symbolik, die in China auf allen Gebieten eine so große Rolle spielt, mag in dem phantastischen Süden ihren Ursprung genommen haben, wie der sie begleitende Schematismus sicherlich dem nüchternen Norden entstammt.

So erklärt sich vieles in dem anscheinend so rätselhaften und kontrasterfüllten Charakter des Chinesen, wenn man die Umstände betrachtet, die ihn hervorgebracht haben. Muß nun das Werden und Wirken der chinesischen Nation den folgenden Kapiteln vorbehalten bleiben, so folge hier dafür noch eine kurze Skizze jener Völker, mit denen die Chinesen den Boden ihres Reiches teilen.

In der ältesten Zeit sahen sich die Chinesen auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben. Sie unterschieden im Norden die Tih, im Westen die Jung, im Osten die I und im Süden die Man. An ethnische Gruppen ist bei dieser Einteilung wohl weniger zu denken als an geographische, vielleicht auch an politische Einheiten. Von den drei erstgenannten Nationalitäten wissen wir wenig mehr als die Namen, und es sind vorläufig nur recht gewagte Vermutungen, wenn man auf Grund der bloßen Lautähnlichkeit die Tih (altchinesisch Tik) mit den Türken oder gar die Jung (alt Nung) mit den Hunnen identifizieren will. Besser ist es mit der Kenntnis der Südvölker bestellt. Schon im hohen Altertum heben

sich unter ihnen zwei große Gruppen hervor, deren Nachkommen noch heute in Südchina leben; die Miau-tze im Süden und die Man-tze im Südwesten des alten China.

Die Miau-tze, auf deren Rolle in der chinesischen Geschichte wir im nächsten Kapitel zu sprechen kommen, bewohnten im Altertum das ganze Yang-tze-Gebiet, wurden aber von den Chinesen teils durch Kämpfe, teils durch friedliche Durchdringung aufgesogen und verdrängt, so daß sie heute nur noch in geringen, aber unbezwungenen Resten im Gebirgsland von Kuei-tschou hausen. Der Sprache nach gehören die Miau-tze zum siamesisch-chinesischen Zweige des indochinesischen Sprachstammes. Sie scheinen den Siamesen, denen sie auch in Typus und Charakter ähneln, zunächst verwandt zu sein. Die Miau-tze sind im allgemeinen kleiner und plumper, aber kräftiger gebaut als die Chinesen, besitzen gröbere Züge und noch geringeren Bartwuchs als jene. Sie zerfallen in 82 Stämme, die von den Chinesen in zwei Gruppen unterschieden werden, in Scheng-Miau, „Natur-Miau", die ihren nationalen Sitten im wesentlichen treu geblieben sind, und Schu-Miau, Kultur-Miau, die in der Hauptsache bereits sinisiert sind. Die Kultur der Miau-tze ist ein seltsames Gemisch aus ganz primitiven Zügen und Elementen hoher Kultur, die durchweg von den Chinesen entlehnt sind, hier und da aber vielleicht auch aus jener alten Zivilisation herstammen, deren sich ein Teil der Miau-Völker vor drei bis vier Jahrtausenden erfreute. Die Wohnungen der Miau waren ursprünglich Felshöhlen und Baumnester, wie sie bei einigen Stämmen noch vorkommen. Die Kleidung weist, obgleich stark von der chinesischen beeinflußt, im Schnitt und namentlich in der Ornamentik manches Eigenartige auf. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Tauschhandel mit den Chinesen. Die Miau-tze besitzen eine alte Metalltechnik und eine eigenartige Kunst. Ihre Religion ist Animismus, jedoch stark von chinesischen Vorstellungen beeinflußt. Die soziale Organisation ist demokratisch und kennt als gesellschaftliche Verbindungen nur die Familie und den Stamm. Die Autorität der Häuptlinge beschränkt sich auf die Führung im Kriege und die Vertretung gegenüber den Chinesen. Die Heiratsgebräuche zeigen starke Überreste von Promiskuität, die sich namentlich in den auch den alten Chinesen bekannten Massenheiraten im Frühling äußern. Auch Reste von Mutterrecht und dem damit verbundenen Totemismus finden sich, wie die Stellung der Frau überhaupt sehr frei ist. Das Männerkindbett (Couvade) kommt vereinzelt noch vor. Eine nicht ganz unbedeutende Geisteskultur zeigt sich in dem Vorhandensein einer eigenen Schrift, über deren Herkunft — ob selbsterfunden oder von den Chinesen entlehnt — das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen ist.

Den Miau-tze augenscheinlich verwandte Tai-Stämme wohnen in Kuang-tang und Kuang-si, und auch die noch wenig bekannten Li-mu im Innern der Insel Hai-nan gehören vielleicht hierher.

Die Man-Völker, die im Altertum das ganze Gebiet der Südwestprovinzen Sze-tsch'uan und Yün-nan innehatten, sind heute gleichfalls auf die entlegensten und wildesten Teile dieser Provinzen beschränkt, wo sie sich zum Teil noch ihrer Unabhängigkeit erfreuen. Der Sprache nach gehören die Man teils zum tibeto-birmanischen Stamme, teils zur Tai-Familie, doch bergen sich unter ihnen sicherlich noch Völker ganz verschiedener Herkunft. Der bedeutendste Man-Stamm, die Lo-lo, besitzt nach chinesischen Angaben „hohe Nase und tiefliegende Augen", die übliche Bezeichnung des kaukasischen Typus, und europäische Beobachter haben dieses Urteil bestätigt. Auch sind die Lo-lo ihrer Tradition zufolge von Westen eingewandert; es wäre also nicht unmöglich, daß wir es hier mit einem indischen Stamme zu tun hätten, der seine Sprache mit einem birmanischen Idiom vertauscht hat. Die Lo-lo werden als groß, kräftig und kühn geschildert, sie haben eigenes Kostüm und eine sonderbare, hornartige Haartracht; Ackerbau und Viehzucht bilden ihre Hauptbeschäftigung. Sie besitzen keine ausgebildete Stammesorganisation; die Häuptlinge sind lediglich Heerführer und repräsentieren den Stamm nach außen hin. Doch besitzen die Lo-lo eine Klasseneinteilung; sie gliedern sich in Schwarzknochen, die eine Art Adelskaste darstellen, und Weißknochen, zu denen die Masse des Volkes gehört. Chinesische Gefangene und ihre Nachkommen werden als Sklaven gehalten; für gewöhnlich jedoch besteht zwischen Lo-lo und Chinesen ein friedlicher Tauschverkehr. Die freie Stellung der Frau deutet auf altes Mutterrecht hin, wie auch der Totemismus, von dem die Lo-lo gleich fast allen indochinesischen Völkern unverkennbare Spuren aufweisen. Ihre animistische, von schamanistischem Kultus begleitete Religion besitzt eine komplizierte, sehr interessante Mythologie, über deren Originalität allerdings begründete Zweifel bestehen. Die Lo-lo besitzen auch eine eigene, möglicherweise von den Chinesen entlehnte Schrift und eine kleine Literatur.

Neben den Lo-lo wohnen in Yün-nan zahlreiche andere Völkerschaften tibeto-birmanischer Herkunft, so die Mo-so, die gleichfalls eine eigene Schrift besitzen, die Li-su, La-ma und viele andre; chinesische Ethnographen machen über 140 Stämme in Yün-nan namhaft. Auch zahlreiche Taivölker leben in Yün-nan; so die Poh-i, die Tschuang-kia, Min-kia, Schan und eine Reihe kleiner Nationen, die bis 1280 in dem Reiche Nan-tschau eine große politische Organisation besaßen. Im Westen von Yün-nan und Sze-tsch'uan wohnen noch Reste des Volkes, das nächst den Chinesen das bedeutendste und zivilisierteste des chinesischen Reiches ist, der Tibeter.

Die Tibeter sind von Osten in das heutige Tibet eingewandert. Sie sind anscheinend identisch mit dem alten Nomadenvolke der K'iang, das in ältester Zeit westlich von den Chinesen wohnte und auch zum Aufbau der chinesischen Nation beigetragen hat. Um 2200 v. Chr. werden tibetische Stämme in Schen-si erwähnt; langsam und schrittweise sind sie dann durch die Ausbreitung der chinesischen Kultur nach Westen gedrängt worden; ein Prozeß, der noch jetzt seinen Fortgang nimmt. Das tibetische Volk verdankt den Chinesen zwar viele Elemente seiner Kultur, weit mehr aber den Indern, deren Einfluß sich seit dem 7. nachchristlichen Jahrhundert in Tibet geltend machte. Als wichtigste Kulturgüter gab Indien den Tibetern ihre Schrift und ihre Religion, den zu einem eigentümlichen hierarchischen System entwickelten Buddhismus. Trotz ihrer verhältnismäßig hochentwickelten Kultur haben die Tibeter eine Menge hochaltertümlicher Züge bewahrt; so ein aus Polyandrie und Polygamie gemischtes System alter Gruppenehe und viele Reste von Mutterrecht; sogar die im Mittelalter dort allgemeine, heute noch bei einigen Tibeterresten in Sze-tsch'uan bestehende Gynäkokratie. Auch die Sprache ist die altertümlichste des indo-chinesischen Stammes und hat Lautwesen und Flexion am treuesten bewahrt. Die äußere Erscheinung der Tibeter erinnert an ihre Totemsage, die sie von einem Affen und einer Felsengöttin abstammen läßt. Sie führen in den Steppen und Wüsten Nordtibets ein der Natur ihres Landes entsprechendes Nomadenleben, während sie in den Hochtälern des Südens und Ostens zur Seßhaftigkeit gelangt sind. Die Wohnungen der seßhaften Tibeter sind Steinhäuser, während die Nomaden in Zelten leben. Die Tracht ähnelt der chinesischen, ist aber dem kalten Klima des Landes angepaßt. Die Tibeter leben von der Viehzucht und, wo es die Umstände gestatten, vom Feldbau; die Stadtbevölkerung treibt Industrie und Handel mit den Nachbarvölkern. Die Landesreligion ist der Buddhismus nördlicher Schule, nach seinen geistlichen Vertretern, den Lama, auch Lamaismus genannt. Er wird von einer hierarchisch gegliederten Geistlichkeit gepflegt, deren Oberhaupt der Dalai Lama von Lhassa ist. Der Buddhismus hat in Tibet außerordentlich viele volkstümliche Vorstellungen aufgenommen und einen reichen und prächtigen Kultus ausgebildet. Neben ihm besteht hier und da noch die alte Bon-Religion, eine Mischung von urtibetischem Schamanismus mit indischen und iranischen Ideen. Die religiöse, sowie die wissenschaftliche und belletristische Literatur der Tibeter ist außerordentlich reich; sie wird mit einer aus dem indischen Devanagari-Alphabet abgeleiteten Schrift geschrieben und gedruckt. Die Macht im Lande besitzen die Geistlichkeit und der Feudaladel; die weltlichen Fürsten Tibets sind im Kampfe mit der Hierarchie untergegangen.

Mit den Tibetern verwandt sind die wilden und räuberischen Tangutenstämme des Tsaidamgebietes, die Si-fan in West-Szetsch'uan und die Gyami an der chinesisch-tibetischen Grenze, deren Sprache eine Mittelstellung zwischen dem Chinesischen und dem Tibetischen einzunehmen scheint.

Chinesisch-Turkestan ist von mohammedanischen Türkstämmen bewohnt, deren wichtigste Vertreter die seßhaften Tartaren und die nomadisierenden Kirgisen sind. Die chinesisch sprechenden Dunganen im nördlichen Turkestan sind wahrscheinlich islamisierte Chinesen, wie schon ihr Name (vermutlich von türkisch tungani Konvertiten) anzudeuten scheint, doch herrscht über ihre Herkunft noch keine rechte Klarheit. Auch iranische Elemente finden sich in Turkestan, so die noch dem altpersischen Lichtkult huldigenden Galtscha auf dem Pamirplateau. Von dem alten indogermanischen Volke der Tocharer soll bei Khotan gleichfalls noch ein Rest existieren. Über die in China selbst ansässigen Mohammedaner, sowie über die Juden werden wir bei Besprechung der Religionen Chinas noch zu reden haben.

Die Mongolei bewohnt jenes Volk, das einer anthropologischen wie einer sprachlichen Gruppe des Menschengeschlechtes den Namen gegeben hat, die Mongolen oder genauer die östlichen oder Chalchamongolen. Der Name der Mongolen, der eine Selbstbezeichnung des Volkes sein und soviel wie „die Tapferen" bedeuten soll, taucht zuerst in chinesischen Werken des ersten nachchristlichen Jahrhunderts auf; doch sind die Mongolen den Chinesen vermutlich unter andern Namen schon viel früher bekannt gewesen. Sie sind Nomaden und betreiben vorzugsweise Pferde-, Rinder-, Kamel- und Schafzucht. Ihre Wohnungen sind transportable Filzjurten; ihre Kleidung ist der chinesischen sehr ähnlich; die letztere ist schon in alter Zeit von der Tracht der Mongolen beeinflußt worden. Sie werden von eigenen Fürsten, Chanen, beherrscht und zerfallen in Adel und Volk; auch gibt es Sklaven, die Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangener. Doch sind die sozialen Unterschiede nicht groß. Die Religion der Mongolen ist der Buddhismus lamaischer Observanz, dessen eifrigste Bekenner sie sind. Die mongolische Literatur trägt vorzugsweise religiösen Charakter, besitzt aber auch philologische und geschichtliche Werke und eine reiche Belletristik. Die mongolische Schrift ist aus dem syrischen Alphabet abgeleitet, das die Mongolen unmittelbar von den türkischen Uiguren übernahmen, die es wieder durch nestorianische Missionare erhalten hatten. Jedoch läuft die mongolische Schrift der chinesischen entsprechend von oben nach unten. Die von den Ostmongolen kulturell nur wenig verschiedenen Westmongolen oder Kalmücken nomadisieren, soweit sie nicht Anfang des 18. Jhdts. nach Rußland ausgewandert sind, in der Westmongolei

und im nördlichen Turkestan. Mit ihnen verwandt sind die Elöuten im westlichen Kan-su.

Die Mandschurei wird, soweit sie noch nicht von chinesischen Einwanderern bevölkert ist, von tungusischen Stämmen bewohnt. Die Tungusen spielen gleich den Mongolen in der chinesischen Geschichte eine wichtige Rolle, deren Würdigung jedoch bis zum nächsten Kapitel verspart bleiben muß. Im 4.—3. vorchr. Jhdt. werden sie als Tung-hu zuerst erwähnt. In nachchristlicher Zeit gaben Tungusenstämme China mehrere Dynastien, unter denen namentlich die im 10.—13. Jhdt. herrschenden Geschlechter aus den Stämmen der Kitan und Jutschen und die erst 1912 gestürzte Dynastie der den Jutschen verwandten Mandschu hervorragen. Die Mandschu wohnen heute zum größten Teil auf chinesischem Boden; nur in abgelegenen Gebirgsgegenden der Mandschurei haben sich noch einzelne Volkssplitter erhalten. Kulturell sind die Mandschu seit langem gänzlich sinisiert; nur ihre wohl von den Mongolen übernommene Tracht und ihr gleichfalls von dort stammendes nationales Abzeichen, den Zopf, haben sie den Chinesen aufgezwungen. Die mandschurische Sprache ist schon seit über 200 Jahren fast ausgestorben und führt nur in wenigen Dörfern der Mandschurei noch ein verborgenes Dasein. Der Hof behielt sie jedoch neben dem Chinesischen als Amtssprache und als eine Art Geheimsprache des hohen Mandschuadels bei. Die Schrift der Mandschu war aus der mongolischen abgeleitet; ihre Literatur bestand fast nur aus Übersetzungen aus dem Chinesischen.

Den Mandschu verwandte Stämme der Mandschurei sind außerdem die Solonen, Nomaden in der Solonischen Steppe, die Dauren am Amur und die Golden oder Fischhaut-Tartaren (Yü-pi-ta-tze) am Sungari, die sich in gegerbte Lachshäute kleiden. Kein besonderes Volk bilden dagegen die namentlich im russisch-japanischen Kriege öfters genannten „Chunchusen“. Diese sind vielmehr Räuberbanden, aus Chinesen und Eingeborenen gebildet, denen die chinesische Bevölkerung den Namen Hun-hu-tze „Wildbärte“ gegeben hat.

Keine selbständigen Völker, sondern echte, wenn auch wohl etwas mit Miau-tzeblut vermischte Chinesen sind ferner auch die in manchen ethnographischen Werken als besondere Stämme aufgeführten Punti, Hakka und Hoklo in Südostchina. Als Pen-ti, dialektisch Pun-ti, Einheimische, bezeichnen sich die Bewohner von Kuang-tung im Gegensatz zu den K'oh-kia, dialektisch Hak-ka, Fremden, jenen Chinesen, die erst im 14. Jhdt. aus den Yangtzeprovinzen nach Südchina eingewandert sind. Auch die Fuh-lau, dialektisch Hok-lo, Leute von Fuh (-kien), sind reine Chinesen.

III. Chinas geschichtliche Entwicklung

Die alte Ansicht, die Chinesen seien von Westen in ihr Land eingewandert und ihre Kultur stelle einen Sprößling westasiatischer Zivilisation dar, darf heute als endgültig aufgegeben gelten. Wenn derlei Behauptungen auch in populären Werken noch öfters zu finden sind, so hat doch die neuere Forschung, insbesondere die Untersuchungen von Conrady und Saussure, es außer Zweifel gestellt, daß die Chinesen Autochthonen der chinesischen Erde sind und ihre Kultur aus eigenem geschaffen und entwickelt haben.

Leopold de Saussure hat insbesondere gezeigt, daß die vermeintlichen Übereinstimmungen zwischen chinesischer und babylonischer Astronomie, die gewöhnlich als ein Hauptbeweis für die Verwandtschaft beider Kulturen galten, bei näherer Untersuchung in Nichts zerfließen; ein Zusammenhang beider Systeme vielmehr direkt ausgeschlossen ist, da sie auf völlig verschiedenen Grundlagen errichtet sind. Bei der Urtümlichkeit und dem hohen Alter, das beide besitzen, ist damit auch ein Zusammenhang zwischen chinesischer und westasiatischer Kultur überhaupt ausgeschlossen.

Endgültig entschieden haben die Frage sodann die grundlegenden Forschungen von A. Conrady. Er hat durch lange und sorgfältige Untersuchung aller für die älteste Zeit in Betracht kommenden geographischen und geschichtlichen Quellen den Nachweis erbracht, daß die ältesten Sitze der Chinesen — wie das schon um 100 v. Chr. der große Historiker Sze-ma Ts'ien festgestellt hatte — im Herzen des heutigen China, in Ho-nan und Süd-Schan-si, lagen, und daß sich die Nation von dort aus langsam und schrittweise nach allen Seiten hin ausgebreitet hat. Sodann stellte er fest, daß auch die Spuren der mit den Chinesen sprach- und stammverwandten Völker, der Tibeter, Birmanen, Siamesen und zahlreicher andrer Stämme Hinterindiens und des Himalaya, nach China zurückweisen, China also die Urheimat der indochinesischen Völkergruppe überhaupt darstellt. Endlich aber hat er als erster die Methode der vergleichenden Völkerkunde konsequent auf China angewandt und dadurch zeigen können, daß die chinesische

Kultur sich analog der aller anderen Völker, aber durchaus bodenständig und bis ins späte Altertum unbeeinflußt entwickelt hat. Hierfür zeugen Sprache und Schrift, Sitte und Brauch und nicht zuletzt die Überlieferung, die dank der nie unterbrochenen Kontinuität des Kulturfortschritts bis in die fernste Urzeit zurückreicht, von einer Einwanderung aber nicht das mindeste zu berichten weiß.

Ist die chinesische Kultur somit autochthon, so ist sie darum doch noch kein einheitliches Gebilde. Vielmehr ist auch sie, gleich den Kulturen des Westens, aus einer Mischung verschiedener Zivilisationen hervorgegangen, und ebenso stellt das chinesische Volk eine Synthese aus zahlreichen, wenngleich wohl zumeist untereinander verwandten Stämmen dar. Insbesondere lassen sich für die ältere Zeit zwei Kulturzentren unterscheiden, deren Ringen um die Suprematie die frühen Perioden der chinesischen Geschichte erfüllt und noch heutigen Tages in der ewigen Rivalität zwischen Nord- und Südchina nachklingt.

Das eine dieser Kulturzentren, das eigentlich chinesische, lag, wie schon angedeutet, im Knie des Huang-ho, in den heutigen Provinzen Ho-nan und Schan-si. Es war jedenfalls wieder durch die Vereinigung zahlreicher kleiner Nationen gebildet worden, und vielleicht haben wir in den „acht Clans des höchsten Altertums“ die bedeutendsten dieser Völkerschaften vor uns. Das andere Kulturgebiet lag am mittleren Yang-tze, in den heutigen Provinzen Hu-peh und Hu-nan. Es war die Zone der den Chinesen verwandten Miau-tze, deren drei Reiche am Tung-t'ing-See schon im hohen Altertum erscheinen.

Einen Reflex der Vorgänge, die in der Vorzeit zur Herausbildung des chinesischen Volkes führten, stellt die altchinesische Mythologie und Sagengeschichte dar. Ihre langen Herrscherreihen werden zwar von den Chinesen selbst nicht als historisch betrachtet, entbehren aber trotzdem, soweit sie auf Tradition zurückgehen und nicht bloße Konstruktionen später Zeit sind, nicht allen geschichtlichen Wertes. Denn diese seltsamen Wesen, die der altchinesischen Geschichte vorangehen, der „Nestbewohner“ Yo-tschau, der „Erfinder des Feuers“ Sui-jen, der schlangenleibige Fuh-hi mit seiner ebenso gestalteten Schwester Nü-kua, der „göttliche Ackerbauer“ Schennung, der „gelbe Kaiser“ Huang-ti, der Vogelherrscher Schau-hau und der Sterngott Tschuan-hü und was sonst noch von ähnlichen Gestalten in der Reihe der alten „Kaiser“ erscheint, sind, wie eine Untersuchung der an sie geknüpften Mythen und der ihnen geweihten Kulte zeigt, nichts anderes als alte Lokalgottheiten. Es sind die Götter und Totems einzelner Clans und Stämme, die zugleich mit ihren Verehrern in die chinesische Kulturgemeinschaft eintraten und bei dem Versuch, all die widerstreitenden Überlieferungen

der einzelnen Sippen und Kleinstaaten in den Rahmen der chinesischen Reichsgeschichte einzuspannen, nicht mehr nebeneinander bestehen konnten, sondern hintereinander gereiht werden mußten. Dabei wurden dann gerade die jüngsten Lehngötter immer wieder vorangesetzt — ein Prozeß, der sich noch in später Zeit wiederholt hat. So ist noch zur Sung-Zeit der Ahnherr der Miau-tze, der Hund P'an-hu, als Weltschöpfer P'an-ku an die Spitze der ganzen Reihe gestellt worden. Besitzen diese alten „Kaiser" also auch nicht unmittelbar historischen Charakter — den ihnen übrigens auch niemand beilegt — so dürfen sie doch nicht kurzweg als Ausgeburten der Phantasie abgetan werden, verdienen vielmehr als ehrwürdige Zeugen der chinesischen Vorgeschichte ernste Berücksichtigung und Erforschung.

Die sozusagen offiziell als historisch betrachtete Periode der chinesischen Geschichte beginnt mit den in das 24. und 23. vorchristliche Jahrhundert versetzten Kaisern Yau und Schun. Freilich stehen kritischere Historiker auch diesen noch skeptisch gegenüber, und nicht mit Unrecht. Denn gar manches, was von den beiden Musterkaisern berichtet wird, offenbart sich bei näherem Zusehen als Mythus, den erst späterer Euhemerismus in historisches Gewand gekleidet hat. Schon ihre gleich denen ihrer Vorgänger totemistischen Namen — Yau heißt „Hügel" und Schun „Malve" — kennzeichnen beide als mythische Wesen. Immerhin trägt manches auch unverkennbar historische Züge, was zu dem Schlusse berechtigt, daß wir in Yau und Schun wenigstens Personifikationen zweier Geschichtsperioden, wohl zweier Dynastien, vor uns haben. Sicher nicht erfunden ist vor allem die noch im 3. vorchristlichen Jahrhundert (bei Meng-tze) erhaltene Tradition, daß Schun ein Ostbarbar war; und dies stimmt wohl überein mit der Tatsache, daß mit Schun eine neue Religion, der anscheinend speziell ostchinesische Kultus des Schang-ti, neben die alte Reichsreligion tritt. Auch die von Schun vorgenommene Einteilung des Reiches in zwölf Provinzen, die unter der nächsten Dynastie durch eine Neueinteilung ersetzt wurde, ist unzweifelhaft geschichtlich.

Das wichtigste historische Geschehnis aber, das sich aus den Berichten über Yau und Schun erkennen läßt, ist der Kampf zwischen den beiden alten Kulturgebieten der Chinesen und der Miau-tze, der uns sogar einen Blick in eine noch fernerliegende Vergangenheit gestattet. Denn schon in dem Kampfe der „neun Li", der Überlieferung zufolge südlicher Stämme, gegen den legendären Herrscher Schau-hau, den erst dessen Nachfolger Tschuan-hü siegreich entschied, haben wir einen Zusammenstoß zwischen Nord und Süd vor uns, der zugleich von dem Eindringen eines fremden ungezügelten Zauberkultus begleitet war. Eine Fortsetzung dieses

Kampfes ist nun das schwere und langwierige Ringen mit den Miau-tze, das China unter Yau und Schun zu bestehen hatte, und das zeitweilig den größten Teil des Reiches unter die Herrschaft der südlichen Nachbarn gebracht haben muß. Zurückgeschlagen und vorübergehend unterworfen wurden die Miau-tze erst von Schun's Nachfolger, Yü dem Großen, mit dem die Dynastie Hia (zirka 2200—1766 v. Chr.), die erste erkennbare Herrscherreihe in der chinesischen Geschichte anhebt.

Mit Yü beginnt das halbhistorische Zeitalter Chinas. Enthalten die Berichte über die Zeit Yau's und Schun's im wesentlichen Sage, die mit einzelnen historischen Zügen untermischt ist, so ist der Inhalt der chinesischen Geschichte von jetzt ab im ganzen historisch und nur noch gelegentlich von sagenhaften Elementen durchsetzt. So trägt Yü selbst noch halbmythischen Charakter; sein Name „Reptil" und die von ihm überlieferte Geburtssage identifizieren ihn geradezu mit einem Totem; nicht minder verleiht ihm die Regulierung der großen Flut, die unter seinem Vorgänger das Reich verheerte, einen Stich ins Übermenschliche. Aber im ganzen läßt sich an der Geschichtlichkeit Yü's und der Hia-Dynastie nicht zweifeln [1]).

Bezeichnend ist zunächst für den Wechsel der Regierung, ja vielleicht sogar für eine Umwälzung der ganzen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die Einteilung des Reiches in neun Provinzen, die Yü an Stelle der älteren Zwölfteilung treten ließ. Denn diese ist der neunfachen Einteilung des altchinesischen Gemeindeackers nachgeahmt und läßt damit auf einen Übergang von einer dem Nomadenstadium nahestehenden Stufe zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit schließen. Und dazu würde auch passen, daß die Hia in festen Residenzen wohnten, während die Kaiser der Vorzeit auf Wagen umherzogen.

Über die Dynastie Hia und die Geschichte ihres Reiches ist im übrigen nur sehr wenig überliefert. Über die Ausdehnung der chinesischen Machtsphäre zu Beginn der Hia-Zeit sind wir gut unterrichtet durch das vielbewunderte Yü-kung, jenes an den Begründer der Dynastie anknüpfende geographische Werk, das eine genaue Beschreibung des chinesischen Reiches und jener Gebiete gibt, mit denen China zu Anfang der Hia-Zeit in Verbindung stand und Handel trieb. Danach war China damals noch in der Hauptsache auf Ho-nan und Süd-Schan-si beschränkt; außerhalb dieser

---

1) Die chinesische Chronologie ist allerdings erst vom Jahre 841 v. Chr. an vollkommen sicher. Wenn aber einige Forscher daraufhin die Geschichte Chinas erst mit diesem Jahre beginnen lassen, so ist das doch eine Verwechslung der Begriffe.

Länder kannte man nur einzelne Strecken, wohl vorgeschobene Kolonien in Gebieten, die sonst noch nicht unterworfen waren, und in weiterem Maße das verwandte Kulturland am mittleren Yang-tze. Aber schon wenige Jahrhunderte später zeigt das Schan-hai-king, der Kommentar zu den auf bronzene Dreifüße gegossenen Landkarten der Hia-Zeit, eine weitere Ausdehnung des geographischen Gesichtskreises und damit sicherlich auch des chinesischen Macht- und Kulturbereiches, wie sie auch aus einzelnen direkten Nachrichten hervorgeht. Von den Herrschern der Hia ist außer ihren Namen und — nicht ganz sichern — Regierungsdaten wenig bekannt; doch besteht kein Grund, die überlieferte Königsliste anzuzweifeln. Die Organisation des Reiches war feudal, und Kämpfe der Lehnsfürsten untereinander und mit der Krone scheinen ganz an der Tagesordnung gewesen zu sein. Insbesondere wuchs im Südosten des Reiches ein Staat heran, das Land Schang mit dem wohl ursprünglich nichtchinesischen Fürstenhause Sung, der schon 1946 v. Chr. die Hia in ihrem eigenen Königslande bedrohte und ihnen endlich völlig den Garaus machte. 1766 entthronte Fürst T'ang von Schang den König Kieh, den letzten, angeblich sehr übel wirtschaftenden Herrscher der Hia und begründete die von 1766—1122 regierende Dynastie Schang.

Mit den Schang bewegen wir uns auf völlig geschichtlichem Boden; denn wir besitzen eine Anzahl gleichzeitiger Inschriften auf Bronzegefäßen, die nach Inhalt, Form und besonders nach ihrer ganz eigenartigen, mit der Namengebung der Schang-Könige übereinstimmenden Datierungsweise unzweifelhaft echt sind und somit die historische Existenz der Dynastie unmittelbar bezeugen. Auch im übrigen weist die Schang-Periode ein ganz besonderes Gepräge auf und unterscheidet sich wesentlich sowohl von der vorhergehenden wie der folgenden Dynastie. So stellt auch ihre Verfassungsurkunde, der im Schu-king aufbewahrte Große Plan (Hung-fan) ein in jeder Hinsicht eigenartiges Dokument dar.

Von den Schang ist sonst kaum mehr bekannt als von ihren Vorgängern. Bemerkenswert ist einzig, daß ihre Hauptstadt mehrfach in westlicher Richtung verlegt wurde, woraus eine fortgesetzte Ausdehnung der Reichsmacht nach Westen hervorzugehen scheint. Um 1400 beginnt die Dynastie bergabzugehen. Anscheinend durch Druck von Norden her gezwungen verlegt sie ihren Sitz von King in West-Schan-si nach ihrer alten Residenz Yin in Ho-nan zurück, nach der sie sich fortan benannte. Unter Wu-ting (1324—1265) hatten sich die Schang wieder soweit erholt, daß sie einen Zug gegen Ts'u am Yang-tze und eine erfolgreiche Expedition gegen das „Teufelsland" (Kuei-fang), anscheinend im Norden, unternehmen konnte. Aber von da ab wurde ihre Stellung immer mehr

erschüttert, und als mit Tschou-sin 1154 ein begabter, aber grausamer und von seiner allmächtigen Favoritin Ta-ki zu wüsten Exzessen aufgestachelter Herrscher auf den Thron gelangte, war das Ende der Dynastie gekommen. Im Westen erschien jetzt ein Feind, dem das Reich nicht lange zu widerstehen vermochte.

Unter dem zweiten Hia-König T'ai-k'ang (2188—2159) wanderte Puh-tschuh, der Fürst von T'ai in Schen-si, wegen schlechter Regierung der Hia nach Westen aus. Sein Nachkomme Liu kehrte nach Schen-si zurück und wurde dort das Haupt eines türkischen Volksstammes. Seine Nachfolger, aus denen Chinas drittes Herrschergeschlecht, die Tschou, hervorgehen sollte, wurden bald selbst türkisiert. Die im Schi-ki und in andern Quellen aufbewahrte Ahnenliste der Tschou zeigt mehrsilbige Namen von durchaus unchinesischem Charakter, die aber dafür zum Teil alttürkischen Titeln auffallend ähneln. In einem andern aus der alten Sprache der Tschou überliefertem Worte, der Bezeichnung king-lü für Schwert, hat Hirth das hunnische kingluk und das türkische kingrak, Säbel, wiedererkannt. Auch bezeugt die alte Geschichte mehrfach, daß die Tschou barbarischen Bräuchen huldigten, und noch im 3. Jahrhundert v. Chr. bezeichnet Meng-tze den Tschoufürsten Wen-wang als einen „Westbarbaren". Im Jahre 1327 verlegte T'an-fu, der damalige Herzog der Tschou, wohl unter dem Druck westlicher Barbarenstämme seinen Sitz weiter östlich nach Pin im mittleren Schen-si. Hier entsagte er den Sitten der Nomaden und siedelte sein Volk in festen Wohnsitzen an. Seine Nachfolger Kilik und Tsch'ang, letzterer unter seinem posthumen Namen Wen-wang, der Friedenskönig, bekannt, dehnten ihre Macht weiter nach China hinein aus, wurden aber mit ihrem Volke von der chinesischen Kultur ergriffen und, wie es scheint, in wenigen Jahrzehnten fast völlig sinisiert. Wen-wang's Nachfolger Fah, als Wu-wang „Kriegskönig" kanonisiert, fühlte sich endlich stark genug, die Krone an sich zu reißen. Im Jahre 1122 fiel er, von zahlreichen unzufriedenen Lehnsfürsten unterstützt und von einem großen Barbarenheere gefolgt, in China ein und schlug die chinesische Armee entscheidend bei Muh-ye. Tschou-sin floh nach seiner Hauptstadt und gab sich selbst den Tod. Der Sieger durchschoß nach alttürkischer Sitte den Leichnam mit drei Pfeilen und schlug ihm und der Favoritin Ta-ki eigenhändig die Köpfe ab, die er auf das Reichsbanner aufpflanzte.

Damit war die Dynastie Yin gestürzt und China zum erstenmal in den Händen eines nichtverwandten Barbarenstammes. Und jetzt läßt sich zum erstenmal klar ein Vorgang verfolgen, der sich später noch oft in der chinesischen Geschichte abgespielt hat: die Barbaren sinisieren sich nicht nur vollständig, sondern sie werden

die eifrigsten, weitgehendsten Verfechter der chinesischen Kultur. Das zeigt sich bei den Tschou vor allem in ihrer zwar öfters, aber sehr zu Unrecht angezweifelten Verfassungsurkunde, dem Tschou-li. Als sein Urheber gilt Wu-wangs Bruder Tschou-kung, der für Wu's unmündigen Sohn Tscheng-wang (1115—1078) die Regentschaft führte. Nur hier und da erinnert in diesem mit minutiöser Genauigkeit ausgearbeiteten, die kleinsten Einzelheiten des Staatsmechanismus regelnden Dokument noch ein Zug an die barbarische Vergangenheit seiner Urheber, etwa die nichtchinesischen Titel einzelner Beamter oder die Häufigkeit der für die zentralasiatischen Nomaden so typischen Pferdeopfer. Freilich darf man sich anderseits die schöpferische Tätigkeit der Tschou nicht allzu umfassend vorstellen, sie mögen vielmehr hierin etwa den Goten in Italien geglichen haben. Die Initiative zur Konstitutierung und Ausgestaltung des Staatswesens mochte von ihnen ausgehen; die Ausführung jedoch war ohne Zweifel den Trägern der alten Kultur, den Beamten, Gelehrten und Priestern der Yin-Dynastie, anvertraut. So dürfte auch in der Verfassung der Tschou nur weniges wirklich neu sein; die Hauptmasse der Staatseinrichtungen des Tschou-li geht sicherlich auf die Schang-Zeit und vielfach wohl auf noch ältere Perioden zurück und ist nur von den Vertretern der alten Ordnung den Bedürfnissen ihrer neuen Herren angepaßt worden.

So hat die Tschou-Zeit an den Grundlagen der altchinesischen Staats- und Gesellschaftsordnung wenig geändert. Die Dorfgemeinde mit dem erwähnten Neunfeldersystem (tsing-t'ien) blieb auch weiterhin das Fundament des Staatswesens. Ihr entsprach im Organismus des Reiches das Feudalwesen; schon Wu-wang hatte das Reich wieder in Lehen geteilt, die an die Glieder seiner Familie und die ihm huldigenden chinesischen Großen fielen. Das System der Hia blieb bestehen. In der Mitte des Reiches lag die königliche Domäne, die jetzt das alte Königsland der Schang und das Stammland der Tschou umfaßte. Umgeben war sie von den acht Provinzen, die den großen Vasallen als Lehen zufielen und wieder in unzählige kleinere Lehensstaaten geteilt waren. In der älteren Tschou-Zeit, solange sich der Umfang des Reiches noch in bescheidenen Grenzen hielt, bewährte sich die alte Reichseinteilung. Sie wurde aber unhaltbar, sobald die chinesische Kultur- und Machtsphäre sich über die unzivilisierten Nachbarn weiter ausdehnte und die Vasallenstaaten an Areal und Volkszahl und damit an politischer Macht stetig gewannen, während für das Königsland jede Vergrößerung unmöglich war. Damit wurde die Zentralgewalt, deren Befugnisse ohnehin nicht sehr weitgehend waren, immer mehr zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Schon seit dem 8. Jahrhundert kam es zu Zusammenstößen zwischen den

großen Feudalreichen, die bald zu dauernden Zwistigkeiten politischer und wirtschaftlicher Natur überleiteten. Die Staaten sperrten sich durch Zollschranken voneinander ab, haderten unaufhörlich um Grenzgebiete und suchten einander in jeder Weise zu schädigen. Häufige Einfälle der Nachbarvölker, denen das zerissene Land nicht mehr energisch entgegentreten konnte, verschlimmerten das Elend noch. Bald starrte das ganze Reich in Waffen; die fortgesetzte Inanspruchnahme der Wehrkraft schädigte die Volkswirtschaft aufs stärkste, die Felder blieben unbestellt liegen, die allgemeine Unsicherheit lähmte Handel und Verkehr, China verarmte und verödete. Mit dem Wohlstand verfielen auch Gesetz und Moral; Raub und Mord, Korruption und Anarchie überall — so ist das Bild, das die zeitgenössischen Quellen vom China des 7. bis 3. Jahrhunderts vor Chr. entwerfen.

Diese Entwicklung war an und für sich unabwendbar. Aber sie wurde um vieles verschlimmert durch die Unwürdigkeit der meisten Herrscher, die den Thron der Tschou zierten. Hatten das 11. und 10. Jahrhundert noch große Regenten gesehen, wie K'ang (1078—1052) und den reiselustigen Muh (1001—947), so büßte schon Li (878—827) durch gewalttätige und ungerechte Maßnahmen seinen Thron ein, und Yu (781—771) gab mit seiner Geliebten Pau Sze dem Reiche wieder ein Schauspiel, das an die Zeiten des letzten Schang gemahnte und ihm Thron und Leben kostete. Sein Nachfolger P'ing (770—719) war bereits gegen die Übergriffe der Feudalherren machtlos. Insbesondere waren es die Fürsten der nordchinesischen Reiche Ts'in, Tsin und Ts'i und das erst langsam in die chinesische Kulturgemeinschaft eintretende südchinesische Reich Ts'u, die untereinander und mit den zahllosen kleinen Regenten um die Herrschaft stritten. P'ing-wang's Nachfolger waren fast ausnahmslos schwache, verkommene Herrscher, die in der Reichspolitik fast keine Rolle mehr spielten. An ihre Stelle traten die Häupter der großen Staaten, von denen einige, wie der Fürst von Ts'u, schon im 8. Jahrhundert selbst den Königstitel annahmen. Um das Staatsoberhaupt kümmerten sie sich höchstens noch in äußerlichen Formalitäten; das Lehensreich hatte praktisch zu existieren aufgehört. Im Anfang suchte man die Folgen der Auflösung noch einigermaßen hintanzuhalten, indem sich die Fürsten zu einem Staatenbund mit einem Bundespräsidenten an der Spitze zusammenschlossen. In ihrer inneren Politik waren die Einzelstaaten ganz selbständig, die gemeinsamen Angelegenheiten wurden auf regelmäßig stattfindenden Bundesversammlungen geregelt. Indes mißbrauchte der jeweils präsidierende Bundesfürst seine leitende Stellung gewöhnlich zur Stärkung seiner eigenen Position, und nachdem von 685 bis 591 fünf solcher Präsidenten (pa) regiert

hatten, kam es im 6. Jahrhundert zum offenen Kampf zwischen den großen Reichen. Der Versuch des Hiang Sü, eine Friedensliga mit internationalem Schiedsgericht zu gründen (535) hatte den gleichen negativen Erfolg, der solchen Bestrebungen zu allen Zeiten beschieden war. Völlige Anarchie war das Los des Reiches in den nächsten Jahrhunderten.

Und doch trug diese Schreckenszeit glänzende Früchte. Die furchtbaren Notstände ließen eine große Zahl hervorragender Männer aufstehen, Philosophen und Staatslehrer, die dem wirtschaftlichen Elend wie dem mit ihm verbundenen moralischen Verfall zu steuern suchten. Die chinesische Philosophie erlebte damals ihre erste hohe Blütezeit, als im 6. Jahrhundert K'ung-tze (Konfuzius) und Lau-tze, die erleuchtetsten Geister des fernen Ostens, auf den Plan traten und ihr Volk zu retten suchten. Sah Lau-tze das Heil in der Abwendung von der Kultur überhaupt und in der Rückkehr zum primitiven Kommunismus der Urzeit, so predigte K'ung-tze die Wiederherstellung des Einheitsreiches mit starker Zentralgewalt, wie sie Yau und Schun ausübten, die Rückkehr zur Pflicht und Legalität und zu den bewährten Bahnen des Altertums. Und von allen Seiten erhob sich jetzt der Ruf nach Reformen, nach Einheit und Frieden, nach einer starken Hand, die dem Chaos ein Ende mache. Hatte K'ung-tze noch gehofft, die herrschende Dynastie als Trägerin seiner Gedanken zu sehen, so forderte Meng-tze (um 300) schon unverhüllt den Sturz der Tschou und ihren Ersatz durch ein kräftiges Herrschergeschlecht.

Vielleicht trugen zur Verstärkung dieser Geistesrichtung auch ausländische Einflüsse bei. Denn gerade damals, im 5. und 4. Jahrhundert, erfolgte die erste nähere Berührung Chinas mit fremden Kulturvölkern, mit Indien und Persien, und seine erste Überflutung mit indischen und westasiatischen Ideen, die auf allen Gebieten des geistigen Lebens ihre tiefen Spuren hinterließen. Und vielleicht war es auch kein Zufall, daß gerade im Lande Ts'in, das durch seine geographische Lage den fremden Einflüssen zunächst ausgesetzt war, die Reformbewegung zuerst durchdrang.

Zu Anfang des dritten Jahrhunderts waren die meisten Kleinstaaten ihren größeren Nachbarn zum Opfer gefallen, und die letzte Entscheidung stand nun bevor. Schon 288 nahm der Fürst von Ts'in vorübergehend den Titel „Kaiser des Westens", jener von Ts'i den Titel „Kaiser des Ostens" an — eine Handlung von tiefgehender symbolischer Bedeutung. Denn Ti, Kaiser, eigentlich Gott, war die Bezeichnung Yau's und Schun's und noch der posthume Titel der Hia- und Schang-Herrscher gewesen, den erst die Tschou aufgegeben hatten. Mit ihm war also das Bekenntnis ausgesprochen, zu den Bahnen des Altertums zurückzukehren und

den Einheitsstaat wiederherzustellen. Wenige Jahrzehnte später erfolgte der entscheidende Umschwung. König Tschuang-siang von Ts'in, von dem genialen Lü Puh-wei beraten, setzte 249 den letzten, völlig machtlosen Nachkommen der Tschou, Tung-tschou-kün, ab und behauptete seine Vormachtsstellung auch gegenüber der Koalition der übrigen Staaten, die sich in Vorahnung des Kommenden gegen ihn zusammengeschlossen hatten. Sein Nachfolger Tscheng (seit 246) besiegte 241 den feindlichen Bund, der sich daraufhin auflöste, und annektierte nun die feindlichen Staaten der Reihe nach. Die geschickte Politik Li Sze's, der seit Lü Puh-wei's Absetzung (236) Kanzler von Ts'in war, verhalf ihm zu vollem Erfolg. 221 kam es zum letzten Waffengang mit Ts'i und Ts'u, die beide unterlagen und gleichfalls einverleibt wurden. Damit war Chinas Einigung vollendet. Tscheng nahm als Schi-huang-ti „erster erhabener Kaiser" den Kaisertitel an und traf sogleich eine Menge einschneidendster Reformen. Zunächst wurden die Zollschranken zwischen den ehemaligen Einzelstaaten aufgehoben und der Freihandel im ganzen Reiche eingeführt. Sodann wurde das alte Staatssystem völlig beseitigt; der Feudalismus wurde aufgehoben, der Erbadel abgeschafft, die ehemaligen Lehensreiche wurden zu Provinzen, von Gouverneuren verwaltet, die der Kaiser ernannte. Nicht minder umwälzend war die Änderung der Gemeindeverfassung. Das Tsing-t'ien-System, mit dem man in Ts'in schon um 350 gebrochen hatte, wurde abgeschafft; an Stelle des jährlich neuverteilten Gemeindelandes trat festliegendes Privateigentum — eine folgenschwere Neuerung, die zu vielen gefährlichen Krisen geführt hat und erst in der Neuzeit ausgeglichen worden ist. Um die Proteste, die sich namentlich in Literatenkreisen gegen diese von allem Herkommen abweichenden Neuerungen erhoben, im Keime zu ersticken und mit der Tschou-Zeit völlig zu brechen, ließ der Kaiser i. J. 213 auf Li Sze's Rat die gesamte historische und konfuzianische Literatur mit Ausnahme der Exemplare der kaiserlichen Bibliothek verbrennen und vierhundert protestierende Gelehrte hinrichten. Nachdem im Innern die Ruhe hergestellt war, sorgte Schi-huang-ti für die auswärtige Sicherung des Reiches. Die Wildstämme des Südens wurden unterworfen, die Reichsgrenzen bis nach Tongking ausgedehnt und das neugewonnene Gebiet mit einer halben Million chinesischer Kolonisten besiedelt. Im Norden wurde gegen die bedrohlichen Einfälle der Türkvölker jenes imposante Bauwerk aufgeführt, zu dem die ganze Erde kein gleich gewaltiges Gegenstück besitzt, die über 4000 km lange Große Mauer (Wan-li-tsch'ang-tsch'eng), die, allerdings mit Benutzung zahlreicher älterer Verteidigungswerke, unter ungeheueren Opfern an Geld und Menschenleben binnen wenigen Jahren vollendet wurde.

Mitten im regsten Arbeiten starb Schi-huang-ti plötzlich (209) und wurde mit fabelhafter Pracht bestattet. Li Sze räumte den Thronfolger durch eine Intrigue aus dem Weg und erhob den zweiten Sohn Hu-hai als Schi-huang-ti II. (Erh-Schi-huang-ti) auf den Thron. Schi-huang-ti II. regierte mit blutiger Grausamkeit, der u. a. auch Li Sze zum Opfer fiel, und rief bald Aufstände im ganzen Reich hervor. Schon 206 wurde er ermordet und sein unmündiger Neffe zum Kaiser eingesetzt. Inzwischen hatte sich im Norden ein einfacher Bauer, Liu P'ang, gegen die Ts'in erhoben und durch seine militärischen Erfolge gewaltigen Zulauf erhalten. Mit seinem Heere rückte er gegen die Hauptstadt und eroberte sie, wobei der kaiserliche Palast mit seiner unschätzbaren Bibliothek abbrannte und vielleicht mehr literarische Schätze zugrunde gingen als bei der Bücherverbrennung. Nachdem Liu auch seine übrigen Gegner unterworfen hatte, bestieg er 202 als Han Kau-tsu den Kaiserthron und begründete die glänzende Dynastie Han.

Die Han knüpften äußerlich wieder an die Politik der Tschou an und führten auch den Feudalismus in gemäßigter Form wieder ein, indem sie einzelne Provinzen Mitgliedern ihres Hauses zu Lehen gaben. Auch das Bücherverbot Schi-huang-ti's wurde sogleich — formell 191 — aufgehoben und das Studium und der Kultus des Altertums wieder aufs regste gepflegt. Die konfuzianische Lehre erlebte eine glänzende Renaissance; 57 v. Chr. wurde sie zur Staatsreligion erhoben. Aber im übrigen folgten die Han den Spuren Schi-huang-ti's; die Zentralisierung der Verwaltung wurde rücksichtslos durchgeführt und die großen Familien durch weitgehende Demokratisierung der Verfassung niedergehalten. Der Beamtenstaat mit seinen Examina und seinem Bureaukratismus, den die Ts'in inauguriert hatten, ist unter den Han zur Ausbildung gelangt.

Han Kau-tsu starb schon 194. Nach der Zwischenregierung seiner grausamen Gemahlin Lü-hou, die einen vergeblichen Versuch machte, durch Belehnungen ihrer Familie den Feudalismus wieder hochzubringen, begann die Reihe jener großen Kaiser, die es verstanden haben, im Innern durch eine vorsichtige, in den Bahnen des Altertums wandelnde und doch den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragende Politik China jenen Halt zu geben, der es bis heute in den Stand gesetzt hat, allen inneren und äußeren Stürmen zu trotzen, und die anderseits durch eine kraftvolle Außenpolitik China zur Weltmacht erhoben und es in engen Verkehr mit den westlichen Kulturvölkern brachten.

Han Wen-ti (179—157) führte die Demokratisierung der Verwaltung weiter durch und errichtete an Stelle des alten Milizsystems ein stehendes Heer zum Schutz der Grenze. Ebenso

bemühte er sich um die Hebung des Ackerbaues und den Schutz des Bauernstandes, der durch den seit Abschaffung des Gemeindelandes beängstigend anwachsenden Großgrundbesitz ernstlich bedroht wurde. Auch reformierte er die harte Justiz des Altertums. Er nahm als erster Kaiser eine Regierungsdevise (Nien-hau) an, was seither allgemein üblich wurde. Sein Nachfolger King-ti (156 bis 141) ging gleichfalls scharf gegen die adligen Lehensträger vor. Unter Wu-ti (140—87) erreichte die Handynastie ihren Glanzpunkt. Unter ihm wurde der Grundstein zu den Staatsprüfungen gelegt und damit jene Staatsmaschinerie geschaffen, die bis in die Neuzeit trotz aller Mißstände nie völlig versagt, sondern den Verwaltungsapparat des Reiches in allen inneren und äußeren Wirren stets in Gang gehalten hat. Bedeutenderes aber wurde in der auswärtigen Politik geleistet.

Die nomadischen Nachbarvölker Chinas hatten das Reich in der Tschou-Zeit öfters ernsthaft bedroht. Mit dem Damm, den ihnen Schi-huang-ti in Gestalt der Großen Mauer entgegensetzte, war ihren Angriffen ein Ziel gesteckt; und die Unüberwindlichkeit dieses Hindernisses zwang endlich insbesondere das größte und gefährlichste dieser Nomadenvölker, die Hiung-nu, zum Abzug. Die Hiung-nu, deren Identität mit den Hunnen der europäischen Geschichte schon seit langem vermutet, aber erst in neuester Zeit von Hirth einwandfrei bewiesen wurde, erscheinen zuerst im 4. vorchristl. Jahrhundert in der chinesischen Geschichte, wenn sie nicht etwa, was nicht sicher ist, mit den Hun-yüh des Altertums identisch sind. Nachdem sie im 3. und 2. Jahrhundert eine Reihe gefährlicher Einfälle unternommen hatten, zogen sie sich seit dem Bau der Großen Mauer langsam nach Westen zurück. Unter dem Khan Baktur (Mau-tun, 209—174), in dem Hirth einen der bei dem ungarischen Chronisten Johannes von Thurócz aufgezählten Vorfahren Attilas erkannt hat, unterwarfen die Hiung-nu die Yüeh-tschi oder Yüeh-ti (alt Get-tschi oder Get-ti, Geten) und zahlreiche andre Völkerschaften und verlegten dann den Schwerpunkt ihrer Herrschaft immer weiter nach Westen, bis sie zuletzt den Anstoß zur europäischen Völkerwanderung gaben, die also letzten Grundes in China inauguriert worden ist. Unter Han Wu-ti wurden die Hunnen mehrfach von den Chinesen geschlagen und zurückgedrängt, und 122 unternahm der General Tschang K'ien eine Expedition in die westlichen Länder, die für die genaue Kenntnis dieser ja schon seit langem bekannten Gegenden von größter Bedeutung war und die Expansion Chinas durch Zentralasien wirksam vorbereitete.

Nach Wu-ti begann der Niedergang des Hauses Han. Trotz besten Willens vermochten die Kaiser nicht, die Mißstände des Agrarwesens, die die Aufhebung des Tsing-t'ien-Systems und das

dadurch hervorgerufene Anwachsen des Großgrundbesitzes mit sich brachte, zu beheben. Als nun gar mehrere unmündige Herrscher hintereinander regierten und der Grundadel sich über den Kopf der Regierung hinweg breit machte, war das Ende der Dynastie gekommen. Der Regent Wang Mang enthronte 9 n. Chr. den letzten Kaiser und bestieg selbst den Thron, den er sich durch eine Reihe populärer Reformen zu sichern suchte. Sein erster Schritt war die Wiedereinführung des Tsing-t'ien-Systems, die ihn mit einem Schlage volkstümlich machte, ihm aber natürlich auch den Haß der wohlhabenden Klassen zuzog. Ein weiterer wichtiger Schritt war die Abschaffung der Sklaverei. Um die sich im Innern erhebenden Zwistigkeiten nach außen abzulenken, organisierte Wang Mang einen gewaltigen Feldzug gegen die Hiung-nu. Die hierzu vorgenommenen Aushebungen und die durch die Kosten des Unternehmens verursachten Steuerlasten aber entfremdeten ihm die Sympathien der Öffentlichkeit wieder. So wurde es den Anhängern der gestürzten Dynastie nicht schwer, bald einen an vielen Stellen zugleich ausbrechenden Aufstand gegen den Ursupator in Szene zu setzen, in dem dieser 23 n. Chr. umkam. Nach erneuter Einigung des Reiches und Beilegung der unter den Führern herrschenden Streitigkeiten bestieg Liu Hiu, ein Nachkomme der Han, i. J. 25 als Kuang-wu-ti den Thron und begründete die Dynastie der östlichen oder späteren Han (25—220). Er bestätigte manche Reformen Wang Mang's, so die Aufhebung der Sklaverei; mußte aber den selbständigen Grundbesitz wieder anerkennen, da sich die Erneuerung des Tsing-t'ien-Systems als undurchführbar erwies. Damit war wieder ein Keim für weitere Konflikte gelegt. Im übrigen war seine Regiernng friedlich und gestattete dem Lande, sich zu erholen und Kräfte für den gewaltigen Vorstoß nach Zentralasien zu sammeln, der unter seinen Nachfolgern Ming-ti (58—76), Tschang-ti (77—89) und Ho-ti (90—106) erfolgte.

Schon lange stand China in regem Handelsverkehr mit Indien, Persien und dem römischen Reiche. Die Beziehungen zu Indien gestalteten sich besonders innig, als Ming-ti den sicher schon lange in China bekannten Buddhismus i. J. 67 offiziell anerkannte und durch Berufung indischer Priester und Förderung buddhistischer Propaganda das indische Geistesleben neuen starken Einfluß auf China gewann. Um die durch nomadische Horden gefährdeten und von den anwohnenden Völkerschaften häufig gesperrten Handelsstraßen zu sichern, begann General Pan Tschau seit 73 Operationen in Zentralasien, die zur Unterwerfung des ganzen asiatischen Hochlandes führten und die chinesische Herrschaft zeitweilig bis ans Kaspische Meer ausdehnten. Nur die Intriguen der Parther, die als Träger des gewinnbringenden Zwischenhandels keinen unmittel-

baren Verkehr zwischen China und dem römischen Reiche wünschten, verhinderte eine unmittelbare Berührung zwischen den beiden Großmächten.

Nach dem Tode Ho-ti's ging es mit den Han abermals langsam bergab. Die Kaiser waren meist Unmündige oder Schwächlinge, Werkzeuge in den Händen des durch die stets wachsende Zusammenlegung der Grundstücke übermächtigen Feudaladels, beherrscht von den meist dem Adel angehörigen Palastdamen und den Eunuchen, jenem unheimlichen Element orientalischer Höfe, das auch in der chinesischen Geschichte immer eine unheilvolle Rolle gespielt hat. Dabei machte die Verelendung des Volkes, namentlich der Bauern immer größere Fortschritte, deren Folgen zuletzt in furchtbaren Aufständen, wie dem der gelben Turbane (184) zutage traten. Die Regierung des letzten Han-Kaisers Hien-ti (190—220) bildete eine einzige Kette innerer Erschütterungen, die zuletzt in der Absetzung des Herrschers und dem Zerfall des Reiches in drei Teile gipfelten. Es bildeten sich die drei Reiche (san-kuoh) von Wei (Nordchina), Wu (Südchina) und Schu-Han (Westchina), zwischen denen ein halbes Jahrhundert lang fast ununterbrochen gekämpft wurde. Schu-Han wurde 263 von Wei annektiert, dessen letzter Kaiser 265 von seinem General Sze-ma Tschau abgesetzt wurde, der als Kaiser Wu-ti die Dynastie Tsin (265—420) begründete. Wu wurde 280 ebenfalls von den Tsin erobert, so daß das Reich nun wieder geeint war. Eine Reform des Agrarwesens, die wieder eine gleichmäßige, nach Klassen abgestufte Verteilung des Ackerlandes vorsah, beseitigte die dringendsten Notstände. Doch schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts begann wieder die Auflösung des Reiches, das sich schließlich in 18 Stücke zersplitterte, von denen 6 unter der Herrschaft türkischer und tungusischer Dynastien standen. Teils in chinesischem Solde, teils auf eigene Faust abenteuernd drangen immer neue Scharen nordischer Barbaren über die schwachverteidigte Grenze und spielten in Nordchina die Herren. Die aus dem seit 315 in China ansässigen tungusischen Geschlechte Toba stammenden Herrscher von Tai proklamierten sich 387 als Dynastie der nördlichen Wei (Peh-Wei) und vereinigten den ganzen Norden des Reiches unter ihrem Szepter. Doch sinisierten sie sich rasch und wurden eifrige Förderer des Ackerbaues und der chinesischen Geisteskultur. Insbesondere der Buddhismus erfreute sich ihrer Gunst; aus ihrer Zeit stammen viele der herrlichen Höhlentempel, die man noch heute in Nord- und Westchina bewundern kann. 420 wurde die Dynastie Tsin auch im Süden gestürzt; der General Liu Yü, aus einer mit den Han verwandten Familie, machte sich an ihrer Stelle zum Kaiser und begründete die Dynastie Liu Sung (420—479). Die ersten dreißig Jahre

dieses Herrscherhauses waren durch verwüstende Kämpfe mit den Toba ausgefüllt; hierauf folgten innere Streitigkeiten zwischen den Kaisern und ihren Vasallen, bis der General Siau Tau-tsch'eng 479 den letzten Kaiser zur Abdankung zwang und die Dynastie Ts'i begründete. Dieses kurzlebige Haus wurde schon 502 von einem ihm verwandten Gouverneur, Siau Yen, gestürzt, der selbst die nach seinem Fürstentum Liang benannte Liang-Dynastie (502 bis 557) gründete. Ein frommer Buddhist, zeichnete sich Yen, als Kaiser Wu-ti (502—550), durch außerordentliche Milde und Friedensliebe aus; er schaffte Todesstrafe und Tieropfer ab und vermied nach Möglichkeit Kriege. Der damalige Zustand des Wei-Reiches gestattete ihm das, da es sich seit 534 in ein westliches und östliches (Si-Wei und Tung-Wei) zersplittert hatte, die sich gegenseitig wütend befehdeten. 550 machten die Tung-Wei der Dynastie Peh-Ts'i (bis 576), 557 die Si-Wei den Peh-Tschou (bis 581) Platz, während an die Stelle der Liang 557 die Tsch'en (bis 589) traten. Endlich gelang es dem Fürsten Yang von Sui, die drei letzten Dynastien nacheinander zu beseitigen und als Sui Wen-ti (581—604) die kurze, aber starke und bedeutende Dynastie Sui (581—618) zu begründen.

Wen-ti gab dem Reiche den inneren Frieden, dessen es nach vierhundertjährigen Wirren so dringend bedurfte. Die Nord- und Westgrenze sicherte er durch neue Befestigungen gegen die Angriffe der T'uh-küeh (Türken). Die Agrarverfassung der Wei wurde beibehalten und ausgebaut; die Verwaltung neugeordnet und völlig zentralisiert. Dem Kaiser folgte sein Sohn Kuang als Yang-ti (605—618), einer der glanzvollsten Herrscher Chinas. Er vollendete den schon unter Schi-huang-ti begonnenen Kaiserkanal, baute die große Mauer mit enormen Mitteln weiter aus und schuf eine Menge anderer Nutz- und Prachtbauten. Schon begann Innerasien wieder Chinas Macht zu fühlen; als Yang-ti 607 an der Nordwestgrenze erschien, huldigten ihm zahlreiche Barbarenstämme. Dagegen war der Kaiser in seinen Versuchen, das seit der Han-Zeit tributpflichtige, aber seit langem unbotmäßige Korea wieder zu unterwerfen, nicht glücklich. Die großen Opfer, die mehrere ergebnislose Feldzüge forderten, riefen 617 im ganzen Reich Aufstände hervor. Zahlreiche Gouverneure und Generale, sowie mehrere Angehörige der Dynastie und früherer Herrscherhäuser proklamierten sich zu Kaisern und rückten gegeneinander und gegen Yang-ti vor. Der Kaiser konnte sich unbegreiflicherweise nicht mehr zum Handeln aufraffen, sondern wartete ruhig in seiner Residenz den Fortgang der Dinge ab, der ihm bald Thron und Leben kostete. Nachdem zwei nacheinander zu Kaisern ausgerufene Angehörige der Dynastie gleichfalls beseitigt waren, bestieg der

Gouverneur von T'ai-yüan-fu, Li Yüan, als T'ang Kau-tsu den Kaiserthron. Binnen fünf Jahren hatte er seine sämtlichen Gegner unterworfen und die Räuberbanden vernichtet, die sich in dem durch Yang-ti's Abenteuer verarmten Lande zahlreich gebildet hatten. Nachdem die Ruhe wiederhergestellt und die Erbfolge der neuerstandenen Dynastie T'ang (618—907) gesichert war; dankte der Kaiser zugunsten seines zweiten Sohnes T'ai-tsung (627—650) ab, mit dem die glanzvollste Periode der chinesischen Geschichte, sowohl politisch wie kulturell, anbrach. Zuerst wurden die Türken unterworfen und dann in großartigen Feldzügen die chinesische Herrschaft wieder bis zum Kaspischen Meer ausgedehnt. 88 Staaten Zentralasiens erkannten die Oberherrschaft des Kaisers von China an. Liau-tung wurde unterworfen und das aufrührerische Korea gezüchtigt. Im Inneren erlebte die nationale Kultur durch den Frieden und den mit dem regen Handelsverkehr sich steigernden Wohlstand einen mächtigen Aufschwung; für die chinesische Kunst und Literatur bezeichnet die T'ang-Zeit das goldene Zeitalter, insbesondere ward die chinesische Kultur durch westasiatische und byzantinische Einflüsse neu befruchtet, während auch sie den westlichen Völkern manches mitteilte. Auch die beiden Religionen, deren Wirken später für China so bedenkliche Folgen zeitigte, das Christentum und der Islam, gelangten damals nach China.

Unter T'ai-tsung's Nachfolger Kau-tsung (651—684) wurde der innere Friede gewahrt und die äußere Machtstellung Chinas gefestigt; auch die Unterwerfung Koreas durchgeführt. Dagegen begannen unter der Herrschaft seiner Gemahlin Wu-hou, die unter Beiseiteschiebung des Thronfolgers die Herrschaft an sich riß und 20 Jahre (684—705) regierte, aufs neue Korruption und Verwirrung. Erst nach der Absetzung der Kaiserin und dem Tode ihrer schwachsinnigen Söhne konnte unter Hüan-tsung (713—756) die Regierung ihre Autorität nach innen und außen wieder geltend machen. Allein jetzt begann schon der Niedergang der Dynastie und des Reiches. Die chinesische Vormachtstellung in Westasien ging 751 durch die unglückliche Schlacht bei Samarkand an die Araber verloren, im Inneren erschütterte der Aufstand des Türken Ngan-luh-schan (754—757) das Reich aufs heftigste. Von diesen Schlägen konnte sich die T'angdynastie nicht mehr völlig erholen. Die folgenden Kaiser vermochten trotz besten Willens und hoher Begabung nicht mehr, das Reich zu seiner früheren Blüte zurückzuführen. Wie früher nahm der Großgrundbesitz erschreckend überhand und führte das Landvolk, den Grundstock der Bevölkerung, der Verarmung entgegen. Die Bauern wandten sich scharenweise vom Landbau ab und suchten in gewinnbringenderen Berufen, in Handel und Handwerk, unterzukommen. Ja sie strömten, um dem

immer härter werdenden Druck durch Fron und Steuer zu entgehen, zu Zehntausenden in die buddhistischen Klöster, die dadurch zu einer ernsten Gefahr für die Volkswirtschaft wurden und obendrein noch vielfach Brutstätten für politische Konspirationen darstellten. Scharfe Maßnahmen gegen den Buddhismus und Verfolgungen der Mönche halfen nur wenig, da sie ja die Ursachen des Übels nicht berührten. Die Vernachlässigung der Landwirtschaft und der Wasserbauten verursachte Hungersnöte und Überschwemmungen, die das allgemeine Elend noch steigerten. Die Kaiser waren selbst meist Werkzeuge in den Händen der durch die Palastdamen allmächtigen Grundherren, die zusammen mit den Eunuchen und den bei Hof hochangesehenen tauistischen Alchymisten die eigentliche Regierung bildeten. Das 9. Jahrhundert war schon von Rebellionen erfüllt, zu denen sich, da die Truppen im Lande gebraucht wurden und die Grenzen nicht mehr schützen konnten, schon wieder Einfälle nördlicher und westlicher Barbarenstämme gesellten. Bereits Ende des 9. Jahrhunderts erklärten sich einzelne Gouverneure zu selbständigen Fürsten, bis 907 der Minister Tschu Ts'üan-tschung den letzten T'angkaiser entthronte und die Dynastie der späteren Liang (Hou-Liang) begründete. Doch fand er im Reiche wenig Anhang; eine Reihe von Provinzen erklärten sich sogleich unabhängig oder mußten als selbständige Lehensstaaten anerkannt werden. Schon mit ihrem zweiten Herrscher endete die Liangdynastie i. J. 923. Der aufständische General Li Tsun-hiu, ein adoptierter Nachkomme der T'angdynastie, gründete an ihrer Statt die Dynastie der späteren T'ang (Hou-T'ang), die aber auch nach kurzer, stürmischer Regierung ihrer vier Kaiser 936 durch den mit dem seit 907 in China eingedrungenen tungusischen Stamm der Kitan verbündeten Statthalter Schi King-t'ang gestürzt wurde, mit dem die Dynastie der späteren Tsin (Hou-Tsin) auf den Thron kam. Ein großer Teil Nordchinas mußte an die Kitan abgetreten werden; auch mußte der Kaiser seinen Verbündeten Tribut entrichten und sich als ihren Vasallen betrachten. 937 nahmen die binnen kurzer Zeit fast sinisierten Herrscher der Kitan den Kaisertitel und den Dynastienamen Liau an. Nach längeren Streitigkeiten mit ihren chinesischen Vasallen brachen sie 947 in China ein und machten der Dynastie Hou-Tsin ein Ende. Sie wurden jedoch noch einmal vertrieben von dem General Liu Tschi-yüan, einem Nachkommen der Han, der vom Volke zum Kaiser proklamiert wurde und für seine Dynastie den Namen Hou-Han, die späteren Han, annahm. Aber sein Nachfolger wurde bereits so unpopulär, daß er 951 von der Armee gestürzt wurde. An seiner Stelle erhoben die Soldaten den General Kuoh Wei auf den Thron, mit dem die letzte der kurzlebigen fünf Dynastien (Wu-tai), die Hou-Tschou (späteren Tschou) anhebt. Sein

zweiter Nachfolger wurde 960 von den Truppen abgesetzt und an seiner Stelle der General Tschau Kuang-yin zum Kaiser ausgerufen, mit dem die große Dynastie Sung beginnt.

Tschau, als Kaiser Sung T'ai-tsu (960—975), machte zunächst den zahlreichen kleinen Fürstentümern ein Ende, die sich unter den fünf Dynastien namentlich in Süd- und Westchina gebildet hatten. Sodann wurde die Einteilung und Verwaltung des Reiches neugeordnet und allen feudalistischen Regungen energisch ein Ende gemacht. Ergebnislos blieben dagegen die Kämpfe, die T'ai-tsu und besonders sein großer Nachfolger T'ai-tsung (976—997) gegen die Kitan führten. Unter den nächsten Kaisern Tschen-tsung (998—1022), Jen-tsung (1023—1063) und Ying-tsung (1064—1067) erlebte China eine lange Zeit des Friedens und Wohlstands, die auch eine neue Hochblüte der Kunst und Literatur hervorrief; insbesondere die Philosophie, die seit Jahrhunderten fast nur noch vom Alten zehrte, brachte neue eigenartige Systeme hervor. Das Agrarproblem freilich, das alte Unglück des Landes, blieb fürs erste noch ungelöst und wurde auch nicht durch die Reformen entwirrt, die unter dem nächsten Kaiser Schen-tsung (1068—1085) der Nationalökonom Wang Ngan-schih (1021—1086) einzuführen suchte. Sie bestanden im Wesentlichen in dem Versuch, die Einrichtungen der Tschou-Zeit wieder zu beleben und den Zeitverhältnissen anzupassen. Das Gemeindeeigentum sollte wieder eingeführt werden; die Gemeinden sollten zur Feldbestellung Staatsvorschüsse erhalten und diese zur Erntezeit mit Zinsen zurückzahlen; auch sollte die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und die Truppenkontingente von den Gemeinden unterhalten werden. Wang's Reformen scheiterten vor allem am Widerstand des Großgrundbesitzes, der sich gegen die Verteilung und Nutzbarmachung der großen Güter aufs äußerste wehrte, aber auch an der Abneigung der Bevölkerung gegen die Zinszahlungen und namentlich gegen das Wehrpflichtsystem. Wang verlor gleich nach dem Tode Schen-tsung's, den er nur kurze Zeit überlebte, seine Stellung und wurde durch den auch als Historiker berühmten Sze-ma Kuang ersetzt. Dieser führte nun ein eigenes, später durch Tschu Hi noch vervollkommnetes System der Agrarreform durch. Es bestand im wesentlichen darin, daß die Kronländereien nicht mehr verkauft, sondern nur verpachtet wurden, und daß der 1000 Morgen übersteigende Privatbesitz enteignet wurde. Diese Reformen, die erst unter den Ming ganz verwirklicht wurden, lösten endlich der Frage, die seit Schi-huang-ti der Keim unendlicher Verwicklungen geworden war, und heilten damit das Hauptübel, an dem China während des ganzen Mittelalters gelitten hatte.

Sze-ma Kuang's Maßnahmen traten bereits unter dem minder-

jährigen Kaiser Tscheh-tsung (1086—1100) in Kraft, während dessen Nachfolger Hui-tsung (1101—1125) wieder auf Wang Ngan-schih's Gedanken zurückgriff, aber aus den genannten Gründen damit scheiterte. In der auswärtigen Politik Hui-tsung's war das Bündnis von Bedeutung, das Hui-tsung gegen die Kitan mit den Jutschen schloß. Diese Nation, ein tungusischer Stamm, drang im 10. Jahrhundert vom Sungari nach Nordchina vor, und schon 1115 nahm sein Herrscher den Kaisertitel und den Dynastienamen Kin „die Goldne" an. 1123 brach das Reich der Kitan unter dem vereinigten Ansturm der Chinesen und Jutschen zusammen und wurde zwischen den Verbündeten aufgeteilt. Aber schon kurz darauf kam es zwischen diesen selbst zu Streitigkeiten, die 1125 zum Einfall der Kin in Nordchina und zur Eroberung der nordöstlichen Grenzgebiete führte. Hui-tsung wurde nach dieser Katastrophe zur Abdankung gezwungen. Sein Sohn K'in-tsung versuchte vergebens, den Vormarsch der Kin aufzuhalten, die 1126 die Hauptstadt einnahmen und den Kaiser mit der ganzen Regierung in Gefangenschaft führten. Doch stießen die Jutschen in China auf so energischen Widerstand, daß sie die Unterwerfung des Landes nicht versuchten, sondern zuließen, daß ein Prinz des kaiserlichen Hauses, K'ang, zum Kaiser ausgerufen wurde und die Dynastie der südlichen Sung (Nan-Sung, 1127—1279) begründete.

K'ang, als Kaiser Kau-tsung (1127—1162), verlegte die Residenz von Pien-liang (K'ai-feng am Huang-ho) nach Kiang-ning (Nan-king am Yang-tze) und setzte den Krieg gegen die Jutschen mit wechselndem Glück fort. Der Friede wurde 1142 durch den Minister Ts'in Kuei vermittelt, der die Rückberufung des siegreichen, aber durch seine Unversönlichkeit einer Verständigung hinderlichen Generals Yoh Fei durchzusetzen wußte und später sogar die Aburteilung und Hinrichtung des widerspenstigen Feldherrn erwirkte. Durch den Frieden kam fast das ganze Land nördlich des Yang-tze an die Kin. So war jetzt, wie schon einmal unter den Wei, das alte Kulturland China ganz in fremden Händen und das südchinesische Kolonialland der eigentliche Sitz chinesischen Lebens geworden. Doch die Wiedervereinigung Chinas bereitete sich schon vor; gerade damals trat der Mann auf, der ihr die Wege ebnete und der geistige Schöpfer des neuen Chinas wurde, Tschu Hi (1130—1200), der Stifter der konfuzianischen Kirche und geistige Begründer der chinesischen Einheitskultur. Der Friede war übrigens nicht von Dauer; die folgenden Sungkaiser Hiau-tsung (1163—1189), Kuang-tsung (1190—1194) und Ning-tsung (1195—1224) unternahmen meist unglückliche Feldzüge gegen die Jutschen. Inzwischen aber erhob sich für diese ein gefährlicherer Feind, die Mongolen.

Die Mongolen werden schon im ersten nachchristlichen Jahr-

hundert (in Wang Tschung's Lun-heng) erwähnt, beginnen aber erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts in der Geschichte eine Rolle zu spielen. Aus Ursachen, über die nur Vermutungen möglich sind, entfalteten diese bis dahin sozusagen unbekannten Stämme plötzlich eine fast märchenhafte Tatkraft und Tüchtigkeit, die sie binnen wenigen Jahrzehnten, freilich nicht für die Dauer, zu Herren der halben Welt machten. 1206 wurde auf einer Versammlung der mongolischen Stammesfürsten Temudschin, der spätere Dschingis Khan, zum gemeinsamen Führer aller Mongolen erwählt und begann alsbald, Feldzüge gegen die umwohnenden Völker zu organisieren. Sehr wesentliche Unterstützung fand er bei seinem Berater, dem mit der 1123 gestürzten Liau-Dynastie verwandten sinisierten Tungusen Ye-lü Ts'u-ts'ai, einem bedeutenden Staatsmann und Historiker. Zuerst unterwarf Temudschin 1209 Si-hia, einen zur Zeit der fünf Dynastien im Nordwesten Chinas von Tanguten gegründeten Staat, der eine eigenartige nationale Kultur, u. a. — wie auch die Jutschen — eine eigene aus der chinesischen abgeleitete Schrift besaß. 1218 fiel sodann das Reich der Si-Liau (westlichen Liau), das von versprengten Scharen der 1123 gestürzten Liau-Dynastie in Zentralasien gegründet worden war. In den folgenden Jahren wurde ganz Zentralasien und Persien von den Mongolen erobert. Nach dem Tode Dschingis Khan's (1227) begann China, wo inzwischen Lü-tsung (1225—1264) zur Regierung gekommen war, Annäherungsversuche an die Mongolen zu machen. 1234 kam ein Bündnis zwischen China und dem Khan Ogotai (1229—1241) gegen die Kin zustande, die auch von den chinesischen und mongolischen Heeren besiegt und aufgeteilt wurden (1234). Aber die Sieger wurden selbst gleich uneins, und nun wurden die Chinesen Schritt für Schritt nach Süden zurückgetrieben. Inzwischen dehnte sich das mongolische Reich immer weiter nach Westen aus, und bereits im Jahre 1240 unternahm Dschingis Khan's Enkel Batu seinen berühmten Zug nach Europa. Nichts vermochte den in unbegreiflichen Massen aus ihren Steppen hervorbrechenden und von ihren chinesischen Ingenieuren mit Feuerwaffen ausgerüsteten Mongolen zu widerstehen. Rußland, Polen, Ungarn unterlagen nacheinander; 1241 wurde die deutsche Armee bei Liegnitz in ganz modern anmutender Weise durch einen Gasangriff vernichtet, und nur ein Zufall — die Nachricht vom Tode Ogotai's erreichte Batu gleich nach der Schlacht und veranlaßte ihn zum sofortigen Rückzug — bewahrte Deutschland davor, gleichfalls ein mongolischer Vasallenstaat zu werden. Mehrere kurze Regierungen verschiedener Herrscher und ihrer Frauen ließen die mongolische Eroberungspolitik vorübergehend ins Stocken geraten, bis 1259 der tatkräftige Khan Kublai den Thron bestieg. Unter ihm machte die Sinisierung und damit

die Zivilisierung der Mongolen — die im übrigen keineswegs die Ungeheuer waren, als die mittelalterliche europäische Chronisten sie verschrien haben — gewaltige Fortschritte; 1271 nahm Kublai selbst für seine Dynastie den chinesischen Namen Yüan an. Die erste Sorge seiner Politik war nun, mit den Sung fertig zu werden. 1279 waren diese auf die Insel Yai-schan in der Si-kiang-Mündung zurückgedrängt, und ihr letzter Kaiser Ping, ein achtjähriger Knabe, stürzte sich, als alles verloren war, in die Fluten. Damit hatte die große Dynastie Sung geendet, und Kublai bestieg als Yüan Schi-tsu (1279—1294) den Kaiserthron. Um sowohl die Chinesen wie seine Mongolen und die anderen Steppenvölker unter Aufsicht zu haben, erhob er das hierzu wie geschaffene Peking, das schon unter den Kitan und Kin Residenz gewesen war, zu seiner Hauptstadt. Dann wurde das Reich nach Süden weiter abgerundet. Batu eroberte und annektierte 1280 das Tai-Reich Nan-tschau im heutigen Yün-nan; Birma, Kambodja und Annam wurden tributär. Korea hatte sich schon 1264 unterworfen. Um die Küsten Chinas gegen die fortwährenden Plünderungszüge japanischer Seeräuber zu schützen, schickte Kublai mehrere Gesandtschaften nach Japan. Als seine Bemühungen erfolglos blieben und die Teilnehmer der letzten Gesandtschaft gar mißhandelt und hingerichtet wurden, rüstete er 1281 eine große Flotte zur Züchtigung Japans aus. Das Unternehmen mißlang indes vollständig, da ein Taifun die Flotte vernichtete — worauf, nebenbei bemerkt, die Japaner nicht weniger stolz sind als die Engländer auf den Untergang der spanischen Armada. Tibet gewann der Khan durch seine entgegenkommende Politik gegen den Buddhismus, zu dem er selbst übertrat. Im übrigen war die Politik Kublai's ebenso geschickt wie großzügig und eines Weltherrschers durchaus würdig. Gegen alle Nationalitäten und Religionen seines Riesenreiches bewies er absolute Toleranz; an seinem glänzenden Hofe in Peking, das damals das eigentliche Herz der ganzen zivilisierten Welt war, lebten Angehörige jeder Rasse und jedes Glaubens; Perser und Araber leiteten seine Sternwarte, Deutsche und Franzosen bekleideten hohe Stellungen im Heeres- und Staatsdienst, und der große italienische Reisende Marco Polo war sein vertrautester Ratgeber. Obwohl selbst Buddhist, bewies der Kaiser dem Konfuzius große Verehrung und schätzte und förderte auch den Islam und die christlichen Religionen. Der Handelsverkehr zwischen China und dem Abendlande nahm einen seither kaum wieder erreichten Aufschwung; die gegenseitigen Beziehungen waren weit inniger als je vor- oder nachher, und viele wichtige Erfindungen, auf die wir noch zu sprechen kommen, sind damals hinüber und herüber gewandert. Die Verwaltung Chinas wurde reformiert; dem durch die langen Wirren sehr darnieder-

liegenden Ackerbau suchte der Kaiser durch Steuererlaß und Schutzmaßregeln aufzuhelfen; Straßen und Kanäle wurden ausgebessert und neuangelegt, u. a. auch der Kaiserkanal ausgebaut. Das mongolische Volk suchte er durch Verbreitung chinesischer Bildung zu heben; zahlreiche Klassiker und andre Werke wurden aus dem Chinesischen in das Mongolische übersetzt und mit dem mongolischen Alphabet gedruckt. Nach Kublai's Tode wurde sein Reich geteilt; China erhielt sein Enkel Timur (Tscheng-tsung, 1295—1306). Er wie seine Nachfolger besaßen Umsicht und Verwaltungstalent, doch blieben sie im Grunde Nomaden und standen der chinesischen Kultur bei aller Hinneigung zu ihr im Grunde zu fremd gegenüber, um China dauernd regieren zu können. Bald erschienen wieder allerlei Mißstände, und ein unglücklich verlaufener, von verheerenden Überschwemmungen begleiteter Versuch, den Huang-ho zu regulieren, führte unter dem letzten Mongolenkaiser Tup Timur (Schun-ti, 1333—1368), seit 1352 zu Erhebungen im ganzen Reiche. Ein buddhistischer Mönch, Tschu Yüan-tschang, trat an die Spitze eines im Südosten ausbrechenden Aufruhrs, eroberte 1358 Nan-king und drängte die Mongolen, deren chinesische Untertanen nun haufenweise von ihnen abfielen, immer weiter nach Norden zurück. Zu Ende des Jahres 1367 stand er vor Peking; Schun-ti flüchtete nach der Mongolei, und seine Feldherren übergaben die Hauptstadt an den neuen Herrn. Tschu bestieg unter dem Nien-hau [1]) Hung-wu den Thron und begründete die Dynastie Ming (1368—1644), als deren Residenz er zunächst Nan-king bestimmte.

Hung-wu (1368—1398) begann mit einer Reihe wichtiger Reformen, die bis heute segensreich nachwirken. Vor allem wurde die unter den Sung begonnene Agrarreform endgültig durchgeführt, die die Bildung von Großgrundbesitz unmöglich machte und die wirtschaftliche Wohlfahrt der Bauern, des ökonomisch wichtigsten Bevölkerungselementes, sicherstellte. Auch Steuerwesen, Münzwesen, Verwaltung und Justiz wurden neugeregelt; besonders wichtig war das Verbot, das unheilvolle Eunuchenelement in amtlichen Stellungen zu beschäftigen. Hung-wu's Regierung war im allgemeinen friedlich; das Reich blühte von neuem auf. Allerdings erlitt der umfassende Handelsverkehr der Mongolenzeit erhebliche Einschränkungen; aber gerade hierdurch wurde China in den Stand gesetzt, sich wieder auf sich selbst zu besinnen und das Neue, mit dem die vorhergegangene Periode es überschüttet hatte, zu verarbeiten und mit seiner eigenen Kultur zu verschmelzen. Indes hörten die auswärtigen Beziehungen keineswegs auf, obgleich sie jetzt wieder den

[1]) Fortan werden die Kaiser mit ihrer Regierungsdevise (Nien-hau) bezeichnet, statt wie bisher mit ihrem posthumen Namen.

Seeweg dem Landweg vorzogen; die chinesische Auswanderung nach T'ai-wan, nach den Philippinen und selbst nach Indonesien setzte ein, und 1405 wurde sogar Ceylon, das den chinesischen Übersee-handel störte, erobert und bis 1459 in Abhängigkeit gehalten.

Hung-wu's Enkel und Nachfolger, der schwache Kien-wu (1399—1402), wurde von seinem Onkel Yung-loh entthront und ging ins Kloster. Yung-loh (1403—1424) verlegte die Hauptstadt wieder nach Peking, wo sie seither geblieben ist, um die so häufig bedrohte Nordgrenze selbst überwachen zu können und nicht mehr auf unzuverlässige Gouverneure angewiesen zu sein. Die Grenz-wehr wurde aufs neue gegen die Mongolen ausgebaut und im Süden Tongking wieder unterworfen. Auf die kurze Regierung seines Nachfolgers Hung-hi folgte die glänzende Zeit Süan-teh's (1426—1435), dessen Name dem Kunstkenner geläufig und mit der Blüte der Ming-Kunst eng verknüpft ist. Unter dem nächsten Kaiser Tscheng-t'ung (1436—1449) bedrohten die Mongolen wieder-um die Reichsgrenze; der Kaiser zog selbst gegen sie zu Felde und geriet in Gefangenschaft. Von seinem Nachfolger King-t'ai (1450 bis 1456) wurde er befreit und bestieg nach dessen Tode als T'ien-schun (1457—1464) abermals den Thron. Unter den folgenden Kaisern (Tsch'eng-hua 1465—1487, Hung-tschi 1488—1505, Tscheng-teh 1506—1521, Kia-ting 1522—1566, Lung-king 1567—1572) erfreute sich China, von einzelnen Grenzzwischenfällen mit den Mongolen abgesehen, inneren und äußeren Friedens und blühenden Wohlstands. Erst unter Wan-li (1573—1619) machten sich wieder Schwierigkeiten nach innen und außen geltend. Eine arge finanzielle Mißwirtschaft, der der Kaiser vergebens durch Er-schließung neuer Bergwerke abzuhelfen suchte, erschütterte zuerst die Sicherheit der Dynastie; sodann begannen ernsthafte auswärtige Verwicklungen. Nachdem ein Raubzug der Japaner nach Korea (1592—1598) mit Mühe zurückgeschlagen war, begannen die Ein-fälle jenes Feindes, dem die Dynastie schließlich zum Opfer fiel, der Mandschu.

Die Mandschu waren ein tungusischer, angeblich mit den alten Jutschen verwandter Stamm, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts an der chinesischen Grenze erschien und unter dem tatkräftigen Häuptling Nurhatschi (1583—1626) bereits das ganze Liau-Gebiet eroberte. Schon 1616 nahm Nurhatschi das chinesische Nien-hau T'ien-ming an, und unter den letzten Mingkaisern T'ai-tsch'ang (1620), T'ien-k'i (1621—1627) und Ts'ung-tscheng (1628—1644) gewann das Vorrücken der Mandschu immer bedrohlicheren Cha-rakter. Der wieder von Eunuchen beherrschte, trotz der Geldnot in Üppigkeit schwelgende Hof und die schwache Regierung konnten sich nicht zu energischen Maßnahmen aufraffen, und die militärischen

Operationen verliefen zuerst sehr unglücklich. 1625 erhob Nurhatschi Mukden zur Residenz und versuchte nun in China selbst einzudringen, wurde aber an der Grenze geschlagen und zurückgetrieben. Aus Gram über die unerwartete Niederlage starb Nurhatschi. Sein Nachfolger Huangtaiki (T'ai-tung, 1627—1643) setzte die Eroberungen fort und wurde 1635 auch von den Mongolen anerkannt, die ihm das Staatssiegel der Yüan-Dynastie übergaben. Hierdurch gewissermaßen legitimiert, nahm er den Dynastienamen Ts'ing an. Nun blieb das Glück den Mandschu treu. 1637 wurde Korea erobert und erkannte die Oberhoheit der Mandschu an, und schon war fast das ganze Gebiet außerhalb der Großen Mauer in ihren Händen, als der Kaiser plötzlich starb und sein junger Sohn als Schun-tschi (1644—1661) auf den Thron gelangte.

In China war inzwischen Empörung auf Empörung gefolgt. Endlich brach 1636 im Süden die furchtbarste Revolution aus, deren Führer Li Tze-tsch'eng binnen wenig Jahren den größten Teil des Reiches eroberte und 1644 vor Peking rückte. Der letzte Mingkaiser erhängte sich, während die Stadt erstürmt wurde; Li zog als Kaiser ein und nahm den Namen Schun für seine Dynastie an, die jedoch nur wenige Monate bestehen sollte. Der letzte treugebliebene General der Ming, Wu San-kuei, schloß, nachdem er vergebens eine Restitution der gestürzten Dynastie versucht hatte, einen Bund mit den Mandschu, die nun einrückten und in der Hauptstadt, die Li verlassen hatte, ihren jungen Herrscher auf den Thron erhoben.

Indes blieb für die mandschurischen Führer noch ein schweres Stück Arbeit zu tun. Überall im Lande stießen sie auf Widerstand. In Nan-king hatte sich Prinz Fuh-lin aus der Mingdynastie zum Kaiser proklamiert; in Schan-si stand noch Li Tze-tsch'eng mit seiner Armee, in Sze-tsch'uan führte ein ehemaliger Buddhistenmönch, Tsch'ang Hien-tschung, ein Schreckensregiment, im Süden waren mehrere mit den Ming verwandte Prätendenten aufgestanden, und in Fuh-kien kämpfte der Admiral Kuoh-sing-ye (dialektisch Kok-sing-a, Koxinga) mit Erfolg im Dienste der alten Dynastie. Doch gelang es den mandschurischen Prinzen, mit tatkräftiger Unterstützung chinesischer Generale, insbesondere Wu San-kuei's, binnen einem Jahrzehnt fast alle Aufrührer niederzuwerfen. Am längsten behauptete sich Kuoh-sing-ye, der erst 1661 Fuh-kien räumte und sich nach T'ai-wan begab, das er den seit 1624 dort angesiedelten Holländern entriß. Erst lange nach seinem 1662 erfolgten Tode kam die Insel 1683 unter die Botmäßigkeit der chinesischen Regierung.

Schun-tschi starb 1661 — nach anderer Version zog er sich

in ein buddhistisches Kloster unweit Peking zurück [1]) — und hinterließ den Thron seinem Sohne K'ang-hi (1662—1723), einem der größten Herrscher, die China je besessen hat. Noch einen gefährlichen Aufstand hatte K'ang-hi zu unterdrücken, die Rebellion des alten Wu San-kuei (1674—1682), der von Yün-nan aus gegen die Mandschu losschlug, aber zum Glück schon 1678 starb. Die Emeute zersplitterte sich darauf und wurde bald, doch nicht ohne Mühe unterdrückt. Dann durfte China wieder eine lange Friedenszeit genießen, die wieder ein Aufblühen aller Künste und Gewerbe, eine gewaltige Zunahme des Handelsverkehrs und eine stete Steigerung des nationalen Wohlstandes im Gefolge hatte. Die erstaunliche Zunahme der Bevölkerung, die sich in kaum zwei Jahrhunderten von 150 auf 400 Millionen vermehrte, spricht allein Bände zugunsten der Politik K'ang-hi's und seiner Nachfolger. Die Volkswirtschaft wurde insbesondere gefördert durch die Befreiung der Chinesen vom Militärdienst, der den Mandschu allein vorbehalten blieb — freilich eine zweischneidige Maßregel, die auf die Dauer für die Wehrkraft Chinas durchaus nicht von Vorteil war. Die Geisteskultur wurde aufs regste gepflegt, aber durchaus in altchinesisch-orthodoxem Sinne; der Konfuzianismus starrster Observanz dominierte mehr als je zuvor, und obwohl auf allen Gebieten aufs eifrigste produziert wurde, ist doch unendlich mehr Altes nachgeahmt und kommentiert als Neues geschaffen worden. Der bedenklichste Zug im Staatsleben war wohl die privilegierte Stellung der Mandschu, die, an Zahl im Verhältnis zu den Chinesen verschwindend klein, eine in jeder Hinsicht bevorrechtigte Klasse darstellten. Sie waren nur für den Staats- und Militärdienst ausersehen, in dem sie ganz unverhältnismäßig bevorzugt wurden, von allen produktiven Berufen aber ausgeschlossen. Sie führten also auf Kosten der arbeitenden chinesischen Bevölkerung eine Parasitenexistenz und waren von dieser obendrein durch Heiratsverbot künstlich getrennt. Das eigene Volkstum der Mandschu ging nichtsdestoweniger in kürzester Zeit verloren. Die mandschurische Sprache wurde schon unter K'ang-hi völlig durch das Chinesische verdrängt, trotzdem die ersten Kaiser ihr jede erdenkliche Pflege angedeihen ließen und eine allerdings fast nur aus Übersetzungen bestehende mandschurische Literatur schufen, die in dem aus der mongolischen Schrift abgeleiteten mandschurischen Alphabet gedruckt wurde. Als Hof- und Amtssprache wurde das Mandschurische neben dem Chinesischen allerdings noch bis zum Ende der Ts'ing-Dynastie

[1]) Viele Einzelheiten in der Geschichte der Ts'ing-Dynastie sind noch unsicher, da mit der Veröffentlichung der authentischen historischen Dokumente — die im Interesse der geschichtlichen Wahrheit erst nach dem Sturze jeder Dynastie erfolgt — erst jetzt begonnen wird.

gebraucht. In seiner auswärtigen Politik war K'ang-hi sehr glücklich. Die unbotmäßigen Mongolen und Tanguten wurden in mehreren Feldzügen unterworfen; das renitente Tibet gezüchtigt und 1720 einverleibt. Grenzkonflikte mit Rußland wurden zum Vorteil des gegenseitigen Handelsverkehrs 1689 durch den Vertrag von Nertschinsk beendigt, und schon seit 1728 hatte Rußland in Peking eine ständige Vertretung seiner Interessen. Für die Beziehungen zu Europa, die schon im 16. Jhrdt. in kleinem Maßstab wieder begonnen hatten, war die Tätigkeit der Jesuiten, die bereits unter den Ming (seit 1581) in China erschienen, von besonderer Bedeutung. Sie spielten am Hof eine große Rolle und brachten den Chinesen zahlreiche Errungenschaften europäischer Technik und Wissenschaft, wie sie auch andererseits Europa die Kenntnis der chinesischen Kultur und damit eine Fülle wertvoller Anregungen vermittelten.

K'ang-hi's Nachfolger Yung-tscheng (1724—1735) und K'ien-lung (1736—1796) regierten in seinem Geiste weiter. Namentlich K'ien-lung war seines großen Ahnen vollkommen würdig. Unter ihm wurde Turkestan erobert, Birma 1769 tributpflichtig gemacht und die unter K'ang-hi aus der Dsungarei nach Rußland ausgewanderten Kalmücken 1771 zur Rückkehr bewogen. 1793 wurde sogar Nepal, das mit englischer Unterstützung einen Einfall in Tibet gemacht hatte, in einem Winterfeldzug über den Himalaya — wohl einer der glänzendsten Leistungen der Kriegsgeschichte aller Zeiten — gänzlich besiegt und zur Tributleistung gezwungen. In China selbst herrschte Frieden und Ruhe.

K'ien-lung dankte 1796 zugunsten seines Sohnes Kia-k'ing (1796—1820) ab und starb 1799. Mit Kia-k'ing begann der Niedergang der Mandschudynastie. Aufstände im Süden begleiteten den Anfang seiner Regierung und konnten erst nach Jahren und mit großen Opfern niedergerungen werden. Die durch diese Aufstände hervorgerufenen Verwüstungen riefen wiederum Hungersnöte und abermalige Unruhen hervor. Besonders verhängnisvoll wurde das Treiben der chinesischen Christen. Schon im 18. Jahrhundert hatten die von den Jesuiten Bekehrten durch Steuerverweigerung und Gewalttätigkeiten gegen ihre Mitbürger gelegentlich Unruhen hervorgerufen; seitdem aber 1807 der Protestantismus in China eingedrungen war und christliche Geheimbünde ihr unheilvolles Wirken entfalteten, wurde die fremde Religion ein immer bedenklicheres Element. Unter dem nächsten Kaiser Tau-kuang (1821 bis 1850) ging es mit China sichtbar bergab. Auf der einen Seite innere Mißstände, denen niemand abzuhelfen wußte, auf der andern Seite ausländische Intriguen zerrütteten das Reich mehr und mehr. Schon klopfte die Expansionsgier Englands, das nach Okkupierung

des Indischen Meeres auch die Vormacht im Stillen Ozean zu werden gedachte, an Chinas Pforten. Nachdem Versuche, auf diplomatischem Wege Zulassung des freien Handels in China zu erlangen, an der Arroganz und Taktlosigkeit der englischen Vertreter gescheitert waren, griff England zur Gewalt. Durch den scheußlichen Opiumkrieg (1839—1842), in dem die europäische Kriegstechnik einen leichten Sieg über die antiquierte chinesische Strategie gewann, erzwang es die Einfuhr des bisher streng verbotenen Opiumgiftes, die Öffnung mehrerer Freihäfen und die Abtretung von Hiang-kang (Hongkong). Die schlimmste Folge des Krieges aber war die enorme Kriegsschuld, die den chinesischen Staatssäckel so vollständig leerte, daß die Regierung sich zu einem verzweifelten Auskunftsmittel genötigt sah. Sie verkaufte fortan die Beamtenstellen; ein Mißbrauch, der freilich schon seit alters bestanden hatte, aber doch nie, wie jetzt, zum System geworden war. Natürlich führten diese Zustände rasch zu allgemeiner Korruption und Sittenverwilderung, deren Resultate bald in dem fürchterlichen Aufstand der T'ai-p'ing (1850—1864) zutagetraten, der die ganze Regierungszeit von Tau-kuang's Nachfolger Hien-feng (1851 bis 1861) erfüllte.

Der T'ai-p'ing-Aufstand war unmittelbar das Werk protestantischer Missionare in englischem Solde, der Gützlaff, Roberts und anderer, deren Lehren dem halbwahnsinnigen Urheber des Aufstandes, dem Kantonesen Hung Siu-ts'üan, den Gedanken an die Stiftung eines chinesisch-christlichen Gottesreiches eingaben. Aber die wirklichen Ursachen der Rebellion lagen natürlich in der Mißregierung der Mandschu. In der Verquickung mit ausländischen Ideen sind vielmehr gerade jene Gründe zu suchen, die das endliche Scheitern der Bewegung herbeiführten.

Hung gründete anfangs eine kommunistische Gesellschaft, die sich bald in der Zerstörung von Tempeln und allerlei Drangsalierung ihrer Mitbürger gefiel und schon in kurzem bewaffnete Zusammenstöße mit den Behörden hatte. Die Bewegung breitete sich rasch aus und ergriff bald mehrere Provinzen des Südens; bald stand Hung an der Spitze eines großen Heeres, mit dem er den schlechtgeführten kaiserlichen Truppen wiederholt Niederlagen beibrachte, und 1853 fiel Nan-king, wo er sich unter Annahme des Nien-hau T'ien-teh (himmlische Tugend) zum Kaiser proklamierte. Damit aber war der Höhepunkt seines Erfolges überschritten, und das Blatt wandte sich um. Ein Zug gegen Nordchina mißlang, und ein in der nicht unterlegenen Provinz Hu-nan neugebildetes Heer entriß den T'ai-p'ing bald den größten Teil Südchinas wieder. Wenn sich die T'ai-p'ing in den Provinzen am unteren Yang-tze noch einige Jahre behaupten konnten, so dankten sie dies der In-

tervention der Engländer und Franzosen, die sich der Bewegung bisher im stillen angenommen hatten und nun, da dies nicht den gewünschten Erfolg hatte, offen gegen China vorgingen. Von 1856 bis 1861 dauerten die Konflikte mit den Westmächten, bis der Zug gegen die Hauptstadt und die vandalische Plünderung und Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes China einen neuen Vertrag abpreßte, der den Freihandel und die sonstigen Rechte der Fremden in China noch bedeutend erweiterte. Eine von französischer Seite in den Vertrag hineingefälschte Klausel gab außerdem den fremden Missionaren das Recht zur Niederlassung in China und beschwor dadurch eine endlose Reihe neuer Intriguen und Verwicklungen herauf. Zugleich besetzte Rußland 1858 und 1860 die Amurprovinzen, deren Abtretung ihm das von allen Seiten bedrängte China notgedrungen zugestehen mußte. Doch gelang es den Chinesen, nach langem wechselvollem Kampf und mit entsetzlichen Opfern endlich den T'ai-p'ing-Aufstand niederzuwerfen. 1854 fiel Nan-king, nachdem Hung Siu-ts'üan Selbstmord begangen hatte; und nachdem in den folgenden Jahren auch noch die letzten, in Fuh-kien herumziehenden Banden aufgerieben waren, hatte die gräßliche Rebellion ein Ende. Sie hatte die reichsten Provinzen Chinas in Einöden verwandelt, an 30 (?) Millionen Menschen das Leben gekostet, unendliche Werte zerstört, zahlreiche Industrien, wie die Lack- und Porzellanfabrikation, fast zugrundegerichtet, und dabei für die Befreiung Chinas vom mandschurischen Joch nicht das Geringste genutzt.

Zugleich mit den T'ai-p'ing wüteten in den östlichen Provinzen Nordchinas die Nien-fei, eine mit jenen zusammengehende, doch nichtchristliche Sekte, die 1860—1868 Ho-nan, Schan-tung und Kiang-su verheerte und nur mit großer Mühe vernichtet wurde. Noch ehe diese inneren Wirren beendet waren, erhoben sich im Westen, wie in den zwanziger und fünfziger Jahren, Aufstände mohammedanischer Sektierer, die wohl zum Teil gleichfalls vom Ausland inspiriert waren. In Yün-nan empörte sich der Imam T'u Wen-siu, der sich 1867 in Ta-li-fu zum Sultan ausrief; im gleichen Jahre rebellierten die Mohammedaner in Kan-suh und Schen-si und rissen sich vorübergehend von China los. In Kaschgar erklärte sich Jakub Beg, ein Moslem aus Kokand, 1864 zum Herrscher und riß ganz Turkestan von China los; eine Gelegenheit, die die Russen 1871 zur Besetzung von Kuldscha benutzten. Dazu kam noch der Aufstand der Dunganen, der sich zum Teil im Kampfe mit andern Mohammedanern seit Anfang der sechziger Jahre bis nach Kan-suh ausbreitete. Aber China wurde mit all diesen Empörern fertig. Der General Tso Tsung-t'ang eroberte 1868/70 Schen-si zurück und unterwarf dann bis 1878 ganz

Zentralasien wieder, nachdem Jakub Beg 1877 gestorben (oder ermordet) war. Der Aufruhr in Yün-nan wurde 1872 ebenfalls blutig unterdrückt. Im Gefolge dieser Ereignisse sah sich Rußland genötigt, 1882 Kuldscha zu räumen.

China war nun wenigstens wieder Herr im eignen Hause. Aber es hatte entsetzlich gelitten; Überschwemmungen des Huang-ho, dessen Deiche bei der allgemeinen Unordnung nicht instandgehalten wurden, und furchtbare Hungersnöte in Nordchina vermehrten das allgemeine Elend noch. Erstaunlich bleibt, wie China trotz seiner mangelhaften Heeresorganisation noch aus allen inneren Wirren siegreich hervorging, und wie rasch es sich auch von den schwersten Schlägen wieder erholt hat. Aber das ausländische Element hatte nun in China festen Fuß gefaßt, säete durch seine Schrittmacher, die Missionare, immer neues Unheil aus und benutzte deren beständige Streitigkeiten mit der Bevölkerung und den Behörden zu fortgesetzten Einmischungen in die Verwaltung und innere Politik des Reiches. Schwere Unzuträglichkeiten ergaben sich weiterhin aus der Konsulargerichtsbarkeit, die die einheimische Bevölkerung gegenüber den Ausländern fast recht- und wehrlos macht. Noch schlimmer war das Protektorat, das sich die fremden Mächte gegenüber den einheimischen Christen anmaßten, wodurch diese, meist dem verworfensten Gesindel angehörigen Elemente zu einer ernsten Gefahr für das eigene Land wurden. Die einsichtigen Politiker Chinas erkannten rasch, daß China, um den immer unerhörter werdenden Anmaßungen Europas entgegentreten zu können, vor allem eines starken Heeres bedürfe. Aber fremde Intriguen haben diese wichtigste Reform noch immer zu hintertreiben vermocht, so daß das Hauptproblem der Neugestaltung Chinas noch ungelöst ist.

Nach dem Tode Kaiser Hien-feng's kam sein unmündiger Sohn T'ung-tschi (1862—1875) zur Regierung, für den Hien-feng's Witwe Tze-hi bis 1873 die Regierung führte. Der leitende Geist der chinesischen Politik war jetzt der große Staatsmann Li Hung-tschang (1821—1901), der sich schon bei der Niederwerfung der T'ai-p'ing ausgezeichnet hatte. Er sah als erster ein, daß Europas Überlegenheit auf dem Gebiet der Technik lag, und daß China sich Europas technische Fortschritte aneignen müsse, um mit Europa fertig zu werden. Er nahm darum sogleich Reformen in Angriff und hat trotz aller Widerstände, die er auf der einen Seite vom Ausland, auf der anderen von den reaktionären Kreisen Chinas erfuhr, Bewundernswertes geschaffen. Doch gelang es ihm nicht, China vor neuen auswärtigen Verwicklungen zu bewahren, wenn auch im Lande selbst zunächst Ruhe herrschte. Zuerst gab es Konflikte mit dem aufstrebenden Japan, das schon 1875 die China tributpflichtigen Liu-kiu-Inseln annektierte und im gleichen Jahr

seine Einmischungen in die Angelegenheiten des Vasallenstaates Korea begann, die schließlich zum Kriege führten. Dazu kamen in Hinterindien die Intriguen der Franzosen, die 1883 den chinesischen Tributärstaat Annam von China losrissen und schon 1882 unter dem Vorwand, gegen Grenzräuber vorzugehen, in das zu China gehörige Tongking eindrangen. In dem sich 1883/5 entspinnenden Kriege blieben die Chinesen zwar im Felde siegreich, wurden aber beim Friedensschluß nichtsdestoweniger übervorteilt und gezwungen, Tongking abzutreten und auf die Vasallenschaft Annams zu verzichten. Auch die Oberhoheit über Birma ging den Chinesen 1886 verloren, als England das Land annektierte.

Diese Unglücksfälle bestärkten die chinesische Regierung — an Stelle T'ung-tschi's war inzwischen der ebenfalls unmündige Kuang-sü (1876—1908) Kaiser geworden, für den Tze-hi die Regierung weiterführte — im Weiterausbau des Heerwesens und der übrigen notwendigen Neuerungen. Man berief zahlreiche fremde Instrukteure, kaufte Kriegsschiffe, legte Häfen und Arsenale an, baute Eisenbahnen und Telegraphen. Gegen die Überflutung des chinesischen Marktes mit ausländischen Produkten suchte sich China durch Schaffung einer eigenen Industrie zu schützen; gegen das noch bedrohlichere Eindringen einer fremden Weltanschauung, die die chinesische Gesellschaftsordnung zu erschüttern drohte, durch Neubelebung des Konfuzianismus, wie sie in gemäßigter Weise Tschang Tschi-t'ung, in radikaler K'ang Yo-wei versuchte. Der letztere, der seit Ende der achtziger Jahre fortgesetzt zur Reform der Verwaltung, der Justiz und namentlich des Unterrichtes aufforderte, erregte besonders die Aufmerksamkeit des inzwischen mündig gewordenen Kaisers Kuang-sü. Ehe indes weiteres geschah, erlebte China neue schwere Schläge. Zunächst kam es nach langen Verwicklungen wegen Koreas 1894 zum Kriege mit Japan. Der Krieg war in China, da das Interesse an Korea sehr gering war, höchst unpopulär und wurde im Grunde nur von dem Kabinett Li Hung-tschang geführt; die meisten Provinzen weigerten sich überhaupt teilzunehmen und ließen die Zentralregierung im Stich. Die ganz unvorbereitete Armee erlitt zuerst in Korea und dann in der Südmandschurei schwere Niederlagen, die Flotte wurde ebenfalls geschlagen, vor allem versagte die Heeresintendantur gänzlich. Nachdem die Festung Lü-schun (Port Arthur) auf Liau-tung gefallen war und die Japaner durch die Einnahme von Niu-tschuang schon in bedrohliche Nähe Pekings gelangt waren, suchte China um Frieden nach. Im Frieden von Schimonoseki (1895) trat China die Halbinsel Liau-tung mit Lü-schun und die Insel T'ai-wan an Japan ab, erkannte Korea als unabhängig an und zahlte eine erhebliche Kriegsentschädigung. Indes konnte Japan die Früchte

seines Sieges noch nicht ernten. Alsbald protestierte das an Korea und der Mandschurei gleichfalls interessierte Rußland gegen „die Verletzung der Integrität des chinesischen Festlandes“, und erreichte, von Frankreich und leider auch von Deutschland unterstützt, daß Japan Liau-tung zunächst wieder aufgeben mußte. Aber dieselben Mächte, die sich hier als Beschützer Chinas hinstellten, waren die nächsten, es zu vergewaltigen. Rußland okkupierte selbst Liau-tung und baute Lü-schun zu einer furchtbaren Festung aus; Deutschland bemächtigte sich 1897 des Hafens von Ts'ing-tau, und Frankreich erzwang neben anderen Konzessionen in Südchina die Überlassung der Bucht von Kuang-tschou in Kuang-tung. Auch England riß „als Gegengewicht gegen die russische Besetzung Liau-tung's“ den Hafen Wei-hai-wei an der Nordküste von Schan-tung an sich. In der europäischen Presse wurde China in „Interessensphären“ zerlegt und sogar ganz unverhüllt von einer Aufteilung des Reiches gesprochen — was freilich denn doch eine sehr erhebliche Unterschätzung der Lebenskraft und des Einheitsbewußtseins Chinas erkennen ließ.

Die neuen Unglücksfälle zeigten China aber klar die Gefahr, in die europäische Habgier es brachte, und die Notwendigkeit schleuniger Reformen. Die Reaktionäre, die noch möglichst viel vom Alten zu retten trachteten, scharten sich um die Kaiserin-Witwe und den Mandschugeneral Jung Loh, die Radikalen dagegen gewannen den Kaiser für sich. K'ang Yo-wei, schon lange bei Kuang-sü in Gunst, wurde jetzt der vertraute Ratgeber des Herrschers, und nun erließen die plötzlich zur Macht gelangten Reformer in rascher Folge eine Menge von Edikten, die auf allen Gebieten des staatlichen und öffentlichen Lebens die einschneidendsten Reformen bewirken sollten, die, wenn sie ausgeführt worden wären, China sicherlich mehr geschadet hätten als alle bisher begangenen Versäumnisse. Zum Glück widerstand die alte Kaiserin, von Jung Loh kräftig unterstützt, diesen Maßnahmen aufs energischste. Der Kaiser und sein Anhang suchte darum Tze-hi unschädlich zu machen und beauftragten den General Yüan Schi-k'ai, sie mit Jung Loh zu verhaften. Yüan wußte indes seinem Lande besser zu dienen; er teilte Tze-hi den Plan mit und nahm statt ihrer den Kaiser selbst gefangen. Kuang-sü mußte ein Edikt unterzeichnen, das der Kaiserin die Regierungsgewalt übertrug und praktisch einer Abdankung gleichkam. Die Kaiserin besetzte nun alle einflußreichen Stellen wieder mit Reaktionären, die allen Neuerungen feindlich gegenüberstanden. Der Kaiser wurde in enger Haft gehalten, seine Anhänger meist verbannt oder hingerichtet; K'ang Yo-wei und einige andere der hervorragendsten Führer entkamen jedoch.

Inzwischen hatten die unaufhörlichen Quälereien der Missionare

und der sich meist aus Verbrechern und anderem Gesindel rekrutierenden eingeborenen Christen, die im Schutze der Konsulargerichtsbarkeit straflos Ausschreitungen aller Art verübten, im chinesischen Volke die Erbitterung gegen die Fremden aufs höchste gesteigert. Vermehrt wurde der Haß noch durch die Bahnbauten, die zahlreiche Karrenschieber, Bootführer und Angehörige ähnlicher Berufe brotlos machten. Diese hungernden, verzweifelten Massen scharten sich zusammen und begründeten mit Anhängern älterer Sekten einen Bund zur Verteidigung des Reiches, den „Faustbund" der „Boxer". Diese schon seit Mitte der neunziger Jahre bestehende Gesellschaft schritt, als 1899 und 1900 in Nordchina schwere Hungersnöte herrschten, zur Tat. Überfälle auf die Bahnen in Schan-tung eröffneten die Feindseligkeiten, denen die chinesische Regierung nicht ohne Sympathien gegenüberstand. Doch weigerten sich die meisten führenden Staatsmänner, wie Jung Loh und Yüan Schi-k'ai, mit den Boxern gemeinsame Sache zu machen. Durch gewaltigen Zulauf verstärkt, überschwemmten die Aufständischen Schan-tung, Schan-si und Tschih-li und rückten 1900 gegen Peking vor. Die chinesische Regierung forderte nun die fremden Gesandtschaften auf, sich aus der Hauptstadt nach T'ien-ts'in zu begeben, da sie bei der herrschenden Stimmung nicht mehr für ihre Sicherheit einstehen könne. Die Gesandtschaften weigerten sich indes, Peking zu verlassen, und verbarrikadierten sich, nachdem der deutsche Gesandte v. Ketteler durch einen unglücklichen Zufall auf der Straße erschossen worden war, im Gesandtschaftsviertel. Fast zwei Monate wurden sie hier von den Insurgenten, die durch mohammedanische Truppen aus Kan-suh unterstützt wurden, belagert; die durch ein gefälschtes, angeblich von den Gesandten herrührendes Schreiben, das ihre Abdankung forderte, empörte Kaiserin und mehrere Prinzen sympathisierten mit den Boxern und ermutigten sie; Jung Loh hingegen leistete tatkräftig Widerstand und hinderte die reguläre Armee und die Artillerie daran, sich an den Kämpfen zu beteiligen, wodurch die Gesandschaften gerettet wurden. Die europäischen Mächte — nebst Japan und Amerika — benutzten die Gelegenheit alsbald zum bewaffneten Eingreifen; ein internationales Expeditionskorps rückte von T'ien-tsin gegen Peking und entsetzte die Gesandtschaften. Die Hauptstadt, aus der der kaiserliche Hof nach Si-ngan-fu entflohen war, wurde von den europäischen Truppen aufs entsetzlichste geplündert und verwüstet; unschätzbare Werte, darunter die kaiserliche Bibliothek mit vielen unersetzlichen Werken, gingen dabei zugrunde. Strafexpeditionen zur Vertreibung der Boxer plünderten und verheerten außerdem die Provinz Tschih-li; besonders berüchtigt wurden die Raubzüge, die der Lazaristenbischof Favier an der Spitze seiner Christen

unternahm. Die übrigen Provinzen blieben von den kriegerischen Verwicklungen unberührt, da die Energie Li Hung-tschang's, Tschang Tschi-t'ung's und andrer Gouverneure Ausschreitungen gegen die Fremden verhinderte. Durch den 1901 abgeschlossenen Frieden erlitt China infolge der gegenseitigen Eifersucht der fremden Mächte keine territorialen Schädigungen mehr. Nur Rußland benutzte die Gelegenheit, die Mandschurei militärisch zu besetzen und von dort aus auch Korea zu okkupieren.

Die Greuel der Wirren hatten zwar die Achtung Chinas vor Europa keineswegs gesteigert, aber nichtsdestoweniger den Chinesen die Überlegenheit der Technik wie der Machtmittel des Abendlandes in drastischer Weise veranschaulicht. „Umgeben von Raubtiernationen, die kein Recht anerkennen außer der Macht", wie der Philosoph Ku Hung-ming sagt, hatte es keine Wahl, als sich selbst die „Krallen und Zähne" der europäischen Zivilisation anzueignen. So begann jetzt vorsichtig aber entschieden das Reformwerk, von der alten Kaiserin und ihren Beratern, namentlich Tschang Tschi-t'ung und Yüan Schi-k'ai, eingeleitet. Es erhielt einen mächtigen Anstoß durch den russisch-japanischen Krieg, der Rußlands Macht in Ostasien endgültig brach, Korea und Liau-tung an Japan brachte und China die Mandschurei zurückgab. Der erste Sieg, den ein asiatisches Reich mit europäischen Methoden über eine europäische Macht gewann, bestärkte natürlich China, den eingeschlagenen Weg rüstig weiterzuverfolgen. Schon 1905 erfolgte eine Reform der Examina und der Justiz; zugleich gingen Kommissionen zum Studium fremder Verfassungs- und Verwaltungsformen nach Europa und Amerika, 1909 wurden als Vorstufe zu einem allgemeinen Parlament die Provinziallandtage eingerichtet; die Vorrechte der Mandschu im Staatsdienst wurden beseitigt. Zugleich wehrte man sich gegen fremde Ausbeutung; die Bahnbauten und die industrielle Erschließung des Reiches wurden mehr und mehr von Chinesen selbst in die Hand genommen, das Telegraphenwesen verstaatlicht. Ein schwerer Schlag für den auswärtigen Handel war auch die Unterdrückung des Opiums, bei der China eine erstaunliche Energie zeigte. Ebenso begannen die Heeresreformen wieder. Chinas Ansehen in der Welt stieg durch diese Reformen beträchtlich; auch in der äußeren Politik hatte es nach langer Zeit einmal wieder einen Erfolg. England hatte 1904 die Schwäche Chinas und die bedrängte Lage des russischen Nachbars dazu benutzt, in Tibet einzufallen und der tibetischen Regierung einen Handelsvertrag abzupressen. China aber, das Tibet mit Recht als integrierenden Bestandteil des chinesischen Reiches ansah, setzte durch, daß der englisch-tibetische Vertrag in einen englisch-chinesischen umgewandelt wurde. Auch im englisch-russischen Vertrag von 1907 wurde Tibet als Glied des

chinesischen Reiches anerkannt. China suchte seither Tibet durch eine energische Kolonisation fester an sich zu binden und sich in gleicher Weise auch die Mongolei zu sichern, auf die Rußland seit dem Verlust der Mandschurei ein begehrliches Auge geworfen hatte.

Indes zeigten sich in dem Reformwerk doch gar bald manche sehr unerfreuliche Seiten. Für die Schulreform war es von großem Nachteil, daß man Studenten zur Ausbildung ins Ausland, besonders nach Japan sandte, wo sie wenig lernten und sich hauptsächlich mit aufrührerischer Gesinnung gegen den chinesischen Staat erfüllten. Infolge des Einflusses dieser Elemente erhoben sich im Süden alsbald wieder Geheimbünde zum Sturz der Dynastie. Mit den alten Motiven mischte sich jetzt ein neues, dem chinesischen Denken fremdes Element; der aus dem Ausland importierte Gedanke des Rassenhasses gegen die stammfremden Mandschu. An der Spitze der Aufrührer stand der berüchtigte Sun Yih-sien (Yat-sen), ein dem Ausland verkaufter, zum Christentum übergetretener Mischling zweifelhafter Herkunft. Der Erfolg dieser Unruhen war nur, daß in der Regierung wieder reaktionäre Strömungen die Oberhand gewannen und das Reformwerk sich verlangsamte. Dazu kam, daß 1908 die Kaiserin-Witwe starb, nachdem wenige Tage vorher der Kaiser unter auffallenden Umständen verschieden war. Für seinen erst dreijährigen Nachfolger Süan-tung regierte Prinz Tschun, während Kuang-sü's Witwe Lung-sü die Stelle der alten Kaiserin einnahm. Tschun war der schwierigen Lage, die er vorfand, nicht gewachsen, zumal da er sogleich seine beiden besten Ratgeber verlor. Tschang Tschi-t'ung starb; Yüan Schi-k'ai wurde nach Kuang-sü's letztem Wunsche entlassen. Hierdurch erlitt besonders die Heeresreform eine unheilvolle Unterbrechung. Der Zusammentritt der Provinziallandtage (1909) und des aus jenen hervorgegangenen Vorparlamentes (1910) verschärfte durch den Radikalismus, den diese Körperschaften zeigten, noch die Situation. Die gleichfalls 1910 erfolgende Reform der Selbstverwaltung der Gemeinden und die Bildung eines verantwortlichen Kabinetts (1911) waren neue Fortschritte; aber in der erneuten Bevorzugung der Mandschu zeigte sich schon wieder die beginnende Reaktion. Durch die Reformen steigerten sich beständig die Staatsausgaben, und die vermehrten Steuern drückten hart und riefen hier und da sogar Aufstände hervor. Große Anleihen, die China von fremden Mächten geradezu aufgezwungen wurden, erregten weite Kreise, da man eine auswärtige Kontrolle der Finanzen und damit bedrohliche Einmischungen in die inneren Angelegenheiten Chinas befürchtete; manche Patrioten sahen schon das Schicksal Ägyptens für China herannahen. Verhängnisvoll wurde dabei, daß sich auch in der Reformära an dem von Tau-kuang eingeführten System des Ämter-

verkaufes nicht das geringste änderte. Endlich führten Versuche, Bahnkonzessionen wieder an Fremde zu vergeben, in den Mittelprovinzen zu Aufständen; am 9. Oktober 1911 brach in Han-k'ou eine Militärrevolte aus, die rasch um sich griff und in kürzester Zeit Han-k'ou mit Wu-tsch'ang und Han-yang in die Hände der Rebellen brachte, die sogleich eine Revolutionsregierung mit den Generalen Li Yüan-hung und Huang Hing an der Spitze proklamierten. Die Pekinger Regierung begriff sogleich den Ernst der Lage und berief ihren fähigsten Staatsmann Yüan Schi-k'ai wieder ans Ruder; zugleich schickte man Truppen gegen Han-k'ou. Die Stadt wurde zwar nach hartem Kampfe zurückerobert, wobei sie fast ganz in Flammen aufging; aber die meisten Provinzen fielen der Revolution fast im Handumdrehen zu. Die große Masse der Bevölkerung, Bauern und Bürger wie auch die meisten Gebildeten standen der Bewegung teilnahmlos gegenüber; Studenten und Soldaten waren die handelnden Kräfte; Kaufleute, meist im Ausland ansässig, ihre Geldgeber. In Süd- und Mittelchina siegten die Aufständischen überall fast ohne Kampf; nur Nan-king behauptete sich noch einige Zeit. Die Provinzen Schan-si, Schen-si und Schan-tung fielen ebenfalls den Revolutionären zu, wurden aber von den Regierungstruppen zurückerobert. Auch Han-yang fiel wieder in die Hände der Kaiserlichen. Yüan Schi-k'ai schloß nun mit Li Yüan-hung einen Waffenstillstand; zugleich dankte der Regent zugunsten der Kaiserin-Witwe Lung-jü ab. In der republikanischen Regierung gewannen inzwischen die radikalen Kantonesen die Oberhand; am 31. Dezember 1911 wurde in Nan-king die Republik ausgerufen. Vorläufiger Präsident wurde Sun Yih-sien, der sich aber durch seine persönlichen Qualitäten bald unmöglich machte. Yüan hätte vielleicht noch mit Waffengewalt siegen können; doch die Mandschuregierung besaß kein Geld mehr, ihre Truppen zu besolden. Da die Revolutionsregierung den fremden Mächten gegenüber erklärte, etwaige den Mandschu gewährte Anleihen nicht anerkennen zu wollen, so hielten diese die Taschen zu. Yüan forderte nun die reichen Mandschuaristokraten auf, die Kosten des Feldzuges selbst zu tragen; allein er begegnete fast ausnahmslos tauben Ohren. So richtete sich die zum Untergang reife Ts'ingdynastie durch ihren Geiz selbst zugrunde, und Yüan gab nun ihre Sache verloren. Am 12. Februar 1912 erwirkte er das Edikt, durch das der Kaiser unter Berufung auf Yau und Schun „die das Reich als Gemeingut betrachteten" auf den Thron verzichtete. Yüan wurde zum Präsidenten der Republik gewählt, an Stelle der alten Drachenfahne das fünffarbige republikanische Banner gehißt und die neue Zeitrechnung eingeführt, die mit dem Jahre 1 der Republik (Tschung-hua-min-kuoh) beginnt. Der Sitz der Regierung wurde

wieder nach Peking verlegt — wohl aus ähnlichen Gründen, wie sie fünfhundert Jahre früher für die Ming maßgebend waren — doch kam das Staatswesen noch nicht zur Ruhe. Vor allem die militärischen nnd finanziellen Verhältnisse bereiteten ungeheuere Schwierigkeiten. Schon die Bezahlung und Entlassung der riesigen Truppenmassen, die nach Beendigung der Kämpfe beschäftigungslos, hungernd und meuternd im Lande umherzogen, verlangte ungeheuere Summen. Dazu kamen enorme Ausgaben für die Flotte und die Eisenbahnen. Mit inneren Anleihen war nicht viel zu erreichen, da das Mißtrauen der Volksmassen gegen die neue Regierung noch zu groß war. Verhandlungen mit den vier Mächten Deutschland, England, Frankreich und Amerika scheiterten zunächst, da auch Rußland und Japan, von denen China am wenigsten abhängig zu sein wünschte, sich eindrängen wollten. Das Ausland machte indes weiterhin Versuch über Versuch, China finanziell zu binden und zugleich seine militärische Reorganisation möglichst zu hintertreiben. Dazu begannen wieder die Versuche, es seiner Kolonialgebiete zu berauben. Rußland setzte sich in der äußeren Mongolei fest und veranlaßte eine Unabhängigkeitserklärung dieses Gebietes, auch versuchte es, die Mohammedaner in Turkestan aufzuhetzen. Japan durchdrang die Mandschurei mehr und mehr; England wühlte in Tibet. Im Innern des Landes trieben die Soldateska und Räuberbanden weiter ihr Unwesen. Das Parlament, statt praktische Arbeit zu leisten, verrannte sich in uferlose Diskussionen; der Einfluß der radikalen Kantonesen schwand rasch. 1913 löste Yüan die Volksvertretung auf und errichtete an ihrer Stelle einen Verfassungsausschuß, der bis 1914 seine Aufgaben bewältigte. Der Präsident erhielt die gesamte Verfassungsgewalt übertragen und damit eine Macht, wie sie der Kaiser kaum besessen hatte. Yüan ging auch unverzüglich daran, seine Stellung zu befestigen; die widerstrebenden Republikaner wurden verbannt oder sonst unschädlich gemacht, doch beruhigte sich das Land noch nicht. Die militärischen Unruhen wiederholten sich, die unbezahlten Truppen meuterten, Räuberbanden, wie die des Weißen Wolfes, tauchten auf und beherrschten zeitweilig große Gebiete; ja mehrfach erklärten sich ganze Provinzen für unabhängig und wurden nur mit Mühe wieder unterworfen. Dazu gesellten sich die finanziellen Schwierigkeiten und die Versuche der fremden Mächte, sich vermittels dieser in die innere Politik Chinas einzumischen. Nach langen Verhandlungen kam 1913 eine Anleihe bei dem Fünfmächtekonzern — Amerika war ausgeschieden — zustande.

Durch die Besserung der Finanzverhältnisse beruhigte sich die innere Lage wieder einigermaßen, so daß China wieder kräftiger gegen seine äußeren Feinde aufzutreten vermochte. Insbesondere

das Verhältnis zu Japan gestaltete sich immer unleidlicher. Die Festsetzung Japans in Schan-tung, die mit der Kriegserklärung an Deutschland 1914 und der Eroberung Ts'ing-tau's begann, schuf eine starke Spannung zwischen China und Japan, die eine Zeitlang zum Kriege zu führen drohte. Doch zwang China den Gegner durch den Boykott japanischer Waren, seine Ansprüche zu mäßigen. Inzwischen gelang es Yüan, durch seine starke und geschickte Politik das Staatsschiff wieder in ruhigeres Fahrwasser zu steuern, besonders dadurch, daß er es fertig brachte, innere Anleihen aufzubringen und dadurch die Finanzen erheblich zu bessern. Nun suchte er die Konsolidierung des Reiches durch Wiedereinführung der Monarchie und Annahme des Kaisertitels zu vollenden. Schon hatte er ein Nien-hau gewählt, als er Mitte 1916 plötzlich eines geheimnisvollen Todes starb. Sein Tod stürzte das Land wieder in die größte Verwirrung. Sein Nachfolger wurde Li Yüan-hung, der sich aber den Verhältnissen gar nicht gewachsen zeigte und seinen Posten bald an Feng Kuoh-tschang abtreten mußte. Feng hat sich zwar bis jetzt behauptet, ist aber der inneren und äußeren Verwicklungen noch nicht Herr geworden. Er vermochte weder neue innere Unruhen zu verhindern, die zeitweilig sogar zu einer vorübergehenden Wiedereinsetzung der Ts'ingdynastie führten, noch zu verhüten, daß das unglückliche Land 1917 von der Entente mit List und Gewalt zur Kriegserklärung an Deutschland gezwungen wurde. Freilich ist dieser Akt weder hier noch dort ernst genommen worden und wird den guten Beziehungen Chinas und Deutschlands, denen durch den Verlust Ts'ing-tau's auch der letzte Stachel genommen ist, keinen Abbruch tun, zumal da Deutschlands Gegner auch die Feinde und Bedränger Chinas sind. Von einem der gefährlichsten — Rußland — sieht es sich bereits durch uns befreit. Ebenso dürfte der bereits rasch dahinschwindende Einfluß Englands, Frankreichs und Amerikas durch Japan, das jetzt endlich zu einer einstweiligen Verständigung mit China gelangt ist und auf allen Gebieten der Politik und des Wirtschaftslebens immer unbestrittener als Vormacht auftritt, in nicht ferner Zeit völlig verdrängt werden.

Über die Zukunft der Republik, die durch den vorzeitigen Tod Yüan's vorläufig noch weiterbesteht, läßt sich einstweilen noch nichts voraussagen. Doch ist es wohl wahrscheinlich, daß sie nicht die endgültige Staatsform Chinas darstellt, sondern daß sich der konfuzianische Staat im Kaisertum wieder einen seinen Lebensbedingungen wenigstens derzeit noch besser entsprechenden Ausdruck suchen wird.

IV. Das heutige China und sein Werden

1. Der wirtschaftliche Unterbau

a) Die Landwirtschaft

Am Anfang aller Wirtschaft treffen wir in China wie anderwärts eine Periode der Nahrungssuche. Wie allenthalben geschah auch hier das Sammeln der Nahrung nach Geschlechtern getrennt. Der Mann, seiner Natur nach zur Jagd geschickt, sorgte für die tierische Nahrung; die Frau, durch ihre Konstitution mehr an einen Ort gebunden, sammelte Pflanzen. Diese ursprüngliche Wirtschaftsteilung läßt sich noch aus dem Ahnenkultus erkennen, bei dem jeder nur Selbstgewonnenes darbringen darf; der Mann opfert hier das Fleisch; die Frau das Getreide. Wie die Beschaffung, so geschah auch die Zubereitung der Speisen nach Geschlechtern getrennt. Übrigens ist dieser wirtschaftliche Individualismus, wie Quistorp gezeigt hat, die Ursache für die später so strenge Trennung der Geschlechter geworden, die also auch in China mit moralischen Erwägungen ursprünglich gar nichts zu tun hat.

Mit fortschreitender Kultur ging die Stufe der Jagd in die der Viehzucht über, neben der sich aus der bloß aneignenden Wirtschaft ein primitiver Ackerbau entwickelte. Netz- und Schlingenjagd, die die Tiere lebend in die Hände des Menschen brachte, mögen zu deren Zähmung geführt oder wenigstens beigetragen haben. Daß China wirklich eine Nomadenstufe durchgemacht hat, zeigt noch im Altertum die oftmalige Erwähnung großer Schaf-, Rinder- und Pferdeherden in Nordchina, zu deren Erhaltung gewaltige, heute in Ackerland verwandelte Weidegebiete nötig waren. Nach dem Stande der Herden berechnete das Altertum sogar „Größe und Verfall der Staaten". Auch die alten Adelstitel, wie Muh, Hirt, die Bezeichnung der Gouverneure von Schun's zwölf Provinzen, und Kün, Fürst, eigentlich Herdenbesitzer, deuten auf eine nomadische Organisation des alten Reiches. Und auf einen solchen Zustand, in dem man ohne festen Wohnsitz auf Wagenburgen umherzog, weist dann noch manches andere hin, bis zu den sägebockartigen Gitterwerken, die als letzte Nachbildungen der gekreuzten Wagen-

deichseln eines solchen Nomadenlagers noch heute vor dem Eingang eines chinesischen Yamen stehen. Auch eine Milchwirtschaft, deren vermeintliches Fehlen man wohl schon gegen eine Nomadenzeit des alten China geltend gemacht hat, ist dagewesen; denn sonst wäre es nicht möglich, daß unter den Opfergaben des Altertums ein Getränk aus gegorener Kuhmilch figurierte. Auch in späterer Zeit hat man in Südchina noch eine Art Yoghurt aus Kuhmilch hergestellt.

Die sechs ältesten Haustiere der Chinesen waren Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Hund und Huhn. Das Pferd haben sie nach dem Zeugnis der Sprache gleich den übrigen Indochinesen von den Mongolen entlehnt, von denen sie auch das Kamel, den Esel und vielleicht das Maultier kennen gelernt haben. Das Schaf war in der Urzeit wie auch noch im Altertum die Hauptnahrung; heute ist es mit der gesamten Viehzucht stark in den Hintergrund getreten. Hingegen ist das Schwein mit der fortschreitenden Bodenkultur und Hauswirtschaft immer mehr zum wichtigsten Haustier und Hauptfleischgericht geworden. Das Rind wird heute nicht mehr gemolken, wie schon sein ganz verkümmertes Euter zeigt; auch sein Fleisch wird wenig gegessen; hauptsächlich infolge des Schutzes, den der Buddhismus gerade diesem Geschöpf angedeihen läßt. Der Hund, der schon in alter Zeit Opfergericht und somit auch Speise war, ist dagegen auch heute noch ein beliebtes Essen. Die Katze ist erst zur Han-Zeit aus dem Westen eingeführt worden. Neben dem Huhn werden auch die Ente und zahlreiche andre Wasservögel gehalten; die künstliche Brütung ist den Chinesen wohlbekannt. Das Halten von Spieltieren, das ja vielleicht auch ein Motiv zur Viehzucht gewesen ist, war seit jeher üblich; Singvögel werden, wie schon im Altertum, so auch heute noch gern gehalten; Papagei, Kranich und andere Ziervögel waren schon in ganz alter Zeit bekannt. Von seltsamen Tieren, die im Altertum gehalten wurden, sei der Elefant erwähnt — Ts'u zog 506 v. Chr. mit Kriegselefanten zu Felde — und das Krokodil, das unter den drei ersten Dynastien gezüchtet und anscheinend auch gegessen wurde.

Neben der Viehzucht hat aber auch stets der Ackerbau bestanden, und wie die Frau sich an der Züchtung der Tiere, zuerst des Schweines, beteiligte, so ist auch die Feldbestellung schon in vorgeschichtlicher Zeit Männersache geworden. Nur die kultischen Bräuche verraten, daß es sich einmal anders verhalten hat. Das Land war in der ältesten Zeit Gemeingut; es gehörte der Volksgemeinde und wurde jährlich neu verteilt. Die Verteilung vollzog sich nach dem sogenannten Tsing-t'ien (Brunnenfeld)-System. Jede 900 Morgen (mou) große Landfläche wurde in 9 Quadrate à 100 Mou zerlegt; 8 von diesen erhielten einzelne Bauern zur Bebauung; das

mittelste, das den Brunnen enthielt, wurde gemeinsam bearbeitet und gehörte in der Feudalzeit dem Grundherrn zu eigen. Die jährliche Neuverteilung des Landes beseitigte etwa auftretende Ungleichheiten. Also auch hier haben wir die über die ganze Welt verbreitete, auf einer bestimmten Stufe anscheinend überall entwickelte Institution der Markgenossenschaft. Merkwürdigerweise haben manche europäische Schriftsteller die chinesische Auffassung des alten Reiches als Gemeingut dahin mißverstanden, daß der Staat oder gar der Kaiser Eigentümer des gesamten Bodens und dessen Besitzer gewissermaßen nur Pächter seien. Nicht selten findet man sogar die heutigen Verhältnisse unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. Erst die Untersuchungen von Franke über die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China haben dieses Mißverständnis beseitigt.

Gleichzeitig bestand der Feudalismus, der wohl kaum viel jünger ist als die Seßhaftigkeit der Chinesen überhaupt. Der Kaiser selbst war der erste Grundherr des Reiches und verteilte die Statthalterstellen der Provinzen an Mitglieder seines Hauses. Die Statthalter verliehen wiederum kleinere Gebiete an untergebene Beamte, die abermals kleinere Afterlehen vergaben. Allmählich wurden all diese Lehen zu erblichen Fürstentümern. Zu Beginn der Tschou-Zeit, im 12. Jahrhundert v. Chr., betrug die Menge dieser kleinen Lehen über 1800; die endlosen Kämpfe des 7. bis 3. vorchr. Jahrhunderts aber minderten ihre Zahl auf weniger denn ein Sechstel dieser Ziffer herab. Der kleine Grundbesitz verschwand fast ganz; die Bauern gerieten in immer drückendere Hörigkeit. Daß China in dieser Zeit nicht gänzlich zugrundeging, verdankt es sicherlich, gleich anderen Völkern, nicht zum wenigsten der Einrichtung der Markgenossenschaft, die gegenseitige Unterstützung der Bedrückten und einen gewissen Ausgleich der sozialen Übel ermöglichte.

Aber auch das Tsing-t'ien-System fiel, zusammen mit dem Feudalismus, den gesellschaftlichen Neubildungen zum Opfer, die mit dem Aufkommen eines Bürgerstandes und der zunehmenden sozialen Ungleichheit entstanden. Um 350 v. Chr. wurde zuerst in Ts'in damit gebrochen; das Grundeigentum wurde selbständig gemacht und als Privatbesitz festgelegt. Seit 221 v. Chr. führte Schi-huang-ti diese Neuerungen im ganzen Reiche durch. Die schlimmen Folgen traten bald zutage; die Landwirtschaft kam, besonders in den Zeiten politischer Wirren, mehr und mehr herunter, die Grundstücke wurden von wenigen reichen Leuten zusammengekauft, und die Lage der Bauern verschlechterte sich beständig. Wir sahen bei Betrachtung der chinesischen Geschichte, wie die Agrarfrage während des ganzen Mittelalters das eigentliche Kar-

dinalproblem ist, das Dynastie auf Dynastie zu Fall bringt, ohne selbst eine Lösung zu finden; wie die inneren Verhältnisse im Gegenteil immer ärger werden; wie endlich, nachdem die Versuche, das Tsing-t'ien-System wieder einzuführen, sich als undurchführbar erwiesen haben und andere Reformen an ihrer Halbheit gescheitert sind, ein Mittelweg gefunden wird, der die Latifundienbildung beseitigt und damit die Entwicklung in gesunde Bahnen lenkt. Die Reform bestand hauptsächlich darin, daß die Kronländereien und anderer der Regierung zufallender Grundbesitz nicht mehr verkauft, sondern nur verpachtet wurde, und daß aller 1000 Mou übersteigende Privatbesitz abgetreten werden mußte.

Die Ming und Ts'ing behielten das erfolgreiche System der Sung bei, und auch die Republik hat nichs Wesentliches daran geändert. Das Prinzip der chinesischen Agrargesetzgebung ist, daß jeder Bürger bei geringster Leistung dem Staate gegenüber das größtmögliche Maß von Freiheit und Wohlfahrt genießt. Die Regierung führt selbst eine Oberaufsicht über die Landwirtschaft, deren Organisation die Bildung von Großgrundbesitz und damit die Verarmung größerer Schichten unmöglich macht. Jeder Familie gehört ein unveräußerliches, unteilbares Erbgut. Die mittlere Größe der Landgüter beträgt in den fruchtbaren Ebenen 600 bis 800 Mou (3½—6 Hektar), im Gebirge 2000—3000 Mou (12 bis 18 Hektar). Größere Landgüter sind selten und werden meist durch Verpachtung bewirtschaftet. Die Ländereien der Krone bezw. des Staates umfassen die Apanagen des kaiserlichen Hauses, auf denen ein besondrer Bauernstand sitzt, die erblichen Militärländereien der acht Mandschubanner und die eigentlichen Kronländereien, Tempelstiftungen, Gemeindeländereien, unbebaute Wüstungen, auch die Militärkolonien außerhalb des Reiches. Wie sich diese Verhältnisse unter der Republik gestalten werden, ist noch nicht ausgemacht. Das Nutznießungsrecht an den Gütern ist frei und kann — außer bei den Erbgütern — beliebig übertragen werden. Das väterliche Gut geht auf den ältesten Sohn über; die jüngeren Brüder mit ihren Familien bleiben entweder bei ihm oder es wird ein anderes Abkommen getroffen. Töchter und adoptierte Söhne erben nicht. Wer brachliegendes Land in Besitz nehmen will, muß den Nachweis erbringen, daß er die zum Anbau nötigen Mittel besitzt. Wenn binnen 3 Monaten niemand reklamiert, so wird es ihm zugesprochen. Die Grundsteuer, von der nur die Kronländereien frei sind, bilden eine beträchtliche Einnahme der Regierung.

Die relative Zurückgebliebenheit der Industrie und die Langsamkeit des Verkehrs sind wohl die Hauptursachen, daß das Land sich in China nicht zugunsten der Städte entvölkert hat. Auch sind die Dörfer den Städten gegenüber in keiner Weise benachteiligt;

sie besitzen im Gegenteil seit jeher Selbstverwaltung, während die Städte bis vor nicht langer Zeit durch staatliche Beamte regiert wurden. Die von der Landbevölkerung unmittelbar gewählten Dorfältesten, sowie die Bauern selbst sind für die Kultur des Bodens verantwortlich. Ein drei Jahre lang nicht bebautes Grundstück kann konfisziert werden. Bei Unglücksfällen, wie Mißernten und Überschwemmungen, bereisen besondere Beamte die Gegend, stellen den Schaden fest und sorgen für ev. Steuernachlaß und andre staatliche Beihülfe. In jeder Provinz gibt es große Kornspeicher, in denen die Ernteüberschüsse aufbewahrt werden. Nach jeder guten Ernte wird der Inhalt verkauft und neues Getreide eingekauft. In Zeiten der Not wird das Korn dann an die leidende Bevölkerung verteilt. Die landwirtschaftlichen Behörden, die dem Ackerbauministerium, Nung-pu, unterstehen, haben auch für die Erschließung des Brachlandes und für die Amelioration des Bodens zu sorgen. Die Kultur des Bodens ist zwar sehr intensiv und aufs höchste entwickelt, aber nicht so ausgedehnt, wie gewöhnlich angenommen wird. Von der dafür verfügbaren Bodenfläche sind erst etwa 7/8 angebaut.

Bei der Bodenbestellung herrscht das System der Fruchtwechselwirtschaft. Man baut gern im Sommer Reis, im Winter Getreide und Gemüse. Der Boden, besonders im Norden der Löß, im Süden der Laterit, eignet sich meist vorzüglich zum Landbau. Das sehr günstige Klima und der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten gestatten bis zu drei Ernten im Jahre.

Das älteste Gerät zur Feldbestellung war auch in China das allgemeine Werkzeug der Primitiven, der Grabstock, lei, aus dem sich die Hacke, ts'ien, und der Spaten, sze, entwickelten. Die Ackergeräte waren ursprünglich aus Holz, später aus Bronze, an deren Stelle etwa seit dem 7. vorchristlichen Jahrhundert allgemein Eisen trat. Schon früh ist aus den älteren Geräten der Pflug, li, entstanden, der von Ochsen gezogen wird, aber nur im Norden allgemein gebräuchlich ist. Im Süden, wo die Terrainverhältnisse seine Anwendung vielfach nicht gestatten, bearbeitet man die kleinen Felder wie Gärten mit Hacke und Spaten. Bei der Ackerbestellung wird zunächst gepflügt; dann erfolgt das Eggen mit der Egge, pa, hierauf das Fein-Eggen mit der feinen Egge, tsch'au. Sodann wird der Acker gewalzt; die dazu benutzte, von Ochsen gezogene Walze besteht im Norden aus Stein, im Süden aus Holz. Hierauf wird mit menschlichem und tierischem Dünger gedüngt; auch künstliche Düngung mit Asche, Kalk und Pflanzenstoffen ist schon seit alters bekannt. Dann erfolgt das Ausziehen und Umpflanzen der Halme; hierauf ein dreimaliges mit der Hand vorgenommenes Jäten des Unkrauts, das wieder als Dünger benutzt wird. Besondere

Sorge wird sodann für die Bewässerung des Feldes getragen. Wo Teiche zur Verfügung stehen, erfolgt diese mit Schwungeimern, Wurfrädern oder Drehketten, die durch Menschen, Tiere oder auch durch Wasserkraft bewegt werden; wo es fließendes Wasser gibt, hat man Röhrenleitungen aus Bambus, Trogleitungen oder Röhrenräder; wo man auf Brunnen angewiesen ist, Brunneneimer oder Baumeimer. Das Abernten des Getreides geschieht mit der Sichel, sehr selten mit der Sense. Das Korn wird hierauf in Garben gebunden und auf die Tenne gebracht. Das Dreschen geschieht mit ein- oder zweiarmigen Flegeln; auch durch Dreschmaschinen, die von Ochsen oder durch Wasserkraft bewegt werden. Das Korn wird dann, zuweilen durch Wasserkraft, im Mörser zerstampft, in Bambuskörben von verschiedener Dichtigkeit gesiebt und geworfelt, mit Schaufeln oder vermittels besonderer Maschinen, der sog. Fächerwagen. Endlich wird es in hölzernen Maschinen oder mit Steinwalzen, die von Tieren gezogen werden, enthülst. Man hat auch Handmühlen aus Bambus und Ton; die Wassermühle wurde im 3. Jahrhundert n. Chr. von Tu Yü erfunden; Windmühlen scheinen nur ganz vereinzelt vorzukommen.

Die Felder sind in Nordchina meist große, von Kanälen durchzogene Flächen; auf die Bewässerung wurde, wie schon aus dem Tschou-li hervorgeht, bereits im Altertum höchster Wert gelegt. In Südchina hat der gebirgige Charakter des Landes vielfach zur Terrassierung geführt. Man teilt die Berge in Landstreifen, ebnet diese und verbindet sie durch Fußpfade und Ableitungsrinnen. Sie werden ebenso sorgfältig bewässert und gepflegt wie andre Felder.

Die wichtigsten Kulturpflanzen sind die „fünf Getreide", wu-ku, die schon im hohen Altertum gebaut wurden. Als diese rechnet man gewöhnlich Hirse, Reis, Weizen, Korn und Bohnen. Die Hirse ist im Norden, der Reis im wasserreichen Süden das älteste und noch heute verbreitetste Nahrungsmittel. Man unterscheidet Bergreis, Sumpfreis und Klebreis; aus letzterem wird der von den chinesischen Dichtern vielbesungene Reiswein hergestellt, der auch schon in sehr alte Zeit zurückreicht, wie aus seiner Rolle im Kultus hervorgeht — nebenbei ist er dort Angelegenheit der Frau und läßt diese wohl als Erfinderin des Alkohols erkennen. Sonst werden im Norden Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Buchweizen angebaut; daneben Zwiebeln, Gurken, Knoblauch, Melonen, Kresse und andre Gartengewächse. Der Mais ist nach Laufer's Vermutung um die Mitte des 16. Jahrhunderts über Indien und Tibet aus Amerika eingeführt worden; die Kartoffel wurde im 17. Jahrhundert von den Jesuiten importiert. Die typische Nutzpflanze des Südens ist neben dem Reis das Zuckerrohr, das

wohl gleichfalls indischer Herkunft ist; der Zucker wird zuerst im 2. Jahrhundert v. Chr. bei dem Dichter Sze-ma Siang-ju erwähnt. Die Verarbeitung des Zuckers ist den Chinesen gleichfalls aus Indien bekannt geworden; die Zuckerpresse wurde erst zur Yüan-Zeit von dort eingeführt. Der Tee, das heutige chinesische Nationalgetränk, ist gleichfalls erst im 4. nachchr. Jhdt. aus Indien eingeführt worden, und zwar durch buddhistische Mönche, die sich bei ihren Meditationen durch seinen Genuß wach hielten. Erst im 7. Jhdt. gewann er allgemeine Verbreitung. Der Tee wird viermal im Jahre geerntet; man pflückt die Blüten, läßt sie verwelken und röstet sie. Es gibt über 300 verschiedene Teesorten; der Unterschied zwischen schwarzem und grünem Tee beruht jedoch nur auf einem verschiedenen Röstverfahren, nicht aber auf Färbung. Ob der Tabak in China einheimisch ist, steht noch dahin. Das Opium wurde im 9. Jahrhundert aus Persien bekannt; ist aber erst seit 1842 durch die Engländer, die seine Einfuhr erzwangen, allgemein verbreitet worden. Seit 1906 ist man jedoch sowohl dem Import wie auch der besonders in Sze-tsch'uan und Yün-nan betriebenen Mohnkultur scharf zu Leibe gegangen, so daß der Anbau des Giftes heute wohl schon längst ausgerottet ist und sein Genuß in absehbarer Zeit ganz aufhören dürfte. Die Weintraube wurde im 2. vorchr. Jhdt. aus dem hellenischen Vorderasien eingeführt; Hirth will in ihrem chinesischen Namen p'u-t'au, alt bo-to, das griechische *βότρυς* wiedererkennen. Weinbau wird in Nordchina hier und da betrieben; doch wird Traubenwein nur ganz vereinzelt hergestellt. Die Obstbaumzucht steht in China auf hoher Stufe. Mehrere unserer Obstsorten, wie die Apfelsine und Mandarine, verraten schon durch ihre Namen ihre chinesische Herkunft. Auch der Rhabarber stammt aus China. In Südchina gedeihen bereits tropische Früchte, wie Datteln, Bananen u. a.

Das Hauptmaterial für die Kleidung liefert der im ganzen Reich gebaute Hanf. Daneben besteht seit uralter Zeit die Seidenzucht; die Pflege der Seidenraupen war im Altertum Frauensache, wie alles, was mit der Bereitung der Kleidung zusammenhing. In Süd- und Mittelchina wird vielfach Baumwolle gebaut; in Sze-tsch'uan der Wachsbaum, auf dem die Wachsschildlaus lebt und Material für die Kerzen liefert; sodann die Indigopflanze der Talgbaum, der Lackbaum, der Kampferbaum und der Zimmetbaum oder Kassia.

Trotzdem die Chinesen sich auf die Pflege der Bäume und Sträucher vortrefflich verstehen, wie ihre wundervollen Gärten und besonders ihre kunstvollen Zwergbäume zeigen, so ist doch die Forstwirtschaft von ihnen arg vernachlässigt worden, und die Entwaldung weiter Landstrecken hat ernste Schäden im Gefolge gehabt. Erst

in neuester Zeit beginnt man unter fremdem Einfluß diesem Übelstand entgegenzutreten.

Fischerei und Fischzucht werden in China, das ja die Heimat unserer meisten Zierfische, wie des Goldfisches, ist, eifrig betrieben. Bekannt sind die eigenartigen Fangmethoden bei künstlichem Licht und der besonders in Fuh-kien betriebene Fischfang mit dressierten Kormoranen.

b) Technik und Industrie

Wie die gesamte Kultur, so hat sich auch die Technik der Chinesen in der wohl für alle Völker gültigen Reihenfolge entwickelt. Die Überlieferung, die hier wie immer durch Sprache und Schrift, Brauch und Ritual und vor allem in reichem Maße durch Ausgrabungen bestätigt wird, zeigt, daß auch in China die für andre Kulturen nachgewiesenen Perioden einer älteren und jüngeren Steinzeit sowie einer Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit aufeinander gefolgt sind. Die paläolithische Periode kannte nur unbehauene Werkzeuge aus rohem Stein und daneben Geräte aus Holz, Knochen und Horn. In der neolithischen Zeit trat an Stelle des unbearbeiten Steines der polierte Nephrit (Jade, chines. Yüh) für Waffen und Werkzeuge. Dieses Mineral, das später nur noch aus Zentralasien importiert wurde und schon in der Tschou-Zeit wie heute fast nur noch zu Sakralgeräten und Luxusgegenständen diente, muß damals in China selbst sehr häufig gewesen sein; alte, aber längst erschöpfte Fundstellen sind noch bekannt. Vielleicht war es eben das allmähliche Seltenwerden des Nephrits, das zur Suche nach anderen Materialien veranlaßte und damit auf die Metalle führte. Die ursprüngliche Identität der Bezeichnung für Kupfer und Metall überhaupt (kin) läßt darauf schließen, daß auch in China das Kupfer als das am leichtesten zu bearbeitende Metall wie naturgemäß zuerst verwandt wurde. Die Legierung des allzuweichen Kupfers mit Zinn und anderen Metallen führte sodann zur Erfindung der Bronze und damit zum Bronzezeitalter, dessen Beginn gewöhnlich, doch wohl bedeutend zu spät, in den Anfang der Hia-Zeit gesetzt wird. Die Zusammensetzung der chinesischen Bronze, die von den vorderasiatischen völlig abweicht, schließt schon allein etwaige fremde Einflüsse auf die Entstehung der chinesischen Bronzezeit aus. Die Kenntnis des Eisens, die sich in China wie anderwärts an die der Bronze anschließt, reicht gleichfalls bis in die frühe Hia-Zeit zurück; schon im Yü-kung wird Eisen und sogar Stahl als Produkt von Sze-tsch'uan erwähnt. Infolge der zunehmenden Seltenheit des Kupfers, wie uns diesmal ausdrücklich überliefert ist, trat allmählich Eisen mehr und mehr an Stelle der Bronze. Seit dem 7. vorchr. Jhdt. wurde es bei Werkzeugen, um 500 v. Chr. auch bei Waffen allgemein.

Bronze wurde immer mehr auf Zierstücke und Sakralgeräte beschränkt, für die natürlich das alte Material bestehen blieb.

Die ursprünglichen Werkzeuge und Waffen — beides ist ja für die älteste Zeit kaum zu trennen — waren natürlich aus Stein, Holz, Knochen und Horn und sind später in Bronze und dann in Eisen nachgeahmt worden. Dahin gehören neben den schon früher besprochenen landwirtschaftlichen Geräten vor allem der Speer, das Messer und das Beil, das noch heute eine ganz prähistorische Schäftung aufweist und in den durchlochten steinernen Zeremonialbeilen eine merkwürdige Abart gefunden hat. Das anfangs bronzene, später eiserne Schwert gehört wohl erst der Metallzeit an; es besitzt ursprünglich die gerade, später auch die einer Hiebwaffe besser angepaßte gebogene Form. Den Bogen kennen die Chinesen nach Ausweis des Schriftzeichens seit alters nur in seiner zusammengesetzten Form, zu deren Erfindung das holzarme Nordchina ja auch direkt zwang. Der Kugelbogen wird 606 v. Chr. zuerst erwähnt. Die schon im 12. Jhdt. v. Chr. im Tschou-li erwähnte Armbrust ist nach Ausweis des Schriftzeichens nu „Sklavenbogen" anscheinend von den südlichen Man-Völkern entlehnt, bei denen sie noch heute die wichtigste Waffe darstellt. Die Entwicklung des Pfeiles vom einfachen zugespitzten Holz über die Dorn-, Knochen-, Stein-, Bronze- und Eisenspitze läßt sich in China in schöner Vollständigkeit verfolgen. Die Schutzwaffen des chinesischen Kriegers, Helm, Panzer und Schild, waren ursprünglich aus Nashornleder. Das Aussterben des Nashorns, sowie die allgemeine Einführung der Armbrust und der eisernen Schwerter zwang auch zur Verbesserung der Rüstungen, die zur Zeit der kämpfenden Reiche zuerst aus Bronze, dann aus Bronze und Eisen und endlich ganz aus Eisen gefertigt wurden. Auf die spätere Ausgestaltung der Schuppen-, Ketten- und Stäbchenpanzer haben dann auch fremde, besonders persische Einflüsse eingewirkt, wie sie z. B. die Form des späteren chinesischen Helmes verrät. Doch haben sich auch ganz primitive Waffen neben den vervollkommneten erhalten; so waren große runde hutförmige Schilde aus Rohr bis in die neueste Zeit gebräuchlich. Neben den üblichen hat man auch recht seltsame Stoffe zu Panzern verarbeitet; so Watte und sogar Papier, das in der richtigen Zubereitung eine selbst für Kugeln undurchdringliche Masse darstellt.

Die ausgedehnte Metallindustrie, die der Bedarf an kriegerischen wie an land- und hauswirtschaftlichen Geräten schon im Altertum ins Leben rief, setzt natürlich einen umfangreichen Bergbau voraus. In der Tat zeigt schon die vielfache Erwähnung von Metallen im Yü-kung, daß bereits um 2000 v. Chr. in China eine intensive Montanindustrie existierte. Und zu allen Zeiten ist der Bergbau

in großem Maßstab betrieben worden, und seine Technik, wenn auch für moderne Verhältnisse vielleicht häufig primitiv anmutend, hat nichtsdestoweniger den landesüblichen Bedürfnissen genügt. Neben den im Eingangskapitel beschriebenen reichen Metallschätzen ist vor allem die Steinkohle von Bedeutung, die anscheinend schon im Altertum, jedenfalls seit der Han-Zeit gebrochen und gebrannt wird; ferner Naphtha und natürliches Gas, mit dem man in Sze-tsch'uan seit alters kocht, heizt und beleuchtet. So bedeutet es auch keine Umwälzung, sondern vielmehr eine zeitgemäße Weiterentwicklung des Alten, wenn in den letzten Jahrzehnten europäische Maschinen und Methoden zur ausgiebigeren Nutzbarmachung der Bodenschätze in China Eingang gefunden haben und manche davon, wie die Kohlen von Schan-si und Schan-tung, schon eine Rolle auf dem Weltmarkt zu spielen beginnen. Oft liest man, religiöse Scheu vor der Verletzung der Erde hielte die Chinesen vor der Ausnützung ihrer Naturschätze zurück. Aber solche Bedenken sind ihnen in praxi wenigstens ganz fremd, wenn dergleichen Ausreden auch konzessionslüsternen Ausländern gegenüber wohl schon angewandt worden sein mögen. China will seine Reichtümer eben im eigenen Interesse ausbeuten und nicht Fremden überlassen. Das Schmelzen, Gießen, Schmieden und Verarbeiten der Metalle wird nach alter, aber bewährter Weise betrieben. Insbesondere sind die Chinesen Meister im Bronzeguß, der in verlorener Form geschieht, und in Filigranarbeiten. Doch haben sich auch hier schon vielfach europäische Methoden Eingang verschafft, so daß China heute schon moderne Kriegsgeräte und Maschinen aller Art selbst herstellt.

Neben der Metalltechnik hat in China vor allem die keramische Industrie seit jeher geblüht. Auch sie hat sich aus einfachsten Anfängen entwickelt. Die ältesten Gefäße der Chinesen waren bloße Naturprodukte, vor allem der Flaschenkürbis, den noch heute die Kalebasse in ganzer, der chinesische Löffel in halbierter Form nachbildet. Aus der Umschnürung der Kalebasse mit einem Geflecht zum Tragen hat sich nun augenscheinlich das geflochtene Gefäß entwickelt, und dessen Ausfüllung und Dichtung mit Tonerde hat dann das Tongefäß hervorgebracht — was gerade für China neben andern rudimentären Bildungen die immer wiederkehrenden Flechtmuster auf den keramischen Erzeugnissen beweisen. Auch das Tierreich hat zur Entstehung der Keramik beigesteuert; so die ursprünglich selbst verwandte und später immer mehr stilisierte Schildkrötenschale und der nach Wundt durch Assoziation mit ähnlichen Naturformen entstandene Tiertopf.

Die Keramik, schon seit grauer Vorzeit mit der Töpferscheibe betrieben, hat sich schon im Altertum, besonders aber seit der Han-Zeit zu einem blühenden Kunstzweig entwickelt. Insbesondere hat

die Glasierung der Tonwaren es unter den Han zu einer beachtenswerten Vollendung gebracht. Die Krönung der keramischen Kunst aber bedeutet die Erfindung des Porzellans, die nach Hirth's Feststellung zu Anfang des 7. nachchr. Jahrhunderts erfolgte und wohl den Versuchen zur Glasbereitung zu danken ist, die der Ackerbauminister Ho Tschou damals unternehmen ließ. Das Porzellan, chinesisch tz'e — der europäische Name stammt von portugiesisch porcellana, Tasse — wird hauptsächlich in den Provinzen Tscheh-kiang und Kiang-si hergestellt; die berühmtesten Werkstätten sind die Fabriken von King-teh-tschen in Kiang-si. An den Formprozessen, denen jedes Stück unterworfen wird, sind 20 und mehr Arbeiter beteiligt; das Brennen geschieht in Öfen aus Lehm oder Eisen, die gefüllt, verschlossen und etwa eine Woche lang glühend erhalten werden. Die Brände mißlingen oft, woraus sich der hohe Preis des Porzellans mit erklärt. Dann werden die Porzellane bemalt, vergoldet und wieder gehärtet. Zur Herstellung dienen mehrere besondere Erden und Kreiden; die gewöhnliche blaue Bemalung geschieht mit einer Farbe aus Lasurstein.

Von den Porzellanen der T'ang-Zeit und den besonders gerühmten feinen Stücken aus der Periode der Wu-tai ist wohl nichts mehr erhalten; aus der Sung-Zeit meist auch nur die schweren, grünen, nicht leicht zerbrechlichen Seladongeschirre. Unter den Yüan und besonders unter den Ming, aus deren Zeit noch viele gute Stücke existieren, erreichte die Porzellankunst ihren Höhepunkt. Unter den Mandschu begann der langsame Verfall, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts infolge der Schließung der kaiserlichen Manufakturen unter Tau-kuang und besonders durch die entsetzlichen Verwüstungen, die Tscheh-kiang und Kiang-si durch die T'ai-p'ing erlitten, ihren äußersten Tiefstand erreichte. In der letzten Zeit aber ist wieder eine erhebliche Wendung zum Besseren eingetreten, für die insbesondere die vielen vorzüglichen, oft selbst für gute Kenner nicht unterscheidbaren Nachahmungen alter Porzellane das beste Zeugnis ablegen.

Chinesisches Porzellan wurde schon zur Sung-Zeit durch den ganzen Orient verhandelt; es gelangte bis Marokko und Mozambique, und selbst auf den Kei-Inseln südlich von Neuguinea hat man chinesische Porzellangefäße gefunden. Nach Europa brachte jedoch erst Marco Polo die ersten Stücke, die sich noch in Venedig befinden sollen. In Italien begannen alsbald Versuche, selbst Porzellan zu erzeugen; man brachte es jedoch nur zur Herstellung glasierter Tonwaren, des sogenannten Medici-Porzellans (1470). Erst 1708 gelang dem deutschen Chemiker Böttger in Dresden nach langen Versuchen an chinesischen Fabrikaten die Erzeugung wirklichen Porzellans. Noch heute verraten die Erzeugnisse der

großen europäischen Porzellanfabriken durch ihre Formen vielfach das chinesische Vorbild, wie auch der Aufschwung der europäischen Porzellanindustrie in den letzten Jahrzehnten auf erneute ostasiatische Einflüsse zurückgeht. Übrigens wurden in China selbst schon seit dem 17. Jahrhundert viele Porzellane in europäischem Geschmack hergestellt.

Wir deuteten schon an, daß das Glas von den Chinesen nicht selbst erfunden worden ist; sie verdanken seine Kenntnis vielmehr dem Abendlande. Zur Han-Zeit gehörte das Glas zu den geschätztesten Einfuhrartikeln aus dem römischen Reiche, und erst 424 n. Chr. übermittelten zentralasiatische Glasbläser den Chinesen das Geheimnis seiner Herstellung. Doch ging dieses in der Folgezeit wieder verloren und wurde erst im 7. Jahrhundert nach langen Versuchen, die auch zur Erfindung des Porzellans führten, wieder entdeckt. Übrigens verrät schon der chinesische Name des Glases, po-liu-li, in dem Hirth eine Transkription von türk. belur, sanskr. vaidurya, erkannt hat, seine fremde Herkunft. Die chinesische Glasindustrie, die auch heute noch Treffliches leistet, hat ihre Blüte erst im 18. Jahrhundert erreicht. Fremder Herkunft ist auch die gleichfalls hochentwickelte Cloisonnétechnik, die, ursprünglich in Ägypten oder Vorderasien erfunden, wahrscheinlich zur Mongolenzeit durch byzantinische Künstler nach China verpflanzt wurde. In neuerer Zeit hat umgekehrt die chinesische Emailtechnik, z. T. durch Vermittlung der von ihr abstammenden japanischen, wieder auf die europäische Cloisonnékunst befruchtend gewirkt.

Uralt und autochthon ist in China dagegen die Lacktechnik. Der Lack, chinesisch tsch'i — unser Wort kommt von persisch lak, sanskr. lākshā Firnis — ist ein natürliches Pflanzenprodukt; der Saft des nur in Ostasien gedeihenden Lackbaums (Rhus vernicifera). Der Rohlack wird durch Anzapfen des Stammes gewonnen und durch Reinigen, Zerreiben und Filtrieren gebrauchsfertig gemacht. Durch Farbzusätze werden die farbigen Lacke erzielt; der schwarze durch Eisenvitriol, der rote durch Zinnober. Lackiert werden meist Gegenstände aus Holz, aber auch solche aus Papiermaché, Leder, Metall, Ton und Porzellan. Die Oberfläche des Gerätes wird sorgsam geglättet und dann mit mehreren Lackschichten überzogen; der schwarze Lack wird am Schluß noch mit Politurlack behandelt. Bei bunten Lacken werden verschiedene Lacke nacheinander aufgetragen, marmorierte Lacke erzeugt man durch Aufstreuen glänzender Pulver. Bei den Rotlackarbeiten werden die Figuren in Holz ausgeschnitten und mit Zinnoberlack überzogen. Auch Arbeiten mit Einlagen von Perlmutter und Stanniol werden hergestellt. Die chinesische Lackindustrie ist von der — ursprünglich natürlich aus China stammenden — japanischen wiederholt günstig

beeinflußt worden; so ist besonders der prachtvolle, durch Beimischung von Gold- und Bronzepulver erzielte Goldlack eine japanische Erfindung. Das Lackverfahren galt übrigens noch bis vor nicht langer Zeit in Europa als Geheimnis, obgleich der Jesuitenpater d'Incarville schon 1760 eine genaue Beschreibung davon veröffentlicht hatte. Erst die Arbeiten des deutschen Japanforschers Rein haben es allgemein bekannt gemacht.

Eine der wichtigsten Erfindungen der Chinesen ist das Papier, und mit ihm beginnt die Reihe jener hochbedeutsamen Errungenschaften, die Europa den Chinesen verdankt, und die geradezu die wichtigsten Grundlagen unserer modernen Kultur bilden. Es sind ihrer, wenn wir absehen von der möglicherweise ebenfalls aus China stammenden Stellungsarithmetik, die ja auch für unsere Mathematik und gesamte Naturerkenntnis von fundamentaler Bedeutung ist, vor allem vier, Papier und Buchdruck, die die allgemeine Verbreitung von Wissen und Bildung und damit die Überwindung der mittelalterlichen Weltanschauung bewirkten; der Kompaß, der größere Überseefahrten und dadurch die europäische Expansion ermöglichte, und das Schießpulver, das der europäischen Kriegstechnik ihr Übergewicht verschaffte und damit die europäischen Staaten für eine Zeit, die jetzt freilich wohl zu Ende ist, zu Herren der ganzen Welt machte.

Die Erfindung des Papiers reicht ziemlich weit zurück. Die ältesten Schreibmaterialien der Chinesen waren Holz, Bambus und Seide, und seit etwa 200 v. Chr. benutzte man eine Art Papier aus Seidenabfällen. Die Kostbarkeit dieses Stoffes veranlaßte zur Suche nach einem billigeren Material, und so erfand 105 n. Chr. der Ackerbauminister Ts'ai Lun ein Verfahren, aus den Fasern des Papiermaulbeerbaumes, des Bambus und des chinesischen Grases, sowie aus Lumpen und Netzen Papier herzustellen. Man läßt das Rohmaterial in Wasser faulen, dann werden die Fasern ausgewaschen, getrocknet und zermahlen. Der Papierbrei wird in Formen gebracht, gepreßt, auf Öfen getrocknet, mit einer Alaunlösung geleimt, soweit dies für Schreibzwecke nötig ist, und geplättet. Die Papierindustrie nahm mit der Erfindung des Buchdrucks einen großen Aufschwung und wurde 751 durch chinesische Papierarbeiter, die in der Schlacht von Samarkand gefangen wurden, zu den Arabern gebracht, die sie nach Italien und Spanien und weiter nach Europa verpflanzten. Trotz der großen technischen Fortschritte der europäischen Papierindustrie kommen die europäischen Papiere den ostasiatischen doch nicht in jeder Hinsicht gleich, namentlich was Feinheit und Weichheit betrifft. Besonders geschätzt ist das zur Aquarellmalerei dienende Reispapier aus Pflanzenwurzeln. Geschrieben wird mit dem 220 vor Chr. erfundenen

Haarpinsel; als Tinte dient die aus Sesamöl, Ruß und dergleichen verfertigte Tusche (chines. moh; unser Wort kommt vielleicht von chines. t'u-sze, Erdfarbe).

Der Buchdruck geht in China zurück auf die Abklatsche, die seit 175 nach Chr. von den in Stein gehauenen Inschriften genommen wurden. Angeblich schon im vierten, jedenfalls aber seit dem sechsten Jahrhundert kannte man wirklichen Blockdruck, Abklatsche von Holzplatten; die erste Nachricht vom Druck eines größeren Werkes stammt aus dem Jahre 594. Im 9. oder 10. Jahrhundert gelangte der Druck, wie in Ägypten gefundene, nach chinesischem Muster gefertigte altarabische Plattendrucke beweisen, durch Vermittlung der Araber nach Westasien und Nordafrika und von dort später nach Europa. Der Druck mit beweglichen Lettern, die zuerst aus Ton, später aus Metall hergestellt waren, wurde 1041 von dem Schmied Pi Scheng erfunden, ist aber erst in neuester Zeit mit dem Aufschwung des Zeitungswesens unter europäischem Einfluß allgemein in Gebrauch gekommen.

Der Kompaß ist in China sehr alt. Angeblich soll er bereits im 12. Jahrhundert vor Chr. bekannt gewesen sein; doch ist diese Behauptung unbewiesen und nicht mehr nachzuprüfen, da die in Betracht kommenden zeitgenössischen Geschichtsquellen verloren sind. Jedenfalls kennen schon die Schriftsteller Kuei-ku-tze im 4. und Han-fei-tze im 3 vorchr. Jahrhundert den Kompaß als eine alte Erfindung. Man führte ihn ursprünglich bei weiten Landreisen, besonders zu den Nephritexpeditionen nach Khotan, auf Wagen mit. Erst 342 nach Chr. wird er auch auf Schiffen erwähnt, und erst beim erneuten Aufschwung der Hochseefahrt unter den Sung scheint sein Gebrauch hier allgemein geworden zu sein. Von den Chinesen haben augenscheinlich die Araber den Kompaß kennen gelernt, die ihn nach Dozy und Wiedemann wohl schon im 9. Jahrhundert verwandten und weiter nach Europa brachten, wo er bei dem provenzalischen Dichter Guyot de Provins um 1190 zuerst erwähnt wird.

Die Geschichte der folgenschwersten dieser Erfindungen, des Schießpulvers, ist noch am wenigsten aufgeklärt. Die Kenntnis der Explosivstoffe, besonders der Explosionskraft des Salpeters, reicht in China sehr weit zurück und ist wohl schon den tauistischen Alchymisten des ausgehenden Altertums zu danken. In der Han-Zeit kannte man bereits Raketen und ähnliches, und im 4. und 5. Jahrhundert führten die chinesischen Schiffe, die mit Westasien Handel trieben, schon Feuerwaffen. Das griechische Feuer, das um 650 in Syrien auftaucht, geht höchstwahrscheinlich auf Bekanntschaft mit diesen chinesischen Erfindungen zurück. Zur Sung-Zeit erscheint dann das wirkliche Schießpulver mit den Schuß-

waffen, denen merkwürdigerweise eine hochmoderne Erfindung, die Handgranate, vorangeht. Sie ist aus den Bambustuben hervorgegangen, mit denen man schon im späten Altertum gegen südchinesische Wildstämme Krieg führte; frischen Bambusstücken, die, ins Feuer geworfen, mit entsetzlichem Krachen zerplatzten und durch die umherfliegenden Splitter höchst gefährlich wurden. Später wurden sie mit Explosivstoffen gefüllt, was ihre Wirkung noch bedeutend steigerte. Schon im 12. Jahrhundert war in der Armee der Kin ein Regiment Handgranatenwerfer tätig. 1232 treten bei der Belagerung von Pien-liang (K'ai-feng) zum erstenmal Kanonen (huo-p'au) an Stelle der alten Belagerungsgeschütze in Tätigkeit, und 1252 erscheint das Gewehr als t'u-huo-ts'iang „feuerspeiende Lanze". Die Araber, diese großen Kulturträger des Mittelalters, haben mit dem bengalischen Feuer und zahlreichen andern Feuerwerkskörpern, die ihnen damals aus China bekannt wurden, sicherlich auch das Pulver kennen gelernt und nach Europa übertragen. Die Feuerwaffen sind jedoch in Europa anscheinend selbständig erfunden worden.

Zwei andere Erfindungen der modernen Kriegstechnik sind gleichfalls von den Chinesen um mehrere Jahrtausende vorweggenommen worden. Dies sind das Unterseeboot (lun-po-tschou), das unter Schi-huang-ti zu Ende des 3. vorchr. Jahrhunderts erfunden wurde, bald aber aus Mangel an Verwendung wieder in Vergessenheit geriet, und das Torpedo, das im 13. Jahrhundert auch schon von den Arabern übernommen wurde. Auch Panzerschiffe wurden schon 1595 gegen die japanische Flotte gebaut. Andre seltsame mechanische Erfindungen sind der geheimnisvolle Flugapparat, den der Philosoph und Ingenieur Moh Tih im 5. Jahrhundert vor Chr. erfand, der unter Schi-huang-ti konstruierte Taxameter, die selbstfahrenden Proviantwagen des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, der eingangs erwähnte Seismograph der Han-Zeit, das Polyphon im Grabe Schi-huang-ti's, das unter den Liang erwähnte Fernrohr und eine Menge andrer mechanischer Konstruktionen, die meist leider nicht genauer bekannt sind, an deren wirklicher Existenz aber nichtsdestoweniger nicht zu zweifeln ist. Daß diese Erfindungen großenteils nicht verwertet wurden, sondern vielfach wieder verloren gingen, lag natürlich nicht etwa an einer besonderen Eigentümlichkeit ihrer Erfinder, sondern lediglich daran, daß sie in die Gesamtheit der chinesischen Kultur nicht hineinpaßten und darum unverwendbar waren. Immerhin zeigen sie, daß dem Chinesen Sinn und Geschick für Technik nicht fehlt, und daß nur entsprechende Verhältnisse kommen mußten, um China auch auf technischem Gebiet in die Reihe der anderen Völker eintreten zu lassen.

c) Handel und Verkehr.

Auch der Handel läßt sich in China bis in die Urzeit zurückverfolgen. Seine Anfänge bezeichnet natürlich der primitive Tauschverkehr, den noch die chinesischen Münzsorten bezeugen. Sie alle haben in Name und Form die Erinnerung an die Gegenstände aufbewahrt, an deren Stelle sie mit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft getreten sind. Da haben wir das noch heute kursierende runde durchlochte Hackengeld ts'ien — die europäische Bezeichnung Käsch kommt von sanskrit kärscha, Kleingeld — das Kleidergeld pu, das Messergeld tau, die Spaten-, Ring- und Beilmünzen und ähnliches mehr. Auch das allverbreitete Muschelgeld fehlte nicht und erhielt sich sogar noch in später Zeit. Ebenso findet sich unter den Tauschgegenständen der Urzeit das Tierfell, die Urform der Banknote. Aus ihm hat sich zur Han-Zeit das Ledergeld entwickelt, und auf dieses geht wiederum das 806 zum erstenmal ausgegebene Papiergeld zurück, mit dem sich die T'ang und später die Yüan finanziell ruinierten und das auch in der Finanzwirtschaft der Ming und der letzten Ts'ing eine verhängnisvolle Rolle spielte. Eine eigentliche Münzwährung besaß China bis in die neueste Zeit nur in Kupfer. Edelmetalle kursierten in Barren, von denen Stücke abgeschnitten und nach Gewicht bemessen wurden. Die Gewichtseinheit ist der Liang, im Ausland unter der malayischen (?) Bezeichnung Tael bekannt, etwa 40 g Silber im Werte von ungefähr 3 Mark. Er wird in 10 Ts'ien à 10 Fen (malayisch Kandarin) zerlegt. Erst neuerdings prägt man — wie vorübergehend allerdings schon in der Han-Zeit — auch Silbermünzen (1 Yüan à 10 Mau à 10 Fen), die dem mexikanischen Dollar nachgeahmt sind und einen sehr schwankenden Wert von etwa 2 Mark besitzen. Die einzelnen Provinzen geben ihr eigenes Silbergeld aus, das in anderen Gegenden nur mit Verlust angenommen wird und einen Reisenden oft in Verlegenheit bringt. Noch ärger ist es mit dem Papiergeld, das heute wie in allen finanziell schweren Zeiten weit verbreitet ist, aber meist nur Lokalkurs besitzt.

Im Anfang lag der Handel, wie bei Primitiven üblich, in den Händen der Frauen, die die Land- und Hauswirtschaft besorgten und deren Produkte auch zu dem nach Urzeitbrauch mit dem Brunnen verbundenen Markte brachten. Noch die Tschou-Zeit hat einen Nachhall hiervon bewahrt; denn nach dem Tschou-li ist bei Neugründung einer Stadt die Einrichtung des Marktes Sache der Kaiserin. Doch zeigt bereits das Vorkommen der Tierfelle unter den Tauschmitteln, daß auch der Mann sich schon früh am Handel beteiligte. Sobald dieser über die Grenzen des lokalen Tauschverkehrs hinauswuchs, wurde er auch vorwiegend Männersache.

Für den Handelsverkehr im ältesten China ist das schon besprochene Yü-kung mit seiner genauen Aufzählung der Produkte aus den verschiedenen Provinzen und Nachbarländern die wertvollste Quelle. Die Entwicklung des kommerziellen Verkehrs, seine Ausdehnung und Einschränkung, sein Auf- und Niedergang geht meist mit den politischen Schicksalen des Reiches Hand in Hand. Die Land- und Wasserwege, auf denen sich der chinesische Binnenhandel bewegt, haben wir schon im Eingangskapitel besprochen; ebenso haben wir die Erzeugnisse der Bodenkultur und Industrie kennen gelernt, die seine Objekte bilden. Es bleibt noch übrig, einen Blick auf die Verkehrsmittel der Chinesen zu werfen.

Das typische Vehikel ist in Nordchina der Wagen, im Süden das Schiff und die Sänfte. Das ist eine unmittelbare Folge der geographischen Verhältnisse; der Norden mit seinen weiten Ebenen und wenigen schiffbaren Wasserstraßen begünstigt ganz vorwiegend den Landverkehr; der von unwegsamen Gebirgen durchzogene, an großen Flüssen aber sehr reiche Süden dagegen benutzt in erster Linie den Schiffstransport und hat zu Lande fast nur Trägerverkehr. Der chinesische Wagen hat seine urzeitliche Form, die, wie oben gesagt, nach aus der Nomadenzeit stammt, bis heute bewahrt; er ist ein primitives Haus, eigentlich eine Lößhöhle, die auf ein Paar Räder gesetzt ist. Von seinen vielen Abarten mit einem, zwei, drei und vier Rädern ist am bemerkenswertesten die leichte „Jinriksha" (chines. eigentlich jen-lih-tsch'o, Menschenkraftwagen, gewöhnlich aber la-tsch'o, Ziehwagen, genannt), die schon im Altertum unter der Bezeichnung nien erwähnt wird und angeblich um 1800 v. Chr. unter dem letzten Hiakaiser erfunden wurde; aber erst in neuerer Zeit aus Japan wieder eingeführt worden ist. Zu den Verkehrsmitteln des Südens, Schiff und Sänfte, leiten zwei seltsame Gefährte über; der einrädrige, in Mittelchina mit Hilfe eines Segels voranbewegte Schubkarren, der im nordchinesischen Segelschlitten einen Verwandten hat, und die durch ein Rad gestützte Tragsänfte.

Das Schiff ist natürlich auch dem Norden nicht fremd, erscheint hier aber nur als flaches Boot, während die entwickelteren Formen dem Süden eigentümlich sind. Die Tradition erinnert sich noch deutlich seiner Urform, des Einbaums, zu dem man einen Stamm aushöhlte, während zwei andere, zu Brettern verdünnt, die Ruder abgaben. Die flachen, rundlichen, oft sehr hohen südchinesischen Schiffe (malayisch Dschunken, chines. tsch'uan) sind äußerst massiv und schwerfällig, aber solid und sicher konstruiert. Die Seeschiffe sind durch Schotten in wasserdicht voneinander abgeschlossene Räume eingeteilt. Von nautischen Instrumenten benutzt man meist nur den Kompaß. Dafür werden den chinesischen Schiffen wie den

italienischen Fischerbooten vorn große Augen aufgemalt, damit sie ihren Weg auch allein finden können. Das Kriegswesen zur See lag ebenfalls seit jeher in den Händen der Südchinesen, die schon im Altertum zu Schiff kämpften; 548 v. Chr. fand zwischen Wu und Yüeh die erste in der chinesischen Geschichte bekannte Seeschlacht statt.

Bei dem großen Umfang des chinesischen Binnenhandels ist es selbstverständlich, daß dem Verkehrswesen, Straßen, Brücken und Kanälen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wenn neuere Reisende in China oft über den schlechten Zustand der Landstraßen klagen, so handelt es sich dabei erst um eine Verfallserscheinung des für China so traurigen 19. Jahrhunderts; in früherer Zeit verhielt es sich damit ganz anders. So schreibt Pater Athanasius Kircher zu Ende des 17. Jahrhunderts: „vous ne serez pas moins estonné de voir que les chemins sont si propres qu'il n'y manque rien; de sorte qu'on croiroit estre dans une ville". Die technisch wie künstlerisch hervorragenden Brückenbauten der Chinesen in Holz und Stein sind berühmt; besonders eigenartig sind die vorzugsweise in Westchina gebräuchlichen Kettenbrücken, deren natürliches Vorbild wohl die Lianenbrücke darstellt. Die in China sehr alte Kettenbrücke — die erste wurde 65 n. Chr. hergestellt — ist nach Horwitz' Vermutung durch die Jesuiten im 17. Jahrhundert in Europa bekannt gemacht worden, wo sie um diese Zeit auftaucht. Von den chinesischen Kanälen, oft wahren Wunderwerken der Wasserbaukunst, haben wir schon zu Anfang gesprochen.

Gegenwärtig treten auch in China die Verkehrsmittel moderner Technik an Stelle der alten. Die erste Eisenbahn wurde 1876 von einer englischen Gesellschaft zwischen Schang-hai und dem Hafen Wu-sung gebaut. Da diese Bahn aber einen unberechtigten Eingriff in die Hoheitsrechte der chinesischen Regierung darstellte, wurde sie von dieser angekauft und abgebrochen. In den 80er Jahren wurden in Nordchina mehrere staatliche Eisenbahnen gebaut und andre geplant; aber wie fünfzig Jahre vorher in den europäischen Ländern, so machte sich jetzt auch in China starker Widerstand seitens der an den bisherigen Formen des Handelsverkehrs interessierten Kreise geltend. Tatsächlich war die Ausdehnung des Bahnbaus in den 90er Jahren und namentlich die Verleihung von Bahnkonzessionen an Ausländer ein Hauptgrund für den Aufstand von 1900. Aber diese Widerstände konnten natürlich den Gang der Entwicklung nicht aufhalten. Doch hat China es verstanden, in den meisten Fällen die Konzessionswut der Fremden im Zaum zu halten nnd seine Bahnen selbst zu bauen. Die wichtigsten bisher fertiggestellten Linien des gewaltigen Bahnnetzes, das projektiert und zum Teil im Bau ist, sind die Peking—Han-k'ou- (King-Han)-Bahn,

die gegenwärtig bis Kanton verlängert wird, die von Deutschen gebaute Schan-tung-Bahn Peking—Tsi-nan-fu — Ts'ing-tau, die englische Linie Nan-king—Schang-hai; ferner die mandschurischen, von Russen und Japanern erbauten und verwalteten Bahnen u. a. Die wichtigsten in Aussicht genommenen Strecken sind die Bahn von Han-k'ou nach Tsch'eng-tu-fu, der Hauptstadt von Sze-tsch'uan, die Linie von Yün-nan-fu nach dem Yang-tze-Becken; die von Yün-nan-fu weiter nach Tongking geplante Strecke; endlich die sehr wichtige mongolische Bahn Kalgan—Kjachta, deren Bau sich indes durch technische und auch politische Schwierigkeiten wohl noch etwas verzögern wird.

Dampferlinien, zuerst meist in ausländischem Betrieb, sind in den letzten Jahrzehnten gleichfalls an der Küste und auf dem Yang-tze und andern Flüssen eröffnet worden. Ebenso ist ein ausgedehntes Telegraphennetz entstanden, das 1903 verstaatlicht wurde und stetig weiter ausgebaut wird.

Die Entwicklung des chinesischen Außenhandels gehört zu den anziehendsten Seiten der ostasiatischen Kulturgeschichte. War man noch vor wenigen Jahrzehnten fast allgemein der Ansicht, China habe sich stets vom Ausland abgesperrt und gegen alles Fremde ablehnend verhalten, so hat die neuere Forschung diese Legende aufs Gründlichste zerstört. Heute wissen wir im Gegenteil, daß China seit alten Zeiten einen ununterbrochenen regen Handelsverkehr mit der übrigen Welt unterhalten hat, und daß es kulturell seinen nahen und fernen Nachbarn ebensoviel Kulturelemente übermittelt wie von ihnen empfangen hat. Die alte Hypothese von einem Urzusammenhang zwischen chinesischer und westasiatischer Kultur hat sich freilich, wie wir gesehen haben, ganz und gar nicht bestätigt, und was man in der altchinesischen Kultur, besonders der Kunst, an Ähnlichkeiten mit den alten Mittelmeerkulturen gefunden haben will, ist gleichfalls alles mehr als fragwürdig. Aber nichtsdestoweniger weisen deutliche Spuren darauf hin, daß zwischen China und dem Westen schon im Altertum auf den Handelsstraßen des Tarimbeckens ein Verkehr bestanden hat. Vielleicht schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend wanderten die chinesischen Karawanen auf der Suche nach dem kostbaren Nephrit bis Khotan, und um 1000 v. Chr. unternahm König Muh seiner berühmten Zug, der ihn tief nach Zentralasien hineinführte. Im Laufe des 1. vorchristlichen Jahrtausends müssen sich dann zumindestens indirekte Beziehungen zu Westasien herausgebildet haben. Im 7. Jahrhundert v. Chr. läßt die Arimaspeia des Aristeas von Prokonnesos eine Handelsverbindung zwischen den Griechen Vorderasiens und den Völkern des Tarimbeckens erkennen, die anscheinend bis zu den Chinesen — hier doch wohl den friedlichen Hyperboräern, die bis ans Meer

wohnen — gereicht hat; ja in dem Namen der einäugigen Arimaspen, nach denen Aristeas' verlorene Dichtung benannt ist, glaubt Laufer, wie schon früher K. Neumann, das mongolische Wort äräm, einäugig, wiederzuerkennen. Seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert erscheint in der griechischen Literatur auch der Name der Serer, Σῆρες, der Seidenerzeuger, und das diesem Namen zugrundeliegende σήρ, Seide, ist eine Transkription von chin. sze, alt ser oder sir, und bezeugt somit eine alte, wenn auch vielleicht erst durch langen Zwischenhandel vermittelte Berührung zwischen China und dem Okzident.

Das persische Weltreich der Achämeniden hat dann die alten Beziehungen, wie es scheint, weit inniger geknüpft. Denn um 400 v. Chr. oder schon früher beginnt jene Masseninvasion persischer und indischer Gedanken — Nordindien war ja damals von den Persern abhängig — auf deren für die chinesische Kultur so außerordentlich folgenschweres Erscheinen Conrady zuerst hingewiesen hat. In Philosophie und Literatur, Kunst und Musik, Heilkunde und Astronomie beginnt eine tiefgreifende Umgestaltung, und sicherlich ist auch die materielle Kultur Chinas nicht wenig beeinflußt worden, wenn wir auch vorläufig hierüber kaum unterrichtet sind. Doch scheint bei dem engen und lebhaften Handelsverkehr, den solch innige Kulturbeziehungen notwendig voraussetzen, China nicht nur der empfangende Teil gewesen zu sein. Wenigstens ist es nicht unwahrscheinlich, daß z. B. die Stellungsarithmetik damals von China nach Indien gelangt ist. In China gibt das Tso-tschuan schon aus dem Jahre 542 v. Chr. einen Beleg dafür, während sie in Indien erst in nachchristlicher Zeit auftritt. Auch die aus indischen Verhältnissen bisher nicht einwandfrei erklärte Null erscheint in China schon auf Münzen des 4. vorchr. Jahrhunderts und ist aus einer Abkürzung des chinesischen Schriftzeichens für 10 entwickelt.

Nachdem die Tſ'in-Zeit die inneren Verhältnisse Chinas geordnet und mit dem Frieden auch den Wohlstand und die Kaufkraft des Reiches gesichert hatte, begann unter den Han jener gewaltige Aufschwung des Handels, über den uns vornehmlich die bahnbrechenden Untersuchungen von Hirth in überraschender Weise die Augen geöffnet haben. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. verhandelte China in großem Maßstab nach dem römischen Reiche Seide, Eisen, Felle und andere Produkte, und wie gewinnbringend dieser Handel war, das zeigt die Notiz bei Plinius, nach der Rom dabei jährlich 20 Millionen Sesterzen (4 Millionen Mark) Unterbilanz hatte. Noch heute finden sich in China neben griechischen Gemmen und andern Antiken allerorts römische Münzen als Reste des Reichtums, der damals aus dem Abendlande nach China

strömte. Rom lieferte vor allem Glas, dann Edelsteine und feine Gewebe. Die Vermittler des römisch-chinesischen Verkehrs, der sich meist auf indirektem Wege abwickelte, waren zu Lande die Parther, zur See erst die Syrer, später die Südaraber, die schon im 3. Jahrhundert n. Chr. in Kanton eine Niederlassung besaßen. Daß auch die Perser im Handel eine wichtige Rolle spielten, zeigen die zahlreichen persischen Lehnworte, die um diese Zeit ins Chinesische eingedrungen sind; so ye-si-ming, Jasmin, nau-scha, Salmiak, von nuschadir, hu-poh, Bernstein, von kheribar. Das römische Reich, dessen östliche Provinzen den Chinesen, wie Hirth gezeigt hat, ziemlich genau bekannt waren, wurde Ta-Ts'in, eigentlich Groß-China, genannt; ein Name, der angeblich eine ehrenvolle Bezeichnung des römischen Kulturvolkes sein soll, ursprünglich aber wohl auf eine Transkription der indischen Bezeichnung Dakshina zurückgeht. 166 und 226 n. Chr. kamen sogar römische Gesandtschaften, die erste angeblich vom Kaiser Antoninus Pius geschickt, an den chinesischen Hof; dann aber scheinen die Wirren, die gegen Ende der Han-Zeit in ganz Asien ausbrachen, den Landverkehr zugunsten des Seehandels stark beeinträchtigt zu haben, wenn er auch keineswegs ganz aufgehört hat. Die Türken, die jetzt in die Geschichte eintreten, und das Reich der Sassaniden (Po-sze-kuoh, Persien) übernahmen nun die Vermittlerrolle mit Byzanz, das fortan in der chinesischen Literatur als Fuh-lin erscheint; ein Name, den erst Hirth neuerdings erklärt hat. Die alte Aussprache von Fuh-lin ist But-lim, und dies ist eine Transkription von Bethlehem, die auf die seit 635 in China ansässigen und schon viel früher nach Zentralasien gelangten Nestorianer zurückgeht. Diese Sekte dehnte den Namen ihrer heiligsten Stätte zuerst auf ihr Vaterland Syrien (Siau Fuh-lin, Klein Bethlehem) und dann auf das ganze oströmische Reich (Ta Fuh-lin, Groß-Bethlehem) aus. Die älteren Ableitungsversuche von *πόλις* (Konstantinopel) oder gar von Rum sind sprachlich unmöglich. Der Handel zu Lande erlitt eine weitere Einbuße durch die Einführung der Seidenkultur in Byzanz unter Justinian, aber schon Sui Yang-ti suchte Anfang des 7. Jahrhunderts die diplomatischen Beziehungen zu Ostrom wieder anzuknüpfen, und um dieselbe Zeit gibt der griechische Historiker Theophylaktos Simokatta einen offensichtlich auf guten Informationen beruhenden Bericht über China, das bei ihm den als Verstümmlung des türkischen Tabgatsch erklärten Namen *Ταυγάστ* führt. Zeigt all dies einen regen Verkehr zwischen China und Byzanz an, den auch für die T'ang-Zeit das häufige Auftreten griechischer Einflüsse in der Kunst und selbst im Theaterwesen der Chinesen bezeugt — genauere Nachforschungen würden sicherlich auch auf der Gegenseite Entsprechendes ergeben — so waren die Beziehungen

Chinas zu Indien noch um vieles inniger. Hier verbanden nicht nur Handelsinteressen die Völker, sondern der Buddhismus schlang das einigende Band einer gemeinsamen Weltreligion um beide Kulturen. Und es sind gerade die Reiseberichte buddhistischer Pilger, die uns über die chinesisch-indischen Beziehungen und über die damaligen Zustände Indiens wertvolle Auskunft geben. Fah-hien (um 400), Sung-yün und Hui-scheng (um 520), Hüan-ts'ang (um 640), I-tsing (um 680) und Wu-kung (um 760) gehören zu den wichtigsten Quellen für die indische Geschichte der damaligen Zeit. In den Vordergrund aber treten zur T'ang-Zeit unter den fremden Völkern, mit denen China Verbindungen hatte, die Araber. Seit dem 7. Jahrhundert ging der Seehandel, an dem die Chinesen selbst vorher stark beteiligt waren, mehr und mehr in die Hände der Araber über, und bald wurden diese, zusammen mit den schon zur Han-Zeit nach China gekommenen Juden, auch im kommerziellen Verkehr zu Lande das führende Element, besonders nachdem die Schlacht von Samarkand sie 751 zu Herren Westasiens gemacht hatte. Harun al Raschid schickte 798 an den Kaiser T'ang Teh-tsung Gesandte, und China wurde von ausländischen Kaufleuten förmlich überflutet; im 9. Jahrhundert beherbergte Hang-tschou allein 120000 Fremde. Die politischen Kämpfe und Spaltungen, denen China und Innerasien vom 10. bis zum 13. Jahrhundert ausgesetzt waren, vermochten nicht, dem Handel Abbruch zu tun; wurde der Binnenhandel zeitweilig eingeschränkt, so blühte der Seehandel dafür um so mehr. Wir besitzen unter anderm ein äußerst wertvolles handelsgeographisches Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, von Tschau Ju-kua, einem Seezollbeamten aus Fuh-kien, verfaßt, dessen Übersetzung uns Hirth und Rockhill vor einigen Jahren beschert haben. Daraus erfahren wir, daß die Handelsbeziehungen der Chinesen fast die ganze alte Welt umfaßten und ihr geographischer Gesichtskreis jedenfalls nicht enger war als jener der damaligen Araber und Europäer. Im Indischen Ozean reichte die Kenntnis der Chinesen bis Mozambique und Madagaskar, im Mittelmeer gar bis nach Sizilien, Marokko und dem maurischen Spanien, dessen Schiffe in den chinesischen Häfen wohlbekannte Erscheinungen waren. Im Osten gingen die chinesischen Dschunken fast bis Neuguinea; auf den Kei-Inseln hat man chinesische Porzellangefäße gefunden, und in der seltsamen Kultur des Inselchens Matty nördlich von Neuguinea erblickt von Luschan wohl mit Recht ostasiatischen Einfluß. Selbst über etwaige alte Beziehungen der Chinesen zu Amerika sind die Akten noch nicht geschlossen. Zwar ist die angebliche Amerikareise des buddhistischen Mönches Hui-schen (499 n. Chr.) längst als ein Mißverständnis aufgeklärt; aber u. a. zeigen sich in Kosmologie und Mythologie der Chinesen soviel auf-

fällige Übereinstimmungen mit den religiösen Anschauungen mancher Indianervölker, daß es nicht ausgeschlossen erscheint, hier einmal auf Spuren indirekter oder gar unmittelbarer Beziehungen zu stoßen.

Im 13. Jahrhundert brachte die Gründung des Mongolenreiches der asiatischen Welt den Frieden, und nun erlebte auch der Verkehr zu Lande wieder einen Aufschwung, wie er selbst in unsrer Zeit noch nicht wieder erreicht worden ist. Angehörige aller europäischen Nationen wanderten als Kaufleute, Handwerker und Missionare in Scharen nach China; vor allem die Italiener beherrschten den Handel; venezianische Firmen hatten in Hang-tschou, genuesische in Tsch'üan-tschou ihre Kontore, und Pegolottis im 14. Jahrhundert verfaßtes Handbuch für reisende Kaufleute gibt über die Handels- und Verkehrsverhältnisse in Zentral- und Ostasien genaueste Auskunft. Nicht weniger bedeutend war die Rolle der arabischen und persischen Händler. Aber auch aus China gingen Ärzte, Feuerwerker und Künstler zahlreich nach Persien und weiter nach Westen. Zwar schränkte der Verfall des Mongolenreiches und die Vertreibung der Yüandynastie aus China 1368 den gewaltigen Verkehr der Yüan-Zeit wohl ein; aber unterbunden wurde er keineswegs. Die geschichtlichen und geographischen Werke der Ming-Zeit erwähnte zahlreiche Gesandtschaften von und nach den östlichen Ländern, und 1480 berichtet der Levantiner Josafat Barbaro aus Persien, daß Samarkand stetiger Durchgangsort für die zahlreichen hin- und herreisenden chinesischen Kaufleute sei. Ebensowenig hörte der Seeverkehr auf; wir erwähnten schon, daß Ceylon 1405 erobert und bis 1459 behauptet wurde. Auch sind noch europäische Kaufleute, wie im 15. Jahrhundert Niccolo Conti, nach China gelangt. Vor allem aber zeigt der damalige Aufschwung der persischen Kunst, ihre Teppich- und Porzellanindustrie aufs stärkste den Einfluß des chinesischen Kunstgewerbes, der schon weit über Persien hinaus nach Westen griff und wohl auch zum Aufbau der Renaissance sein Scherflein beigetragen hat. Recht innig aber wurden die west-östlichen Beziehungen erst wieder, als der Seeweg nach Indien gefunden war und 1517 zum erstenmal portugiesische Schiffe in einen chinesischen Hafen einliefen. Nun wurde der europäische Markt mit chinesischen Kunsterzeugnissen überflutet, die nicht nur in Europa neue Gewerbszweige, wie die Porzellanindustrie, hervorriefen, sondern auch im europäischen Geschmack eine völlige Wandlung zuwege brachten und so zur Entstehung des Rokoko und der wirklich aus China stammenden Zopfzeit beitrugen. Noch wichtiger aber war der geistige Einfluß Chinas auf Europa; denn die geistige Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts ist ganz wesentlich durch die Bekanntschaft mit der chinesi-

schen Vernunftreligion hervorgerufen worden. Die Vermittler dieser Kenntnis, deren Folgen sie freilich ganz und gar nicht beabsichtigten, aber waren die Jesuiten.

Die ersten dieser großen Kulturträger, deren Wirken für China nicht weniger bedeutungsvoll wurde als für Europa, die italienischen Patres Ricci und Cattaneo, landeten 1581 auf chinesischem Boden. Mit feinem Verständnis für die Eigenart chinesischen Wesens ließen die Jesuiten ihre eigentliche Aufgabe, die Verbreitung des Katholizismus, ganz in den Hintergrund treten und sich dafür die Verbreitung europäischer Künste und Wissenschaften angelegen sein. Ebenso geschickt war es, daß sie sich zunächst nicht dem Volke, sondern dem Hofe nützlich zu machen suchten und dadurch ihre Stellung so sehr befestigten, daß sie sogar den Sturz der Ming 1644 überdauerten und den Mandschukaisern erst recht unentbehrlich wurden. Sie wurden mit der Leitung der Sternwarte und des mathematischen Bureaus beauftragt; sie richteten Werkstätten für Bronzeguß, Glasbläserei, Cloisonnémalerei, für die Fabrikation von Uhren, optischen und mechanischen Instrumenten ein; sie gossen Geschütze, erbauten dem Kaiser Paläste in europäischem Stil, führten die europäische Malweise mit Perspektive ein, übersetzten europäische Werke, als erstes den Euklid, ins Chinesische; ihre bedeutendste Leistung war wohl die kartographische Aufnahme des ganzen Reiches, auf der unsere gesamte geographische Kenntnis von China beruht. Wie groß der Einfluß der durch sie bekannt gewordenen europäischen Technik war, zeigen die ganz europäisch beeinflußten Illustrationen zu den technischen Partien der Enzyklopädie T'u-schu-tschi-tsch'eng. Nicht minder groß aber war ihr Einfluß auf Europa, besonders auf künstlerischem Gebiete; aber auch allerlei interessante technische Dinge kamen damals aus fernem Osten herüber, so im 17. Jahrhundert der Klappfächer, im 18. der Schirm, die Briketts und das Diabolospiel. Auch unser um 1700 aufgekommenes Harmonium ist nach dem Vorbild der chinesischen Zungenflöte Scheng entstanden. Noch stärker aber wirkten die Jesuiten durch ihre Übersetzungen aus dem Chinesischen auf das europäische Denken ein. Leitete die Bekanntschaft mit der chinesischen Philosophie, wie angedeutet, das Zeitalter der Aufklärung ein, so rief die chinesische Poesie in Europa zuerst das Gefühl für Naturschönheiten hervor, und die empfindsame Richtung in der Literatur des 18. Jahrhunderts hängt sicherlich auch mit der alten Sentimentalität der chinesischen Lyrik zusammen. Auch die ersten Anstöße zur universalen Geschichtsbetrachtung mögen durch die Bekanntschaft mit Chinas großer Geschichte ausgelöst worden sein, und vielleicht ist das große literarische Denkmal des 18. Jahrhunders, die französische Enzyklopädie, in Nachahmung der chinesischen Sammelwerke entstanden.

Trotzdem der gegenseitige Kulturaustausch also recht rege war, litt der Handelsverkehr doch unter allerlei Beschränkungen, zu denen das Verhalten der fremden Ankömmlinge Anlaß gab. Die Portugiesen gründeten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehrere Niederlassungen an der chinesischen Küste, machten sich aber durch Exzesse und Betrügereien überall unmöglich und wurden schließlich allerorts ausgewiesen. Nur in Ngau-men (Macao) faßten sie seit 1537 festen Fuß. Im Handel haben sie nur eine untergeordnete Rolle gespielt; ebenso die Spanier, die seit 1577 von den Philippinen aus Mönche in diplomatischen und handelspolitischen Missionen nach China schickten, deren Berichte wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Landes lieferten. Auch die Holländer begannen damals in bescheidenem Maße Handel mit China zu treiben. Im 17. Jahrhundert erschienen dann an der Nordgrenze des Reiches die Russen; mit denen nach längeren Streitigkeiten 1689 der Grenz- und Handelsvertrag zu Nertschinsk abgeschlossen wurde. Die Verletzung dieses Vertrages durch die Russen führte zeitweilig zur Handelssperre (1722), die erst 1727 wieder aufgehoben wurde. Die Errichtung einer ständigen geistlichen Mission in Peking (1728), die die russischen Interessen wahrzunehmen hatte, trug wesentlich dazu bei, daß sich fortan der Verkehr zwischen beiden Reichen auf lange Zeit in friedlichen Bahnen abspielte.

Im 17. Jahrhundert begannen auch die Engländer, sich am chinesischen Handel zu beteiligen, und zeichneten sich dabei durch besonders habgieriges, anmaßendes und unverschämtes Auftreten aus. Seit sie sich in Indien festgesetzt hatten, suchten sie auch in Ostasien an die erste Stelle zu rücken und schickten zweimal (1792 und 1816) Gesandtschaften an den chinesischen Hof, um Erweiterungen ihrer Handelsrechte durchzusetzen. Beide Versuche scheiterten jedoch an der Arroganz und Taktlosigkeit der englischen Vertreter, und alle Bemühungen Englands, dem indischen Opium in China ein größeres Absatzgebiet zu verschaffen, blieben erfolglos, bis der Opiumkrieg 1842 den chinesischen Markt mit Gewalt eröffnete. Dem 1842 zu Nan-king abgeschlossenen englisch-chinesischen Handelsvertrag folgten 1844 die Verträge mit Frankreich und Amerika. Alle drei, nebst dem russischen Vertrage, wurden 1858 in T'ien-tsin revidiert und erweitert. 1861 wurden sodann mit Preußen und in den folgenden Jahren mit fast allen anderen europäischen Staaten — zuletzt 1869 mit Österreich-Ungarn — Verträge auf gleicher Grundlage geschlossen.

Seither hat sich sowohl die Einfuhr wie die Ausfuhr Chinas stetig gehoben; doch wird erstere durch die zunehmende Erschließung der eignen Hilfsquellen Chinas vermutlich stark beeinträchtigt werden. Die Einfuhr von Opium, über deren Unterbindung China jetzt mit

England Vereinbarungen getroffen hat, wird voraussichtlich bald ganz aufhören; ebenso ist z. B. die Einfuhr ausländischer Wollstoffe von 1913 auf 1914 um ein Drittel gesunken. Anderseits nimmt die Ausfuhr vieler Artikel zu. Die wichtigsten Exportgegenstände Chinas sind heute in erster Linie noch immer die Seide, dann Tee, Kohle, Metalle, Felle, ferner kunstgewerbliche Gegenstände, Porzellan, Lackwaren, Stickereien u. dgl. Eingeführt werden hauptsächlich industrielle und landwirtschaftliche Maschinen, wissenschaftliche Instrumente, Uhren, Glaswaren u. dgl.

Die weitreichenden Einflüsse Europas auf das heutige China und die Einwirkung des fernen Ostens auf das Abendland hier zusammenhängend darzustellen würde an dieser Stelle zu weit führen. Wir haben schon mehrfach auf sie hingewiesen und müssen noch öfters darauf zurückkommen. Nur einer für das Ausland besonders wichtigen Frage, der chinesischen Auswanderung, seien hier noch einige Worte gewidmet.

Die Auswanderung der Chinesen in fremde Länder ist an und für sich nur die Fortsetzung der in älteste Zeiten zurückreichenden chinesischen Expansion. Die Auswanderung der Nord- und Westchinesen in die Fremde ist nicht besonders stark, da diesen noch die ungeheuern Kolonialländer der Mandschurei und Mongolei, Tibets und Turkestans als Siedlungsgebiet zur Verfügung stehen. Nichtsdestoweniger beginnen die Chinesen bereits in Ostsibirien eine bedeutende Rolle als Händler, Handwerker und Arbeiter zu spielen. Die eigentliche Auswanderung, insbesondere die überseeische, aber wird fast ganz von den Provinzen des Südostens bestritten, vor allem von Kuang-tung und Fuh-kien. Diese Provinzen sind bereits durch ihre natürliche Lage aufs Meer hinausgewiesen, sie sind ferner sehr stark bevölkert und nicht besonders fruchtbar. So begann hier schon Ende des 14. Jahrhunderts die Auswanderung übers Meer, zuerst nach T'ai-wan, etwas später auch nach den Philippinen und nach Indonesien. Da die ersten chinesischen Siedlungen hier zeitlich ungefähr mit dem Eintreffen der ersten Europäer zusammenfallen, so hat man häufig darin eine Folge der europäischen Kolonialgründungen sehen wollen. Doch hat schon Ratzel, der das Problem zuerst behandelte, darauf hingewiesen, daß die chinesische Kolonisierung meist an ganz anderen Punkten einsetzt als die europäische und ein ursächlicher Zusammenhang durchweg nicht besteht. Später hat sich die chinesische Kolonisation allerdings vielfach an die europäische angeschlossen.

Hinterindien, namentlich Siam, wo die chinesische Einwanderung seit Ende des 18. Jahrhunderts außerordentlich zunahm, steht heute kommerziell ganz unter chinesischem Einfluß. Noch stärker ist die Bedeutung der Chinesen in den Straits Settlements, wo

sie sich um 1800 auf Einladung der englischen Regierung niederließen, und in Indonesien, wo sie gleichfalls in Handel und Gewerbe tonangebend sind und sogar Ackerbaukolonien gegründet haben. Auch auf den Philippinen haben sie sich, trotzdem die Spanier sie im 17. und 18. Jahrhundert oft grausam verfolgten, als wirtschaftlich wichtigstes Element behauptet. Nach Australien, ebenso nach Kalifornien wanderten um 1850 zahlreiche Chinesen als Goldgräber aus, meist aber, um sich später anderen Berufen zuzuwenden und ihr Brot als Gärtner, Wäscher, Handwerker und Kleinhändler zu verdienen. Nach vielen ozeanischen Inselgruppen, insbesondere nach Hawaii, wurden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Chinesen zahlreich als Arbeiter ausgeführt; ebenso nach den Staaten des lateinischen Amerika, als dort die Sklaverei aufgehoben wurde. Seit 1847 wurden Tausende chinesischer Arbeiter nach Cuba, seit 1855 eine noch weit größere Anzahl nach Peru verschickt. Zwischen Peru und Portugal, dessen Hafenkolonie Macao zum Ausfuhrhafen für chinesische „Kulis“ wurde, entwickelte sich ein förmlicher Menschenhandel. England jedoch, das vom erneuten Aufblühen Macaos Konkurrenz für Hong-kong befürchtete, unterdrückte diesen — natürlich „im Namen der Menschlichkeit“. Auch nach Mexiko, Madagaskar, Südafrika und anderen Tropenländern gelangten seit den siebziger Jahren zahlreiche Chinesen als Arbeiter, Händler und Gewerbetreibende.

Als Arbeiter, besonders in den Tropen, aber auch als Kaufmann und Handwerker hat sich der Chinese jedem anderen Volkselement überlegen gezeigt. An körperliche Arbeit im heißen Klima hat sich der Chinese, dessen Kulturbereich sich langsam und beständig immer weiter nach Süden vorschob, seit mehreren Jahrtausenden langsam gewöhnt. Außerdem hat ein jahrtausendelanges Leben unter ungesunden Verhältnissen und ein Kampf ums Dasein, der vielleicht nicht so grausam, aber doch nicht weniger intensiv als bei europäischen Völkern war, bei den Chinesen in weit höherem Maße als bei den Nationen des Westens eine Auslese der Besten herbeigeführt; und der Chinese ist daher gesünder und widerstandsfähiger als andere Völker. Infolge seiner älteren Kultur und reicheren Erfahrung lebte er ferner rationeller und genügsamer, vermag daher auch billiger zu arbeiten und billigere Waren zu liefern. Seine Volkszahl und Volksvermehrung, die den Kolonien stetig frisches Blut zuführen, und seine gleichfalls der höheren Kultur entspringende Eigenschaft, sich andere Volksbestandteile zu assimilieren, sind ebenfalls von ausschlaggebender Bedeutung. Endlich aber verleiht dem Chinesen seine eigenartige soziale Organisation, auf die wir noch zu sprechen kommen, eine enorme Stärke und ein entscheidendes Übergewicht gegen fremde Konkurrenz.

Diese Überlegenheit hat dem chinesischen Volke natürlich viele bittere Feinde geschaffen. Wie unsere eigene Nation jetzt gegen die auf unsere wirtschaftliche und intellektuelle Superiorität eifersüchtigen Gegner zu kämpfen hat, so muß sich auch der Chinese schon seit langem gegen die Völker wehren, die sein Fleiß und seine Tüchtigkeit in ihrem Wohlleben stört. Mit allen Mitteln sucht man ihn aus den Ländern des Stillen Ozeans zu verdrängen, selbst aus jenen, die seine Arbeit erst für ihre weißen Beherrscher nutzbar macht. Indessen findet er gerade unter seinen eifrigsten Bekämpfern immer wieder neue Hilfe; denn auch der lauteste Prediger des Rassenkampfes kauft billige chinesische Waren und beschäftigt billige chinesische Arbeitskräfte, wenn es sein Privatinteresse erfordert. So erscheint die allmähliche Mongolisierung des Stillen Ozeans durch die Chinesen und die kulturverwandten Japaner als ein unabwendbarer geschichtlicher Prozeß.

2. Die soziale Organisation

a) Die Familie

Will man Aufbau und Bedeutung des chinesischen Familien- und Gesellschaftsorganismus recht verstehen, so muß man sich darüber klar werden, daß die soziale Organisation der Chinesen auf völlig anderer Grundlage ruht als die unsere. In Europa haben unzählige wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Umwälzungen das Gefüge der alten sozialen Verbände fast völlig zerstört. Wir leben heute als Einzelwesen, die zunächst für sich selber sorgen und sich um das Wohl und Wehe der Familie, der Gesellschaft und des Staates nur insofern kümmern, wie es das eigene Interesse erfordert. In China dagegen ist die kontinuierliche Entwicklung nie einschneidend unterbrochen worden, und der Faden, der das China von heute mit dem der Urzeit verbindet, ist niemals abgerissen. Infolgedessen hat sich das Familien- und Clanleben früherer Perioden hier fast ungeschwächt behauptet. Der Chinese ist daher bis heute eigentlich kein Individuum, sondern ein Teil der gesellschaftlichen Einheit, zu der er gehört. Daher lebt er für seine Familie, seinen Clan, seine Gesellschaftsklasse, seine Nation; an sich selbst kann er nur soweit denken, wie seine Interessen mit denen der Gesamtheit vereinbar sind. Persönlicher Egoismus in unserem Sinne ist ihm, wie dem primitiven Menschen, daher unbekannt; wenn man häufig das Gegenteil zu lesen bekommt, so beruht dies auf unzulänglicher Beobachtung, falschen Schlüssen und mangelhafter Geschichtskenntnis. Der Chinese lebt und denkt, mit einem Wort gesagt, also kollektivistisch, unpersönlich; wir leben und

denken individualistisch, als Persönlichkeiten. Das ist der eigentliche Unterschied zwischen ostasiatischem und europäischem Wesen.

Die Entwicklung nun, die zu diesem bewundernswert vervollkommneten und doch den Urzeitverhältnissen so nahestehenden Ergebnis geführt hat, ist in China in ihrer lückenlosen Kontinuität besonders anziehend zu verfolgen. Es ist bekanntlich noch unentschieden, ob die Urform der menschlichen Geschlechtsbeziehungen in der Promiskuität, dem unterschiedslosen Geschlechtsverkehr aller Männer mit allen Frauen, bestanden hat, oder ob eine Form der monogamen oder polygamen Ehe an den Anfang zu setzen ist. Soll der Sinologe für sein Arbeitsgebiet zu dieser Frage Stellung nehmen, so muß er sich wohl zugunsten der Promiskuitätshypothese entscheiden. Für diese spricht zunächst die Überlieferung, nach der Verwandtschaftsgrade und Trennung der Geschlechter im höchsten Altertum noch nicht existierten; und diese wird bestätigt durch die noch in der Tschou-Zeit herrschende — ohne jeden Grund geleugnete — Sitte, im Frühjahr Massenheiraten ohne alles Zeremoniell zu schließen, wie das heute noch die stammverwandten Miau-tze bei ihren Frühlingsfesten zu tun pflegen. Sodann sind in den altchinesischen Heiratsbräuchen noch deutliche Spuren der gemilderten Form der Promiskuität, der Gruppenehe vorhanden, von der sich starke Reste auch bei Miau-tze und Tibetern finden.

Die Urgesellschaft ist dann in China wie anderwärts allmählich zur Bildung gesellschaftlicher Organisationen fortgeschritten. Auf der einen Seite entstehen die Männerbünde, zu denen der dauernde Zusammenschluß der Stammesgenossen zu Krieg und Jagd die Ursache bildet, und die wieder nach Altersklassen gegliedert sind, die auf der natürlichen Arbeitsteilung zwischen Jünglingen, Männern und Greisen beruhen. Auf der anderen Seite bilden die Frauen und Kinder einzelne Familien; Mittelpunkt und Haupt dieser Institution ist also anfangs die Frau. Auch in China hat somit eine Periode des Mutterrechtes bestanden, das Conrady auf Grund eines überreichen Materials für die Chinesen und ihre Nachbarvölker nachgewiesen hat und von dem sich in den sozialen und religiösen Einrichtungen der Chinesen eine Menge von Überlebseln, zum Teil bis heute, erhalten haben. Als gesellschaftliches System ist das Matriarchat jedoch schon vor Beginn der geschichtlichen Zeit der vaterrechtlich organisierten Familie gewichen, die bis auf den heutigen Tag in ihrer ausgeprägtesten Form besteht.

Die Erhaltung und Fortsetzung der Familie, für die er lebt, ist die erste Pflicht jedes Chinesen, und sein steter Wunsch ist darum eine zahlreiche Nachkommenschaft, vor allem der Besitz eines Sohnes. Denn nur ein Sohn kann die Familie fortsetzen, beschützen, erhalten und repräsentieren; nur ein Sohn vermag end-

lich nach uraltem Glauben die Ahnenopfer darzubringen und so für die Ernährung der abgeschiedenen Generationen Sorge zu tragen. Der Kinderreichtum der chinesischen Familien ist denn meist auch sehr groß. Innige Liebe zu ihren Kindern und außerordentliche Sorgfalt für deren Pflege und Erziehung ist ein hervorragender Charakterzug der Chinesen. Die trotz aller Widerlegungen immer wieder auftauchende Erzählung, daß die Chinesen gewohnheitsmäßig kleine Mädchen umbrächten, gehört zu den vielen Verleumdungen, die besonders von englischen Missionaren zur Diskreditierung der chinesischen Kultur verbreitet werden. Wohl kommt die Aussetzung von weiblichen Säuglingen — deren sich indes zahlreiche wohltätige Gesellschaften annehmen — und wohl auch Kindermord in sehr armen Gegenden, besonders in einzelnen Distrikten von Kuangtung und Fuh-kien, gelegentlich vor, aber im allgemeinen ist dergleichen ebenso selten wie in Europa. Merkwürdigerweise taucht diese alberne Behauptung immer wieder auf, sogar in ernsthaften wissenschaftlichen Werken, obgleich schon eine einfache Überlegung genügt, um ihre Absurdität darzutun:

Jeder Chinese ist verheiratet. Wie wäre dies möglich bei einem System, das einen großen Mangel an weiblichen Wesen herbeiführen müßte?

Die väterliche Gewalt über die Kinder ist unumschränkt und kann sich gegebenenfalls sogar über Leben und Tod erstrecken. Indes fehlt ihr, wie das bei einer so alten Zivilisation selbstverständlich ist, jeder tyrannische Charakter; sie stützt sich nicht auf Gewalt, sondern auf Sitte und Herkommen. Die Gewalt des Vaters über die Tochter hört auf, wenn diese sich verheiratet, über den Sohn dauert sie jedoch, solange der Vater lebt. Beim Tode des Vaters geht die elterliche Macht auf die Mutter über. Die Kinder sind verpflichtet, ihren Eltern zeitlebens gehorsam zu sein, sie zu unterstützen und im Notfall für sie zu sorgen. Die kindliche Pietät (hiau) ist die eigentliche Grundtugend der chinesischen Ethik; auf ihr ist das Familien- wie das Staats- und Gesellschaftsleben basiert. Auch den verstorbenen Vorfahren wird im Ahnenkult, der darum von der Organisation der chinesischen Familie unzertrennlich ist, pietätvolle Verehrung weiter erwiesen. Auf der andern Seite steht den Pflichten der Kinder gegen die Eltern, ebenso der jüngeren gegen die älteren Geschwister, ein ebenso genau geregelter Pflichtenkodex der älteren Generation gegen die jüngere gegenüber.

Die Ehe wird meist in sehr frühem Alter geschlossen. Da sie nicht, wie in Europa, dem individuellen Vergnügen, sondern in erster Linie der Erhaltung der Familie dient, so trägt die Eheschließung auch den Charakter einer Familienangelegenheit, deren Entwicklung aus der Raub- und Kaufehe die Hochzeitsbräuche noch

erkennen lassen. Gewöhnlich werden die jungen Leute, oft schon im Kindesalter, nach Übereinkunft der Familien verlobt. Doch gehören Liebesheiraten keineswegs zu den Ausnahmen, und auch die Konvenienzehen pflegen glücklich zu werden, da das kollektivistische Denken des Chinesen auch hier individuelle Neigungen auf Kosten des Gemeininteresses gar nicht aufkommen läßt. Die alte Clanexogamie herrscht bis heute und verbietet die Ehe zwischen Personen desselben Familiennamens. In der Ehe ist der Mann natürlich das Haupt, doch ist die Frau ihm nicht, wie die Kinder, bedingungslos unterworfen, sondern durch das Gesetz gegen Mißbrauch und schlechte Behandlung geschützt. Ihre Stellung ist im übrigen geachtet und würdig; die gegenteilige Behauptung beruht, soweit nicht bewußte Entstellung im Spiel ist, auf völliger Verkennung der sozialen Verhältnisse Chinas. Die chinesische Ehe ist heute monogam, jedoch sind Nebenfrauen gesetzlich gestattet. Der Mann nimmt diese meist nur mit Zustimmung seiner Frau, die jedoch, namentlich im Falle der Unfruchtbarkeit, fast nie verweigert wird. Er muß für ihre Unterkunft und ihren Unterhalt sorgen, und ihre Kinder gelten als seine und seiner Frau legitime und erbberechtigte Nachkommen. Den Unterschied des chinesischen Systems — das natürlich in der Hauptsache auf die wohlhabenden Klassen beschränkt ist — von den europäischen Sitten charakterisiert der geistreiche Tsch'eng Ki-t'ong mit den Worten: „La maîtresse ... diffère en Chine de la maîtresse telle qu'elle est en Europe, en ce que, en Chine, elle est reconnue: c'est une sorte de maîtresse legitime.“ Ehebruch wird in China wie allerwärts dem Manne nachgesehen, bei der Frau hingegen streng bestraft. Ihren ursprünglichen Grund hat diese Sitte wohl allgemein darin, daß Ehebruch der Frau zur Verfälschung der Nachkommenschaft und damit zur Beeinträchtigung des Ahnenkultus und zur Auflösung der Familie führt, was beim Manne nicht der Fall ist. In China scheint dieses Motiv noch darin nachzuwirken, daß Untreue der Frau mit Notwendigkeit zur Scheidung zwingt.

Der Tod eines Familienmitgliedes ist natürlich ein Ereignis von einschneidender Wichtigkeit. Man behält die Leiche gern möglichst lange im Hause — wohl ein Rest aus der Zeit, da man noch die Wiederkehr der Seele für möglich hielt; ein Glaube, den auch das vielfach noch übliche „Zurückwinken der Seele“ und andere Trauerzeremonien bezeugen. Bei vornehmen Familien findet das Begräbnis erst mehrere Wochen nach dem Tode statt; die Leiche wird solange zur Konservierung in Honig gelegt. Die Trauerfarbe ist weißgrau; die Farbe des ungebleichten Hanfes. Auch dies ist ein Überbleibsel aus fernster Urzeit, da der Tote alle Habe mit sich ins Grab nahm und den Hinterlassenen nur die gröbsten

Stoffe zur Kleidung blieben. Ebenso weist auf diese Periode die Sitte hin, beim Leichenzuge papierne Nachbildungen von Menschen, Tieren, Hausgeräten und Geld zu verbrennen. In der Urzeit folgten dem Toten Gattin und Dienerschaft selbst in Grab, in dem auch sein ganzes Eigentum bestattet wurde, um im anderen Leben zu seiner Verfügung zu stehen. Noch in neuerer Zeit sind bei Kaiserbegräbnissen vereinzelt Rückfälle in diese grausame Sitte vorgekommen, deren internationale Verbreitung es wohl unnötig macht, hier fremde, mongolische oder türkische Einflüsse anzunehmen. Aber schon im Altertum hatte man statt wirklicher Opfer allgemein Strohpuppen und später Automaten, und im Mittelalter Beigaben aus Ton, die uns heute für die Kulturgeschichte jener Zeiten wertvolles Material liefern. Die allgemein übliche Bestattungsweise ist jetzt das Erdbegräbnis. Ursprünglich wurden die Toten, wie es noch heute mit den Leichen kleiner Kinder geschieht, einfach auf öde Plätze geworfen und den Raubtieren und Vögeln zum Fraß überlassen. Dann ließ man den Verstorbenen, mit Reisig bedeckt, in der Wohnhöhle zurück, und später wurde ihm ein besonderes Haus als Ruhestätte errichtet, das noch die heutigen Grabformen nachbilden. In Nordchina ist der runde Grabhügel aus Erde, die Nachbildung des alten Lößhauses, im Süden das steinerne, der Felsenwohnung nachgeahmte Grab üblich. Das hölzerne und steinerne Ganggrab, dessen Nachahmung die koreanischen und japanischen Dolmen sind, war bis ins 12. Jahrhundert verbreitet, und berühmt sind ja auch die unterirdischen Paläste, in denen die Kaiser Chinas bis auf den heutigen Tag bestattet werden. Die Leichenverbrennung gelangte mit dem Buddhismus nach China und war im Mittelalter und noch zur Ming-Zeit ganz üblich, ist aber jetzt vollständig abgekommen und wird nur noch von buddhistischen Mönchen geübt. Sie gilt als pietätlos, da sie die im Leibe weilende Körperseele rasch zerstört. Einbalsamierung ist auch bekannt und wird sehr kunstvoll geübt.

Die Trauerzeit um die Eltern beträgt drei Jahre, die heute auf 27 Monate zusammengezogen worden. Für andere Angehörige wird entsprechend kürzer getrauert. Den sozial wie religiös außerordentlich wichtigen Ahnenkultus werden wir bei der Besprechung der Religionsverhältnisse behandeln.

b) Die Gesellschaft

Die älteste in die Gegenwart hineinreichende gesellschaftliche Einheit der Chinesen ist der Clan. Er besteht heute aus sämtlichen Trägern desselben Familiennamens, die an einem Orte wohnen. Der Clan ist patriarchalisch eingerichtet; an der Spitze steht ein Clanältester, der die Interessen des Clans wahrzunehmen hat. Der

Clan besorgt die gemeinsamen Angelegenheiten seiner Mitglieder, besitzt einen Ahnentempel, eine Schule, Ländereien, deren Ertrag zur Unterhaltung dieser Institute dient; er veranstaltet Zusammenkünfte und feiert gemeinsame Feste; endlich beschützt er seine Mitglieder gegen Ungesetzlichkeiten, bestraft aber auch ihre Verschuldungen mit weitgehender Jurisdiktion. Ein uraltes und nur in einer kollektivistischen Gesellschaft mögliches Überlebsel ist die Anschauung, daß der gesamte Clan für die Verschuldungen einzelner Mitglieder verantwortlich ist; freilich ist dieses Gesetz heute mehr theoretischer Natur und wird nur bei sehr schweren Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates und der Öffentlichkeit in Anwendung gebracht.

Auf dem Prinzip der Claneinteilung beruhte ursprünglich die gesamte Struktur der chinesischen Gesellschaft. Die Berufe wurden im Altertum clanweise betrieben und vererbten sich innerhalb des Clans. So wird berichtet, daß die Töpferei, die Seidenbleicherei, die ärztliche und die Schauspielkunst im Altertum erblich waren, und das gleiche darf auch für andere Berufe vorausgesetzt werden. Denn nach gleichfalls sehr alten Nachrichten lebten die vier alten, theoretisch noch bis in die neueste Zeit unterschiedenen Kasten der Krieger — der späteren Gelehrten und Beamten —, der Bauern, der Handwerker und der Kaufleute getrennt an den für die Ausübung ihrer Tätigkeit passendsten Orten, und daher vererbten ihre Berufe sich regelmäßig. In der Tat pflegt noch heute der Beruf des Vaters auf Sohn und Enkel überzugehen, wenn auch dieses Prinzip natürlich sehr häufig durchbrochen wird und insbesondere die regierende Literatenkaste sich fortgesetzt aus allen Schichten der Bevölkerung ergänzt.

Im Gegensatz zu seinen kulturellen Dependenzen Korea und Japan, die auf Grund des chinesischen Vierklassensystems ein wirkliches Kastenwesen herausgebildet haben, ist China selbst stets den demokratischen Tendenzen der Urzeit treugeblieben. Die soziale Gleichberechtigung aller Bürger, die nun die Republik auch theoretisch anerkannt hat, war schon durchgeführt, als Schi-huang-ti den Erbadel abschaffte und dem Feudalismus, dem alten, in seiner Entstehung noch unaufgeklärten aristokratischen Herrschaftsprinzip des Altertums, ein Ende machte. Er vollendete damit nur einen Prozeß, der sich seit langem angebahnt hatte, das Durchdringen der Demokratie, das, wenn ihm Konfuzius noch zurückhaltend gegenüberstand, doch von Meng-tze schon aufs energischste propagiert worden war. Diese allgemeine Demokratisierung der chinesischen Gesellschaft hat es wohl mit sich gebracht, daß die Sklaverei, der im Altertum Kriegsgefangene und Verbrecher sowie ihre Nachkommen verfielen, von den Han abgeschafft wurde; endgültig 38 n. Chr.,

nachdem schon der Volkskaiser Wang Mang sie 9 n. Chr. vorübergehend beseitigt hatte. Da eine Sklavenwirtschaft in China nie bestanden hatte, so zog diese Maßnahme keine ökonomischen Folgen nach sich. Dagegen hat sich eine milde Form der Leibeigenschaft noch bis zu ihrer endgültigen Abschaffung im Jahre 1909 besonders auf dem Lande erhalten. Kinder, die von ihren ja mit unbeschränktem Verfügungsrecht ausgestatteten Eltern aus Not verkauft waren, wurden auf den Gütern erzogen und als Arbeiter gehalten. Sie waren gesetzlich gegen Mißhandlungen geschützt, besaßen aber keine bürgerlichen Ehrenrechte.

Spielt die Klassenscheidung somit in China keine Rolle — was sich übrigens schon äußerlich in der außerordentlichen Höflichkeit und guten Erziehung der ärmsten wie der reichsten Leute, besonders im höflichen Benehmen des Vornehmen gegen den Geringen erkennen läßt — so ist dafür die berufliche Gliederung um so wichtiger. Auch im Erwerbsleben ist nicht das Individuum die soziale Einheit, sondern die Korporation. Für den Bauern ist dies die Dorfgemeinde, für den Handwerker die Zunft, für den Kaufmann die Gilde, für den Arbeiter die Gewerkschaft. Diese Vereinigungen, außerhalb deren ein Erwerbstätiger überhaupt nicht zu existieren vermag, sind die eigentlichen Herren des chinesischen öffentlichen Lebens. Sie verbürgen die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung, indem sie die wirtschaftliche Konkurrenz mit allen sich daraus ergebenden Übelständen ausschließen und den einzelnen Gewerbetreibenden zwingen, Produktion und Absatz den allgemeinen Bedürfnissen unterzuordnen, den wirtschaftlich Schwachen schützen und den Reichen und Kräftig n niederhalten. Sie unterstützen ihre in Not geratenen Mitglieder, nehmen ihre Interessen in jeder Weise wahr, gewähren ihnen Rechtsschutz und schlichten ihre Streitigkeiten, bei denen die staatlichen Gerichte nur selten angerufen werden. Jeder Beruf hat seine Organisationen, sogar die Bettler besitzen ihre Gilden, von denen die Pekinger sogar unter dem Protektorat eines kaiserlichen Prinzen stand. Die wirtschaftliche Macht der Chinesen, besonders ihre große Rolle im Ausland, beruht vor allem auf diesen Organisationen, die in der Lage sind, auch große Unternehmungen einheitlich und zielbewußt durchzuführen. Die Fälle, in denen durch solidarische Boykottierung eines fremden Marktes sogar politische Erfolge erzielt wurden, sind gerade in der neuesten Zeit nicht selten; so wurde England 1911 in der birmanischen Grenzfrage zum Nachgeben gezwungen, da die Handelswelt von Yün-nan den birmanischen Markt einmütig boykottierte, und Japan hat schon wiederholt dieselbe Erfahrung machen müssen. Allerdings haben die Gilden auch die Machtmittel, einmal gefaßte Beschlüsse rücksichtslos durchzuführen und ihre Mitglieder bei der

Stange zu halten. Eine Verletzung des Boykotts kann dem Kaufmann, ein Streikbruch dem Arbeiter und unter Umständen auch seiner Familie die Existenz, wenn nicht gar das Leben kosten, ohne daß die Behörden einzuschreiten wagen würden. Allein gewöhnlich werden Differenzen, besonders solche zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, friedlich geschlichtet, und Wirtschaftskämpfe wie im heutigen Europa sind in China unbekannt.

Ein Wort gebührt hier auch noch den Geheimbünden, die ins höchste Altertum zurückreichen — schon die Verfassungsurkunde der Schangdynastie verurteilt sie — und vielleicht direkte Nachkommen der alten Männerbünde sind. Sie haben gleichfalls einen wirtschaftlich-sozialen, dann aber vor allem einen politischen Zweck, der sich natürlich in der Regel gegen die jeweils regierende Dynastie richtet. Bei fast jeder politischen Umwälzung haben diese Gesellschaften, chinesisch hui, eine mehr oder minder große Rolle gespielt. Dann aber besitzen sie fast alle auch einen religiösen Charakter, der ihnen ein besonderes mystisches Ansehen und einen festeren Zusammenhalt verleiht. Die chinesische Regierung hat all diese Sekten stets unnachsichtlich verfolgt, was aber weder ihrer Zahl noch ihrer Ausdehnung Abbruch getan hat. Ein besonders trauriges Kapitel bilden die Verbindungen, die von den Geheimbünden zum Schaden des Reiches mit Vertretern fremder Religionen eingegangen worden sind, und die oft zu den schwersten Erschütterungen Chinas und zu heftigen Verfolgungen der ausländischen Bekenntnisse geführt haben. Wir werden bei Besprechung der religiösen Verhältnisse noch darauf zurückkommen.

Die öffentliche Wohltätigkeit, die durchweg von privater Seite geübt wird, spielt in China eine außerordentlich große Rolle. Es gibt zahllose Stiftungen aller Art, Findelhäuser, Kinderhorte, Blindenanstalten, Krankenhäuser, Altersheime, Asyle, Sparkassen, Tierschutzvereine, Rettungsgesellschaften, Feuerwehren; die meisten dieser Einrichtungen gehen auf ein sehr hohes Alter zurück. Der Buddhismus mit seinem caritativen Charakter hat viel zur Förderung dieses schönen Zuges beigetragen, doch hat er die Wohltätigkeit in China weder hervorgerufen noch auch monopolisiert. Sie wurzelt vielmehr gleich allen Erscheinungen des chinesischen Lebens tief in der kollektivistischen Gesellschaftsordnung.

c) Der Staat

Die älteste „Staatsform“ Chinas war die demokratische Stammesverfassung der Primitiven, der Fürsten und Herren nach der Überlieferung noch unbekannt waren. Aber schon früh entwickelte sich ein Häuptlingstum. Eine Gynäkokratie ist auch für die Zeit des Mutterrechtes nicht nachgewiesen, obgleich die Frauen

im Altertum am Staatsleben bedeutenden Anteil hatten und noch zu Anfang der Tschou-Zeit ein weiblicher Minister erwähnt wird. Die Oberhäupter der Clans und der Stammesverbände, auch der Herrscher des Reiches wurden ursprünglich vom Volke gewählt. Noch zu Anfang der Hia-Dynastie und vereinzelt sogar noch unter den Tschou erfolgte die Wahl des Königs durch die Gesamtheit, und ebenso ist das Recht des Volkes, einen mißliebigen Herrscher abzusetzen und einen neuen auf den Schild zu erheben, zweifellos ein Rest aus dieser Zeit. Auch die freie Wahl des Vorstehers der Dorfgemeinde, die ja wohl die älteste Familiensiedlung repräsentiert, durch die Dorfgenossen geht sicherlich hierauf zurück. Aber schon früh haben sich gewisse Regeln für die Nachfolge der Häuptlinge herausgebildet. Zuerst trat wohl der jeweils Älteste an die Spitze des Clans, wie dies noch der Fürstentitel poh anzeigt, der ursprünglich „der Weißhaarige“ bedeutet, wie unser Graf „der Grauhaarige“. Auch werden die Beamten allgemein die „Älteren“, schang, genannt. Neben dem Alter scheint aber auch der Besitz für eine bevorzugte Stellung von Bedeutung gewesen zu sein, wie der Fürstentitel kün, der Herdenbesitzer, anzeigt. Diese Einrichtungen haben wohl allmählich die Erblichkeit des Stammeshauptes herbeigeführt, die ursprünglich, dem mutterrechtlichen Erbgang gemäß, in weiblicher Linie erfolgte.

Die Macht des Stammeshäuptlings hat in China nie sehr weit gereicht, wenn auch die Macht des Familienvaters über seine Angehörigen mit dem Eintreten des Vaterrechtes absolut und nur durch das Gewohnheitsrecht beschränkt ist. Wir sind leider über die Ausbildung und Ausdehnung der fürstlichen Gewalt noch sehr wenig unterrichtet; insbesondere ist noch unklar, auf welche Weise sich die Zusammenfassung der Clans zu größeren Stämmen und der Stämme zum Reich vollzogen hat. Ebensowenig ist noch erklärt, wie die Entstehung der seit der Ts'in-Zeit abgeschafften Feudalaristokratie vor sich gegangen ist; aber die Landverleihungen und das damit verbundene Lehenswesen sind jedenfalls schon uralt; vielleicht nicht viel jünger als die Seßhaftigkeit überhaupt.

Der Keim aber, der den Untergang des aristokratischen Feudalreiches mit herbeiführen sollte, lag gleichfalls schon in der vorzeitlichen Entwicklung. Das war die Entstehung des Beamtentums. Hervorgegangen ist es jedenfalls aus dem Institut der Hofbeamten, die ja auch auf niederen Kulturstufen häufig schon eine erhebliche Rolle spielen. Noch unter den Tschou sind Hof- und Staatsbeamte nicht streng getrennt, und selbst in der Neuzeit gehen ihre Funktionen häufig genug ineinander über. Schon in einem der halbmythischen Bücher des Schu-king verteilt Schun Beamtenwürden an die Totems der chinesischen Urstämme, und bereits die ältesten

historischen Urkunden stellen China als einen vollendeten Beamtenstaat dar, in dem auch die Lehnsfürsten und die Häuptlinge der tributären Stämme Beamtencharakter tragen, der rückwirkend selbst den Göttern und Heroen der Mythen- und Sagenzeit aufgeprägt ist. Wie dann das Tschou-li für die Tschou und, da es größtenteils schon älter ist, auch für die vorhergehenden Dynastien zeigt, trägt das China des Altertums vollkommen bureaukratischen Charakter, und diesen hat es seit der Han-Zeit in immer stärkerem Maße ausgeprägt.

Bevor wir aber auf die Organisation des chinesischen Staates eingehen können, müssen wir zunächst sein Wesen erfassen. Der altchinesische Staat, wie er noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts bestand, war kein Nationalstaat im europäischen Sinne, sondern erhob Anspruch darauf, ein Weltreich in der weitesten Bedeutung des Wortes zu sein. Nach dem altchinesischen Weltbild, wie es das Yü-kung und später das Tschou-li theoretisch zeichnen, ist China der Mittelpunkt der Welt und der souveräne Kulturstaat par excellence, den nur tributpflichtige Barbarenvölker umgeben. Diese Auffassung wurde freilich berichtigt, als die Chinesen in der späteren Tschou-Zeit mit anderen Kulturvölkern in nähere Berührung kamen und erkannten, daß, wie Tschuang-tze sagt, „die Erde sich zur Welt verhält wie ein Haufen Steine zu einer großen Marsch, und China zur Erde wie ein Reiskörnchen zu einem Riesenspeicher". Aber verdrängt wurde die alte Anschauung dadurch keineswegs; wenn auch zur bloßen Theorie geworden, hat sie sich doch bis in die jüngste Zeit fast ungeschwächt behauptet und ist wohl auch heute noch nicht völlig verlassen. Nach der chinesischen Staatsidee ist also Reich und Welt eins; die ganze Erde ist das Machtbereich des Kaisers von China, ihre sämtlichen Bewohner sind seine Untertanen; die Chinesen aber sind die eigentlichen Träger der Kultur und haben nur als solche einen Vorrang. Wer die chinesische Kultur annimmt, ist ihnen gleichberechtigt, welcher Herkunft er auch sei. Daher ist den Chinesen jeder Nationalismus oder Rassendünkel unbekannt; wenn sich heute Spuren derartiger Vorurteile finden, so handelt es sich lediglich um das Nachsprechen abendländischer Ideen. Was man fälschlich so genannt hat, ist nichts wie Kulturstolz. Und dieser Kulturstolz, wie der mit ihm zusammenhängende staatsrechtliche Universalgedanke, war historisch durchaus begründet und wohlberechtigt; denn bis zum 19. Jahrhundert waren die Chinesen noch nie in die Lage gekommen, sich mit einer fremden gleichberechtigten Kultur auseinanderzusetzen. Sobald aber eine andere Zivilisation, die zwar keineswegs höher, wohl aber mächtiger war als die chinesische, sich Anerkennung erzwang, war der chinesische Universalismus nicht länger haltbar.

Diese Welt- und Staatsordnung, deren Wesen O. Franke der europäischen Öffentlichkeit zuerst klar auseinandergesetzt hat, galt den Chinesen als himmlisches Gesetz. Das ausführende Organ des Himmels ist das durch dessen Willen eingesetzte Staatsoberhaupt, der Kaiser. Sein chinesischer Titel Ti, der ursprünglich „Gott" bedeutet und anfangs wohl nur ein posthumer Titel war, und seine offiziellen Bezeichnungen Huang-ti „erhabene Gottheit" und T'ien-tze „Himmelssohn" umkleiden ihn mit überirdischem Schimmer; doch würde man sehr irren, wollte man daraus Schlüsse auf die Macht des Kaisers ziehen. Sie beziehen sich vielmehr auf das himmlische Mandat (t'ien-ming), den Willen des über allem waltenden sittlichen und natürlichen Gesetzes, kraft dessen der Monarch zur Regierung berufen wurde. Der Wille des Himmels aber ist identisch mit dem Willen des Volkes — eine aus demokratischer Urzeit überkommene Vorstellung. Solange der Kaiser seine Macht dem Volkswillen gemäß verwaltet, ist er vom Himmel beauftragt und anerkannt. Handelt er aber dauernd gegen die Wünsche und Interessen der Nation, so ist der Auftrag des Himmels erloschen, und das Volk hat das Recht, den Unwürdigen zu beseitigen und durch eine geeignetere Persönlichkeit zu ersetzen. Von diesem Rechte ist, wie die chinesische Geschichte zeigt, auch oft genug Gebrauch gemacht worden.

Hieraus ergibt sich, daß von einem fürstlichen Gottesgnadentum im alten europäischen Sinne in China keine Rede ist. Der Herrscher ist nach chinesischer Auffassung, wie sie Meng-tze am schärfsten formuliert hat, vielmehr das nebensächlichste Element im Staate, das Volk ist das wichtigste. Eine eigentliche dynastische Erbfolge und ein Legitimitätsprinzip gibt es in China nicht. Wenn auch seit Anfang der historischen Zeit die Thronfolge unter normalen Verhältnissen innerhalb der Familie des Fürsten verbleibt, so bestimmt doch der Kaiser selbst den Würdigsten unter seinen Verwandten zum Nachfolger. Aus dem Gesagten geht außerdem schon hervor, daß der Kaiser durchaus kein Chinese zu sein braucht, sondern irgendeinem ausländischen Volke angehören kann, das sich der chinesischen Kultur angeschlossen hat. Die vielen ausländischen Dynastien galten und gelten so gut als legitim wie die einheimischen, und niemals haben sich die Chinesen gegen ein Fürstenhaus deshalb erhoben, *weil* es fremder Herkunft war.

Vereinigt nun der Kaiser nominell auch die ganze Staatsgewalt in seiner Hand und besitzen alle übrigen Regierungsinstanzen nur beratende Stimme, so ist seine Herrschergewalt doch in Wirklichkeit durch die beständige Rücksichtnahme auf die Volksstimmung, zu der er gezwungen ist, außerordentlich beschränkt. Ebenso besitzt der Herrscher keine Machtmittel, mißliebige Anord-

nungen wirklich durchzuführen; auch ein Grund, der Reformen sehr erschwert und solche, deren Nutzen nicht allgemein einleuchtet, häufig geradezu unmöglich macht. Es ist also nur sehr bedingt richtig, China als eine absolute Monarchie zu bezeichnen. Eher trifft die Definition Ku Hung-ming's das Richtige, der China eine „konstitutionelle Monarchie ohne repräsentative Verfassung" nennt. Die politischen Befugnisse des Kaisers scheinen sich überhaupt erst verhältnismäßig spät herausgebildet zu haben. Ursprünglich besaß er, gleich einem primitiven Stammeshäuptling, wohl nur zwei Funktionen, die des höchsten Priesters und obersten Heerführers. Krieg und Opfer werden noch in der Tschou-Zeit als die beiden „großen Staatsangelegenheiten" bezeichnet.

Dem Kaiser stand als höchste beratende Instanz der Staatsrat zur Seite, der sich aus den verdienstvollsten Würdenträgern zusammensetzte. Die obersten Behörden waren wenigstens schon seit der Tschou-Zeit die sechs Ministerien für Verwaltung, Finanzen, Kultus, Krieg, Justiz und öffentliche Arbeiten. Indes ist die Regierung durchaus nicht so zentralisiert, wie man erwarten sollte. Vielmehr zeigt sich eine Nachwirkung des alten Feudalwesens in der weitgehenden Selbständigkeit, die die Provinzen in fast allen Angelegenheiten genießen. Ihre Generalgouverneure (Tsung-tu) und Gouverneure (Sün-fu) waren von den Ministerien so gut wie unabhängig und erhielten nur vom Kaiser selbst allgemeine Weisungen; in der ganzen Verwaltung, in militärischen, finanziellen und anderen Dingen regierten sie fast selbständig. Daher erklären sich Erscheinungen wie die erwähnten Vorfälle aus dem japanisch-chinesischen Krieg, wo mehrere Provinzen sich für neutral erklärten und der Zentralregierung ihre Unterstützung verweigerten. Die Verfassungsreformen der letzten Jahre haben diesen Übelständen abzuhelfen versucht, aber meist noch ohne rechten Erfolg, wie gerade jetzt die sich beständig wiederholenden „Unabhängigkeitserklärungen" und sonstigen Extratouren verschiedener Provinzen zeigen.

Die Provinzialgouverneure werden von mehreren hohen Beamten unterstützt, dem Provinzialschatzmeister, Fan-tai, dem Oberrichter, Nieh-tai, dem Intendanten der Salzverwaltung, Yen-yün-tau, und dem Intendanten der Kornkammern, Liang-tau. Seit 1903 ist dazu noch ein Provinzialschulrat, Ti-hioh-sze, getreten. Die Titel und Funktionen schwanken im übrigen nach den Provinzen und sind letzthin öfters verändert worden. Die Provinzen sind weiter in Präfekturen, Fu, eingeteilt, an deren Spitze ein Präfekt, Tau-tai oder Tschi-fu, steht. Die Fu zerfallen wieder in Hien, deren Oberhaupt Tschi-hien genannt wird. Daneben gibt es noch bevorrechtigte Magistraturen, Ting und Tschou, die unter besonderen Beamten stehen. Die Dörfer besitzen, wie erwähnt, weitgehende

Selbstverwaltung. Im letzten Jahrzehnt ist solche auch den Städten eingeräumt worden, und die Provinzen besitzen in den Provinziallandtagen jetzt gleichfalls eigene parlamentarische Vertretungen.

Die Staatseinnahmen, die jetzt etwa 300 Millionen Taels (rund 1 Milliarde Mark) jährlich betragen sollen, rekrutieren sich in erster Linie aus der Grundsteuer, die so alt ist wie das Grundeigentum selbst und teils in Geld, teils in Naturalien entrichtet wird. Wichtig ist sodann die Steuer auf den Bergbau, die vielleicht schon unter den Hia, jedenfalls unter den Tschou erhoben wurde. Ferner ist der Handel mit vielerlei Abgaben belastet. So entrichten die Makler und Leihhausbesitzer besondere Steuern; ebenso werden Marktsteuern erhoben, und in vielen Provinzen sind die Kaufleute überhaupt zu einer Gewerbesteuer verpflichtet. In Peking und einigen anderen Distrikten gibt es auch eine Ladensteuer. Ertragreich sind weiterhin die Inlandzölle, die an den Provinzgrenzen erhoben werden. Sie sind die Nachfolger des drückenden Zollsystems, das in der späteren Tschou-Zeit den Handel lahm legte und von Schi-huang-ti abgeschafft wurde, in milder Form aber seit der Han-Zeit wieder eingeführt wurde. Dazu kommen die Seezölle, die seit 1860 unter ausländischer Kontrolle stehen, das Li-kin, ein seit 1853 eingeführter besonderer Warenzoll, sodann eine Fischereisteuer, eine Mühlensteuer und einige ähnliche Sondersteuern. Endlich werden noch verschiedene Lebensmittel besonders besteuert, so das Salz, auf dem seit dem 7. vorchr. Jahrhundert eine von dem berühmten Staatsmann Kuan Tschung zuerst vorgeschlagene Monopolsteuer liegt, der Wein, den Han Wu-ti zuerst besteuerte, und der Tee, von dem seit 780 n. Chr. eine Steuer erhoben wird.

Die Finanzlage und Finanzwirtschaft Chinas ist, wie wir schon früher gesehen haben, nicht gerade glänzend, obgleich das Staatseinkommen, wie von sachkundiger Seite berechnet worden ist, allein durch entsprechende Verschärfung der Grundsteuer, sogar unter Verzicht auf die meisten anderen Abgaben, ganz erheblich vermehrt werden könnte. Aber zu schärferer Heranziehung des Grundbesitzes wird man sich wohl auch in China nicht entschließen können. Der wundeste Punkt der chinesischen Staatsverwaltung ist indes das Heerwesen.

Im alten China bestand das System der allgemeinen Wehrpflicht, das unter Han Wen-ti (179—156 v. Chr.) abgeschafft und durch stehende Heere ersetzt wurde, die aus Freiwilligen und Angehörigen erblicher Soldatenfamilien bestanden und hauptsächlich dem Grenzschutz dienten. Von dem verunglückten Versuch Wang Ngan-schih's im 11. Jahrhundert abgesehen sind zur Einführung der Wehrpflicht später keine Schritte mehr getan worden. Unter

den Mandschu waren Chinesen im allgemeinen vom Heeresdienst überhaupt ausgeschlossen; nur die Nachkommen jener Eingeborenen, die sich den Mandschu bei ihrem Einmarsch in China angeschlossen hatten, gehörten der Armee an, ebenso die Abkömmlinge der Mongolen, die damals mit ihnen gemeinsame Sache machten. Erst als die Mandschuarmee im T'ai-p'ing-Aufstand versagte, stellten einzelne Provinzialgouverneure eigene, aus chinesischen Freiwilligen gebildete Truppen ins Feld, die auch mit den T'ai-p'ing und den anderen Aufständischen fertig wurden. In den folgenden Jahrzehnten wurde für den Ausbau dieser Provinzialarmeen viel Sorge getragen; man legte Arsenale und Offiziersschulen an, kaufte von europäischen Ländern Geschütze und Kriegsschiffe, ließ fremde Instrukteure zur Ausbildung der Offiziere und Soldaten kommen — doch scheint dabei vieles nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein; denn im Kriege mit Japan unterlagen die chinesischen Truppen vollkommen. Nun wurden, namentlich seit dem nationalen Unglück von 1900, die Heeresreformen mit verdoppeltem Eifer betrieben; insbesondere strebte man die Schaffung einer einheitlichen Armee aus den Provinzheeren an, obgleich die Pekinger Regierung von der Existenz eines schlagfertigen Heeres ernste Gefahren für die Dynastie befürchtete — Vorahnungen, die sich während der Revolution nur zu gut bestätigt haben. 1903 wurde ein besonderes Amt für die Ausbildung und Vereinheitlichung des Heeres geschaffen; 1906 trat ein modern gestaltetes Kriegsministerium an dessen Stelle. Seit 1910 begann man schon, die Provinzialkontingente dem Ministerium direkt zu unterstellen. Seither haben indes die allgemeine Verwirrung im Reiche, die finanziellen Schwierigkeiten und die Abneigung weiter Bevölkerungskreise den Heeresreformen ernsthafte Schwierigkeiten entgegengestellt; auch haben ausländische Mächte, die natürlich an der Hintertreibung gerade dieser Reform das größte Interesse besitzen, mit Erfolg dagegen zu intrigieren verstanden.

Das chinesische Recht ist bis heute im wesentlichen Gewohnheitsrecht geblieben; erst in den letzten Jahren ist man dazu übergegangen, einzelne Teile, wie das Handelsrecht, schriftlich zu fixieren. Kodifiziert war bisher nur das Strafrecht. Schon die Dynastien Hia, Schang und Tschou besaßen Strafgesetzbücher, die ursprünglich auf bronzene Dreifüße gegossen waren; leider sind sie uns nicht mehr erhalten. Im übrigen sind vom alten Recht fast nur Strafen bekannt. Die Todesstrafe wurde ziemlich häufig vollstreckt; neben den üblichen Hinrichtungsmethoden durch Köpfen und Erdrosseln gab es auch schlimmere, das Zerreißen zwischen Wagen, Verbrennen, Zersägen und Einkochen. Vornehme Verbrecher hatten wie bis zur Gegenwart das Vorrecht, sich selbst mit einer ihnen vom Fürsten zugesandten seidenen Schnur oder durch Gift das

Leben nehmen zu dürfen. Ferner gab es Körperstrafen durch Verstümmlung, nämlich Brandmarkung, Abschneiden der Nase, Ohren, Hände und Füße, und Kastrierung. Diese grausamen Strafen wurden von Han Wen-ti (179—156 v. Chr.) abgeschafft; nur die Kastration wurde erst unter den Sui (581 n. Chr.) beseitigt. Die Todesstrafe bestand seither noch in zwei Formen, dem leichteren Tode durch den Strang und dem schwereren durch Enthauptung. Für besonders schwere Verbrechen, wie Elternmord und Hochverrat, existierte außerdem bis zur Justizreform von 1905 noch die Strafe des Zersägens. Dagegen haben die grausigen Strafen der Kreuzigung, des Zermalmens zwischen Mühlsteinen u. dgl., von denen man zuweilen liest, in Wirklichkeit nie existiert; sie sind den Chinesen, wie so vieles, lediglich böswillig angedichtet worden. Die seit jeher bestehende Prügelstrafe, das für Diebe übliche Tragen des K'ang, eines schweren Halsblockes, und die in Prügeln und Daumenschrauben bestehende Folter sind bei der Justizreform von 1905 abgeschafft worden. Dagegen ist die gleichfalls den ältesten Zeiten entstammende Verbannung in andere Distrikte oder an die Reichsgrenzen, die für den mit Heimat und Familie eng verwachsenen Chinesen besonders schmerzlich ist, bestehen geblieben. Gefängnisstrafe gibt es nicht, die Gefängnisse dienen nur zur Untersuchungshaft. Die erwähnte Justizreform hat auch in der Justizverwaltung durchgreifende Änderungen herbeigeführt. Bisher waren Rechtsprechung und Verwaltung nicht getrennt, was in praxi natürlich zu vielen Mißbräuchen führte. Insbesondere hat der in einer kollektivistischen Gesellschaftsordnung allerdings beinahe selbstverständliche Grundsatz der chinesischen Strafrechtspflege, daß für das Verbrechen eines einzelnen seine Familie bezw. sein Clan mitverantwortlich ist, Bestechung und Erpressung weitgehend begünstigt. Die neuen Maßnahmen trennten die Justizbehörden von den Verwaltungsbehörden und wiesen dem alten Hing-pu (eigentlich Strafministerium), das nun Fah-pu, Gesetzministerium, genannt wurde, nur die Justizverwaltung zu, während für die Rechtsprechung ein besonderer oberster Gerichtshof mit unteren Gerichtshöfen eingerichtet wurde. Doch ist das neue System bisher nur unvollkommen durchgeführt worden. Die Fremden unterstehen nur der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln, ein im 19. Jahrhundert von den europäischen Mächten erzwungenes System, das natürlich zahllose Mißbräuche im Gefolge hat und dessen Abschaffung eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung des chinesischen Staates bildet. Es wird zu den ersten Aufgaben eines erstarkten China gehören, die Aufhebung dieser früher auch in anderen asiatischen Ländern bestehenden entwürdigenden Einrichtung zu erzwingen, wie sie Japan schon 1899 und die Türkei vor einigen Jahren durchsetzte.

Ein staatliches Schulwesen existierte in China bisher nicht. Zwar gab es schon in der Tschou-Zeit öffentliche Hochschulen, die in letzter Linie wohl noch auf die Einrichtungen der Männerbünde zurückgehen, und aus allerlei Andeutungen scheint sich zu ergeben, daß das Schulwesen bereits im Altertum recht gut organisiert und die Volksbildung schon damals vielleicht ebenso allgemein war wie heutzutage. Aber meist scheint es sich doch um Privateinrichtungen gehandelt zu haben; denn noch bis in die letzten Jahre war das Schulwesen fast ganz privater Initiative überlassen. Nur das bis in die Han-Periode zurückreichende und seit der T'ang-Zeit ausgebildete Examenwesen war staatlich. Es bestanden drei akademische Grade, der Siu-ts'ai, Ku-jen und Tsin-schi; als vierte und höchste akademische Würde kam dazu der Rang des Han-lin, der die Mitgliedschaft der obersten literarischen Reichsbehörde, der Han-lin-Akademie, verlieh. Ausschließlich das Bestehen dieser Prüfungen berechtigte zum Eintritt in den Staatsdienst; die niederen Grade verliehen Zutritt zu untergeordneten Ämtern, während die oberen die Anwartschaft auch auf die höchsten Staatsstellen eröffneten. Gegenstände der Prüfungen waren lediglich die nationale Literatur und Geschichte, in denen allerdings außerordentlich gründliche Kenntnisse verlangt wurden. Diese ausschließlich wissenschaftliche Vorbereitung auf die Beamtenlaufbahn war vollkommen berechtigt und erfolgreich, so lange China allein auf sich selbst gestellt war und sich nach eigenen Prinzipien regieren konnte; sie reichte aber nicht mehr zu, sobald das Reich sich genötigt sah, sich seiner ausländischen Gegner zu erwehren und sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. 1903 wurde ein Unterrichtsministerium, das Hioh-pu, begründet, das für die Gestaltung eines zeitgemäßen Unterrichtswesens zu sorgen hatte. Da aber das alte Prüfungswesen nach wie vor maßgebend blieb, so zog es natürlich auch weiterhin alle strebsamen Kräfte in sein Bereich und machte die Reformen so gut wie wirkungslos. 1905 entschloß man sich daher zu einem radikalen Schritt und schaffte das alte Prüfungssystem gänzlich ab; an Stelle der alten lediglich literarischen Bildung sollte Fachbildung nach europäischem Muster treten. Ob dieses umstürzende Vorgehen freilich gerade das Richtige getroffen hat, bleibt eine Frage. Bisher hat die Reform nur ähnliche, aber weit schlimmere Wirkungen gezeitigt wie seinerzeit die Reform unseres Gymnasialwesens. An Stelle der alten Bildung, die zwar einseitig, aber solid war, ist oberflächliches Halb- und Vielwissen getreten, das in keiner Weise einen Ersatz für jene bietet. Das neue Schulwesen zeigt die schwersten Mängel, zumal da man gewöhnlich mit der Errichtung von Hoch- und Fachschulen begann, ohne zunächst durch Organisation des Volksschulwesens den Boden für diese zu bereiten. Seit

die Regierung den unbegreiflichen Schritt getan hat, die Han-lin-Akademie aufzuheben, ist es noch schlimmer geworden. Man wird sich doch wohl entschließen müssen, wieder ein geordnetes System von Prüfungen und akademischen Graden einzuführen, wenn auch die Rückkehr zur alten Art natürlich unmöglich ist.

Schon die Reform des Prüfungswesens ließ erkennen, daß China sich aus seiner bisherigen exklusiven Stellung begeben und den Gedanken des Universalstaates verlassen hatte. Klarer noch trat dies in den Veränderungen zutage, die seine auswärtige Politik erfuhr. Seit alters hatte China, das ja unmittelbar stets nur mit kulturell tieferstehenden Nationen zu tun gehabt hatte und die fremden Kulturvölker, Inder und Perser, Griechen und Araber nur aus der Ferne kennen lernte, wie oben gesagt eine gewisse Suprematie über die ganze Welt in Anspruch genommen und die fremden Völker gewissermaßen als Tributbringer betrachtet. Das Kolonialamt, Li-fan-yüan, war daher ursprünglich für den Verkehr mit Ausländern zuständig. Aber die schweren Ereignisse des 19. Jahrhunderts schlugen Bresche in diese Auffassung; seit 1861 sah China sich genötigt, fremde Gesandte in seiner Hauptstadt zu dulden und bald darauf auch eigne Geschäftsträger zur Wahrung seiner Interessen ins Ausland zu entsenden. Auch wurde ein eigenes Auswärtiges Amt, das Tsung-li-ya-men, für den Verkehr mit den fremden Mächten errichtet. 1901 wurde dieses in ein eigenes Ministerium für auswärtige Angelegenheiten, das Wai-wu-pu, umgewandelt. Mit diesem Schritt, der die fremden Mächte als gleichberechtigt anerkannte, hatte China endgültig auf seine bevorrechtigte Stellung verzichtet. Das Kolonialamt wurde 1907 gleichfalls in ein Ministerium, das Li-fan-pu, umgewandelt. Seit 1903 besteht auch ein Handelsministerium, das Schang-pu.

Die Errichtung der Republik scheint nun einen noch tieferen Bruch mit der Vergangenheit zu bedeuten als alles vorher Geschehene. Ist dem aber wirklich so? Ist die Republik nicht vielleicht gerade die letzte Konsequenz aus den staatsrechtlichen Grundsätzen K'ung-tze's und Meng-tze's, die das Volk als den entscheidenden Faktor im Staatsleben betrachten und sein Selbstbestimmungsrecht über die Regierung fordern? Man mag darüber verschiedener Meinung sein; daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Einführung der republikanischen Staatsform einen sehr voreiligen Schritt bedeutete. Und das haben wohl auch die einsichtigeren Kreise Chinas selbst erkannt und in der Ausgestaltung der republikanischen Verfassung zu reparieren gesucht. Die Stellung des Präsidenten, in dessen Händen die gesamte Verfassungsgewalt liegt, der seine Minister, Beamten und Offiziere nach Gutdünken ernennt und entläßt, der über Heer und Finanzen verfügt und der Volks-

vertretung gegenüber die weitgehendsten Machtbefugnisse hat, unterscheidet sich von der eines Monarchen eigentlich nur noch dem Namen nach. Und wenn der Präsident, wie Yüan Schi-k'ai das für seine Person schon durchgesetzt hatte, dazu auf Lebenszeit gewählt wird, so sieht man kaum, worin da noch ein Unterschied von dem Wahlkaisertum des Altertums besteht. Insofern könnte man wirklich sagen, daß China zu den Bahnen des Altertums zurückgekehrt sei, freilich zu einem Altertum, das lange vor Konfuzius und den Idealzuständen der Tschoudynastie liegt. Der eigentliche Unterschied gegen früher liegt vielmehr in andrer Richtung; die Republik hat die Bahnen des Weltstaates verlassen und sich in die Schranken eines Nationalstaates begeben. Wohl sind die chauvinistischen Anwandlungen einzelner republikanischer Führer, die z. B. die Mandschu als ausländische Dynastie verjagen wollten, vereinzelte Erscheinungen geblieben; derlei nationalistische Exzesse sind nur ein Nachsprechen europäisch-amerikanischer Phrasen und haben in der chinesischen Gedankensphäre keinen Platz. Aber nichtsdestoweniger hat der schon in den letzten Jahren des Kaiserreichs aufgekeimte Gedanke des Patriotismus im ausländischen Sinne immer tiefere Wurzeln geschlagen. Und doch, hat China wirklich so völlig auf seine alten Ideale verzichtet? Man betrachte einmal die Fahne der Republik. Ihre fünf Farben sind, andrer Symbolik unbeschadet, die Farben der fünf Weltgegenden, ein Bild der ganzen Erde. Ist das nicht wie ein Symbol, daß China, wenn es gleich vorläufig notgedrungen darauf verzichtet, auch weiterhin Anspruch auf die Weltherrschaft erhebt? Aber wird es ihn, wenn einmal die Zeit dazu gekommen ist, wohl noch in der alten friedlichen Weise durch die Kraft seiner Zivilisation geltend zu machen suchen, und nicht eher mit den ihm aufgezwungenen Waffen des europäischen Imperialismus?

3. Die materielle Kultur

a) Die Wohnung

Die ältesten Behausungen der Chinesen waren im Winter natürliche Löß- und Felsenhöhlen, im Sommer Reisignester auf Bäumen, wie sie sich noch bei einigen hinterindischen Stämmen finden. Die Nachkommen der letzteren sind vielleicht die südchinesischen Pfahlbauten, während sich aus der Erdhöhle zunächst die backofenförmige runde Lehmhütte entwickelt hat, sozusagen eine freistehende Höhle, wie sie z. B. in Schan-si noch vorkommt. Auf das runde Lehmhaus ist dann wie anderwärts das viereckige Holzgebäude gefolgt. Dessen ursprüngliche Form hat das übliche

chinesische Haus noch heute bewahrt; es besteht eigentlich nur in dem von runden Säulen — an Stelle der ursprünglichen Baumstämme — getragenen Dach; die vier Wände sind, wie das lehmbeworfene Geflecht der Urhütte, einfach zwischen die freistehenden, aus ihnen hervorragenden Pfeiler geschoben. Auch die unabänderliche Orientierung der Tür nach Süden hat das chinesische Haus noch mit der urzeitlichen Wohnhöhle gemein, deren Eingang ja gleichfalls stets von der kalten Himmelsrichtung abgewandt liegt.

Das moderne chinesische Haus, in dessen Baustil zwischen Nord- und Südchina allerlei kleine Unterschiede obwalten, ruht auf einem aufgemauerten, nur ausnahmweise unterkellerten Fundament und ist in der Regel einstöckig, wie das bei Holzarchitektur der Fall zu sein pflegt. Zwar sind in den Städten zweistöckige Häuser nicht selten, doch verrät schon die ungeschickte Anlage der Treppen, daß es sich hier um etwas Ungewohntes handelt. Bei Palästen sind freilich mehrstöckige Gebäude schon auf Skulpturen der Han-Zeit dargestellt und wahrscheinlich noch viel älter. Der imposanteste Teil des Gebäudes ist das Dach; es ist eine schwere massive Struktur aus gestampfter Erde, so daß altersschwache und schlecht gebaute Häuser zuweilen seinem Gewicht erliegen. Mit grauen oder buntglasierten Ziegeln gedeckt, oft mit hübschen Dachreitern gekrönt und — besonders im Süden — mit weit ausgeschweiften Ecken verziert macht es einen sehr gefälligen Eindruck. Die Genesis dieser Dachform ist noch nicht recht aufgeklärt; vielleicht sind die geschweiften Ecken, ähnlich wie bei norwegischen und birmanischen Bauten, aus Tierfiguren hervorgegangen. Die Theorie von Paléologue, der das chinesische Dach aus dem Nomadenzelt ableiten wollte, ist jedenfalls nicht haltbar; denn einmal besitzt das nordasiatische Nomadenzelt keine ausladende Ecken; dann aber haben die Chinesen augenscheinlich niemals in Zelten gelebt — obwohl sie natürlich Kriegszelte u. dgl. gekannt haben — sondern auch zur Nomadenzeit stets auf ihren höhlenartigen Wagen gehaust.

Die Wohnung eines wohlhabenden Chinesen bildet, auch in den Städten, ein großes Gehöft, das von einer Mauer umschlossen ist und aus vier bis sechs hintereinander gelegenen Höfen besteht, um welche die einzelnen Häuser gruppiert sind. Von außen bietet ein solches Anwesen nichts Bemerkenswertes; den Durchblick durch den Eingang verhindert die sog. Geistermauer, die ihn zum Schutz gegen böse Geister in seiner ganzen Breite versperrt. Innen liegt im ersten Hof neben dem Tor das Pförtnerhäuschen, im zweiten Hof die Empfangshalle für Besucher. Der dritte Hof enthält das größte, gewöhnlich noch mit Anbauten (Ohrhäusern, erh-fang) versehene Gebäude, das dem Hausherrn als Wohnung dient, während im vierten Hof die Gemächer der Damen liegen. In den Seiten-

häusern der Höfe pflegen verheiratete Söhne und andre Verwandte des Hauses zu wohnen. Der fünfte Hof enthält die Küche und die Wohnungen der Dienerschaft, der sechste Stallungen und Magazine.

Das Innere eines Hauses ist durch auswechselbare Zwischenwände, die in wohlhabenden Häusern mit reicher Schnitzerei geschmückt sind, in gewöhnlich drei Zimmer (eig. Zwischenräume, kien) geteilt. Vor dem Hause befindet sich eine gedeckte, säulengetragene Veranda, zu der eine Treppe mit einer ungeraden Zahl von Stufen — eine gerade Zahl würde Unglück bringen — hinaufführt. In der Mitte der Fassade befindet sich die Tür, die, wie eine europäische, in Angeln hängt, oft auch durch einen Vorhang ersetzt wird. Den Rest der Hausfront nehmen die Fenster ein; sie bestehen meist aus Papier, das über kunstvoll geschnitzte Rahmen gespannt ist; dazwischen sind häufig einzelne Glasscheiben eingesetzt. Der Fußboden besteht in armen Häusern nur aus gestampften Lehm; in besseren ist er mit Ziegeln oder Steinfliesen, seltener mit Holzdielen belegt. Darüber sind Binsenmatten, in reicheren Wohnungen Felle und oft sehr schön gewirkte Teppiche gebreitet. Die Wände sind tapeziert oder mit bemalter Holztäfelung bekleidet; in ärmeren Wohnungen häufig auch kahl. Eine eigentliche Zimmerdecke fehlt oft, so daß man ins Dach hineinblickt; ist sie vorhanden, so pflegt sie tapeziert zu sein; reiche Häuser haben auch schön kassettierte und bemalte Zimmerdecken. Die Heizung besorgt der sogenannte K'ang, ein der Tür gegenüber aufgemauertes Ofenbett aus Ziegelsteinen, das innen von Hohlräumen durchzogen ist und mit Steinkohle, meist mit Briketts, geheizt wird. Manche Häuser haben auch Zentralheizung, das ganze Fundament ist dann von solchen Leitungswegen erfüllt und kann vollständig geheizt werden. Außerdem hat man kleine tragbare Zimmeröfen, die auch zum Kochen dienen, ihre Heizfunktionen aber nur sehr unvollkommen erfüllen. Die Beleuchtung geschieht durch Laternen aus Glas oder Papier, durch Kerzen und kleine Öllampen von römischer Form. Europäische Petroleumlampen, die jedoch meist schon im Lande selbst hergestellt werden und chinesische Formen und Ornamentik anzunehmen beginnen, treten jetzt mehr und mehr an die Stelle der alten Lampen, und in den Hafenstädten wie auch in der Residenz ist elektrisches Licht längst nicht mehr unbekannt.

Möbel fehlten ursprünglich dem chinesischen, wie heute noch dem koreanischen und japanischen Hause; man saß auf Matten und lehnte sich an eine Stützbank. Stuhl und Sessel wurden, wie Laufer aus zeitgenössischen Quellen nachgewiesen hat, erst im 2. nachchristlichen Jahrhundert durch Turkvölker aus Kleinasien

nach China gebracht, gehen also mit den europäischen Möbeln auf eine Quelle zurück. Sie haben dann den Anlaß zur Entstehung der Tische, Schränke und andrer Möbel gegeben, die in reichen Häusern oft aus prachtvollem Ebenholz hergestellt sind, meist freilich aus einfacherem Material bestehen. Nur die Bettstelle ist nach Ausweis der Schrift in China ureinheimisch; sie ist aber nur in Mittel- und Südchina gebräuchlich, während man im Norden auf dem K'ang schläft. Das Bettzeug besteht aus Decken; der Kopf ruht auf einem Kissen, das manchmal ein Loch für das Ohr besitzt; oft wird statt dessen eine Nackenstütze benutzt, besonders von Frauen, die ihre kunstvolle Frisur schonen wollen. Der Chinese schläft in einem kurzen Nachtgewand oder auch ohne alle Kleidung; die Kleider werden in Truhen aufbewahrt. Ein des Nachts unentbehrliches Geschirr, das oft hochkünstlerische Form besitzt, darf natürlich auch nicht fehlen; doch wird es keineswegs, wie man zuweilen zu lesen bekommt, als Kopfkissen benutzt. Rollbilder und paarweise aufgehängte Spruchrollen, sog. Tui-tze („Gegenstücke") an den Wänden, schönbemalte Porzellanvasen, kunstvoll geschnitzte Blumentische, die im Sommer als Eiskühler dienen, Gefäße mit Goldfischen und Käfige mit Singvögeln, Musikinstrumente, europäische Rokokouhren, seltsam gestaltete Wurzeln und Steine und allerlei Nippsachen aus Stein, Bronze, Holz und Elfenbein vervollständigen das Bild einer guten chinesischen Wohnung, das den Europäer ganz heimisch anmutet, zumal wenn er die leeren Häuser andrer Asiaten kennen gelernt hat. Freilich ist die Ausstattung eines chinesischen Hauses meist unvergleichlich geschmackvoller als die einer europäischen Durchschnittswohnung. Nur eins befremdet uns sehr häufig: auf Sauberkeit wird gar wenig Wert gelegt. Aber das geschieht nicht so sehr aus Faulheit oder Unachtsamkeit als aus einem andern Grunde: der Schmutz im Hause gilt nämlich als glückbringend und wird darum ungern entfernt.

Die Höfe des Hauses sind meist mit schönen Gartenanlagen geschmückt, die stimmungsvoll angelegt und gut gehalten sind und oft auf kleinem Raume ein vollständiges Landschaftsbild sehen lassen. Die chinesische Gartenkunst ist übrigens das Vorbild der englischen Landschaftsgärtnerei des 18. Jahrhunderts und damit auch unsrer modernen Gartenanlagen geworden.

b) Die Kleidung

Soweit wir über die Kleidung des Urchinesen orientiert sind, bestand sie ursprünglich aus Tierfellen und Blätterkleidern, an deren Stelle allmählich gewebte Stoffe traten. Die älteste eigentliche Tracht war ein Ärmelgewand, das mit Hefteln geschlossen wurde und von einem Ledergürtel zusammengehalten war. Dazu kamen

Schuhe und Strümpfe und beim Manne die Mütze; im übrigen war die Kleidung im Prinzip bei beiden Geschlechtern immer dieselbe. Die spätere Entwicklung der Tracht bleibt im einzelnen noch zu verfolgen; gegen Ende der Tschou-Zeit haben tartarische Einflüsse sie verändert, so wurden damals die hohen Stiefel aus Leder oder Filz übernommen und die weiten Ärmel verengt. Die Hoftracht der T'ang-Zeit ist in Japan erhalten geblieben; sie bestand im wesentlichen in einem langen, weiten, vorn offenen Gewand, das ein breiter Gürtel umgab. Die Tracht der Ming-Zeit, die wieder enger war und aus Oberkleid und Hose bestand, hat sich in Korea erhalten. Die Mandschu führten seit 1644 ihre eigene Tracht ein, die zum Unterschied von der älteren, vorn offenen Gewandung seitlich geschlossen wird. Als Unterkleidung werden, meist nur von Wohlhabenden, von Kettchen zusammengehaltene Hemden getragen, darüber eine kurze Jacke und ein aus getrennten Hosenbeinen bestehendes Beinkleid, dazu weiße Strümpfe und Schuhe oder Stiefel aus Filz oder Leder. Hierüber trägt man ein langes, oft reichgesticktes Obergewand und über diesem ein kurzes, ärmelloses, westenartiges Kleidungsstück. Den Kopf bedeckt beim Manne ein schwarzes Käppchen; die Frauen kennen keine Kopfbedeckung außer der nur bei der Hochzeit getragenen Brautkrone. Die arbeitenden Klassen tragen im Sommer nur kurze Beinkleider, im Winter noch eine Jacke und einen Überrock aus Lammfell; ihre Kinder gehen bis zum 6. oder 7. Jahre nackt. Für den Bauern sind Strohhut, Strohmantel und Strohsandalen charakteristisch. Die Winterkleidung der wohlhabenden Stände besteht aus wattierten Kleidern, pelzgefütterten Samtstoffen und oft sehr kostbaren Pelzen. Beim Ausgehen zieht man zur kalten Jahreszeit außerdem eine ganze Reihe von Kostümen übereinander an und trägt gestickte Ohrwärmer. Bei Regenwetter, bei dem der Chinese allerdings sehr ungern ausgeht, trägt man Schuhe mit hohen Sohlen und Absätzen, Überschuhe aus Leder und einen Schirm aus Ölzeug. Die gewöhnlichen Kleidungsstoffe sind Hanf und Baumwolle, in den besseren Ständen Seide. Die Farbe ist beim Volke in der Regel blau, während die Kleidung des wohlhabenden Bürgers sich durch reiche und geschmackvolle Zusammenstellung bunter Farben auszeichnet.

Die altchinesische Haartracht bestand in einem Haarknoten, über dem ein Käppchen getragen wurde. Sie findet sich heute nur noch bei tauistischen Mönchen. Die Mandschu führten seit 1644 die mongolisch-tungusische Haartracht ein, bei der der Vorderkopf kahlgeschoren und das Haar des Hinterkopfes in einen Zopf zusammengeflochten wird. Seit dem Sturz der Ts'ingdynastie beginnt diese Sitte, die übrigens auf die Männer beschränkt war, wieder zu erlöschen. Die Frauen tragen kunstvolle, gewöhnlich durch

Unterlagen stark unterstützte Frisuren, die bei Chinesinnen und Mandschurinnen ganz verschieden sind; bei ersteren haben sie mehr die Form eines Schuhes, bei letzteren die einer großen Haarschleife. Junge Mädchen flechten die Haare in Zöpfe; Kinder haben den Kopf bis auf drei oder vier mit roten Seidenbändchen durchflochtene Zöpfchen glattrasiert.

Die Chinesinnen tragen viel Haarschmuck, der bei Damen der Gesellschaft aus Gold und Silber, bei armen Frauen aus Imitationen besteht. Dazu tragen sie Haarkämme, Blumen, die im Sommer natürlich, im Winter künstlich aus Papier und Seide hergestellt sind, und Schmuckstücke aus blauen Eisvogelfedern. Ferner werden Halsketten, oft mit Amuletten behängt, Ohrringe, Fingerringe und Armbänder getragen; auch Männer legen manchmal solchen Schmuck an. Arbeiter tragen ganz vereinzelt sogar Nasenringe. Die Fingernägel läßt man gern lang wachsen und schützt sie durch silberne Futterale. Zur Vervollständigung gehört sodann noch das meist seidene Taschentuch und der von beiden Geschlechtern aller Stände gebrauchte Fächer. Das natürliche Vorbild des einfachen Fächers ist der Adlerflügel, für seine südchinesischen Abarten wohl auch das Palmblatt gewesen, während der Klappfächer eine Nachahmung des Fledermausflügels sein soll.

Die prunkvollsten Trachten waren die Amtsgewänder der Mandarine [1]), die in allen Einzelheiten dem Rang nach genau bestimmt waren und nun gleich den Amtsmützen und Rangknöpfen und den Dekorationen der Pfauenfeder und gelben Jacke unter der Republik leider zum größten Teil verschwunden sind. Die europäische Tracht, zu der gewisse Kreise nach der Revolution stark hinneigten, dürfte sich indes ebensowenig einbürgern wie in Japan, da sie nicht nur für das Klima höchst unpraktisch und gesundheitsschädlich, sondern auch häßlich und nach chinesischen Begriffen unanständig ist.

Die eigenartige Sitte der chinesischen Frauen, sich die Füße von früher Jugend an durch festes Binden zu verkrüppeln, ist schon viel besprochen worden. Sie ist nicht sehr alt, sondern erst unter den T'ang aufgekommen. Die europäischen Erklärungsversuche, die Männer wünschten die Frauen hierdurch ans Haus zu fesseln oder Fettleibigkeit bei ihnen zu erzielen, sind haltlos; der erste, weil die verschnürten Füße die Bewegungsfreiheit fast gar nicht einschränken, der zweite, weil die Chinesen Fettleibigkeit bei Frauen durchaus für unschön halten und schlanke Figuren bevorzugen. Die chinesische Angabe, die das Fußbinden auf den individuellen Geschmack einer

1) Der europäische Ausdruck für einen chinesischen Beamten, von sanskr. mantrin, Ratgeber. Die chinesische Bezeichnung ist kuan.

kaiserlichen Favoritin zurückführt, dürfte zur Erklärung gleichfalls nicht genügen, obschon sie ja als Einzeltatsache zutreffen mag. Wahrscheinlich trifft die Vermutung von Stratz das Richtige, der in dieser Sitte lediglich die raffinierte Verfeinerung einer ja auch in Europa allgemein verbreiteten Geschmacksrichtung erblickt, die den Frauenfuß für um so schöner erachtet, je kleiner er ist. Die vielen Angriffe, die in China seit alters, sogar vom Throne aus, gegen diese Sitte gerichtet worden sind, haben bisher nicht viel mehr Erfolg gehabt als die europäischen Feldzüge gegen das Korsett. Weitere Eingriffe in den Körper betreiben Chinesen und Chinesinnen nicht. Tätowierung war im alten Südchina bekannt; für den Norden ist sie außer als Strafe nicht nachgewiesen. Jedoch ist sie jetzt längst überall abgekommen und höchstens einmal bei Chinesen niederer Stände, die im Ausland leben, zu bemerken.

Die Körperpflege beschränkt sich wie bei uns meist auf die oberen Klassen, die in ihren Häusern schon im Altertum eigene Baderäume hatten. Im Volke legt man auf Waschen und Baden nicht viel Wert; mehr schon auf die Zahnpflege, die mit einem hölzernen, am Ende in feine Fasern zerspaltenen Stäbchen geübt wird, und auf das Rasieren, das von zahlreichen Barbieren vielfach auf offener Straße vorgenommen wird. Einen Bart läßt sich der Chinese erst nach dem vierzigsten Lebensjahre stehen — vielleicht ein Rest aus der Periode der Altersklassen? — pflegt aber dann das seltene Gewächs mit größter Sorgfalt. Schminke und Puder verbraucht die chinesische Dame von Welt mindestens ebensoviel wie ihre europäische Schwester.

c) Die Nahrung.

In der ältesten, feuerlosen Zeit bestand die Nahrung der Chinesen, wie das Opferritual noch erkennen läßt, in rohem Fleisch, das mit Blut und Haaren verschlungen wurde, und in ebensowenig zubereiteter Pflanzenkost, zu der als Getränk nur das Wasser kam. Als man das Feuer kennen gelernt hatte, kam auch die Küchenkunst auf, und ihre Ausübung geschah, gleich der Beschaffung der Speise, nach Geschlechtern getrennt. Der Mann besorgte das Braten, Backen und Rösten des Fleisches, die Frau dagegen die Zubereitung der Feldfrüchte. Die eigentliche Kochkunst, die erst einer späteren Zeit angehört, auch das Kochen der Fleischgerichte, ist dagegen Erfindung und Sache der Frau, ebenso wohl auch die Zubereitung des Getreideweines.

Diese Vorstufen, die uns die auch hier wieder durch das Ritual als durchaus getreu bestätigte Tradition aufbewahrt hat, sind aber schon in frühgeschichtlicher Zeit zu einer hochausgebildeten und auch demgemäß eingeschätzten Kochkunst entwickelt. Die hohe Achtung,

die die Kochkunst bereits im Altertum genoß, zeigen schon Geschichten wie die wohl nicht allen historischen Hintergrundes entbehrende Anekdote von I-yin, der es durch seine Kochkunst zum Minister des ersten Schangkönigs brachte; ferner spricht dafür die hohe Stellung, die das Küchenressort im Tschou-li einnimmt. Aber nicht minder bezeichnend dafür sind Anschauungen wie der Ausspruch Kuan-tze's (7. Jahrhundert v. Chr.): „Das Essen ist des Volkes Himmelreich", oder das nicht minder wahre Wort im Tso-tschuan (6. Jahrhundert v. Chr.): „Nur beim Essen vergißt man den Kummer"; ebenso die gelegentlichen Beschreibungen von Gelagen aus dem Altertum, wie sie z. B. der Dichter Sung Yüh (um 290 v. Chr.) in seinem „Zurückwinken der Seele" (Tschau-hun) in liebevoller Ausführlichkeit bietet. So macht auch die chinesische Küche von heute ihrer ruhmreicheu Geschichte noch alle Ehre, und es ist nicht zu verstehen, wie in Europa so unglaublich unsinnige Meinungen darüber verbreitet sein können. Von allen haltlosen Vorurteilen, die man gegen die chinesische Kultur hegt, ist mir keines rätselhafter als das gegen die chinesische Küche, das natürlich, wie die übrigen, nur auf gänzlich verlogenen Reiseberichten fußt. Ich kann wenigstens nicht behaupten, irgendwo besser gegessen zu haben als in China, und glaube, daß niemand, der die chinesische Küche aus eigener Anschauung kennt, sich bedenken wird, sie der französischen als ebenbürtig zu bezeichnen.

Die chinesische Küche ist keineswegs, wie gewöhnlich geglaubt wird, überwiegend vegetarisch; vielmehr wird in allen Bevölkerungsschichten recht viel Fleisch gegessen. Es wäre ja auch für die schwer und intensiv arbeitenden Bauern und Arbeiter physisch fast unmöglich, ohne Fleischgenuß auszukommen. Doch haben sich die Fleischgerichte gegen früher wesentlich verändert. Während im Altertum in erster Linie Rind und Schaf auf der Speisekarte standen, ist heute das erstere infolge des besonderen Schutzes, den ihm der Buddhismus angedeihen läßt, das letztere infolge der starken Einschränkung der Viehzucht ganz in den Hintergrund getreten. Dafür steht jetzt das schwarze Hausschwein, das glücklicherweise die Trichine nicht kennt, an erster Stelle. Der Hund, den schon das Altertum als Opfertier wie als Speise kannte und der nach den Memoiren des Staatsmanns Yen Ying (um 500 v. Chr.) sogar die fürstlichen Tafeln zierte, wird auch heute noch gegessen. Ebenso kommt Wildbret vom Bären bis zum Hasen auf die Tafel. Ferner spielt Geflügel eine große Rolle. Im Altertum waren es vornehmlich Wildvögel, wie Sung Yüh's Tschau-hun Schneegans, Wildente, Wildschwan und Kranich als Tafelgerichte nennt; heute nimmt zahmes Geflügel, vor allem die Ente, dann Huhn und Taube, den ersten Platz ein. Eine Seeschwalbe (Salangane) liefert eßbare Nester; Eier werden

in allen Formen gegessen. Eine besondere Delikatesse sind konservierte Eier, die in Kalk gelegt und längere Zeit in die Erde vergraben werden. Sie haben die Sage veranlaßt, daß die Chinesen faule Eier äßen. Aus dem niedern Tierreich ist zunächst die Schildkröte zu nennen, dann der unter dem Namen „Feldhuhn" (t'ien-ki) bekannte eßbare Frosch, endlich vor allem die Fischgerichte, die zu den vorzüglichsten Leistungen der chinesischen Küche gehören. Ein besonders ausgezeichnetes Essen sind die Flossen des Haifisches. Austern, Muscheln und Schnecken werden natürlich auch verspeist, ebenso Krebse, Seeigel und ähnliche Wassergeschöpfe. Die Regenwürmer aber und eingemachten Mäuse, die öfters in Reiseberichten figurieren, sind nur Erzeugnisse fremder Phantasie. Insekten werden allerdings von den niederen Volksklassen nicht verschmäht, und den Brauch der Kinder sibirischer Völker, sich das Ungeziefer gegenseitig zu verspeisen, kann man auch in China noch beobachten.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln bilden der Hirsebrei und der gedämpfte Reis die wichtigsten. Ferner werden Bohnen, auch als Kuchen und Käse, gern gegessen. Auf die übrigen Gemüse- und Obstsorten haben wir schon bei Besprechung der Landwirtschaft hingewiesen. Brot wird sowohl in großen Fladen wie in kleinen mit Marmelade gefüllten Brötchen gebacken. Im Zubereiten von süßem Gebäck leistet die chinesische Küche besonders Hervorragendes, wie denn auch süße Speisen, kandierte Früchte und Pralinés zu ihren besten Spezialitäten gehören.

Alle Produkte der Rinderzucht, Milch, Käse und Butter, werden heute nicht mehr in China hergestellt. Die Speisen werden infolgedessen mit Öl oder Fett zubereitet, und dies mag ja manchem Nordeuropäer zuerst etwas ungewohnt vorkommen. Die Qualität des Essens beeinträchtigt es aber keineswegs. Getränke sind, wie schon erwähnt, der Wein aus Reis und Hirse, von dem mehrere hundert herbe und süße Sorten existieren, und der in ebensoviel Arten vorkommende Tee. Der Wein wird meist heiß genossen.

Als einziger von allen Asiaten — mit Ausnahme der Koreaner und Japaner, die es ihm abgelernt haben — ißt der Chinese nicht mit den Fingern, sondern bedient sich zweier Eßstäbchen aus Knochen, Holz oder Elfenbein. Diese äußerst praktischen Eßgeräte, mit denen auch ein Fremder nach kurzer Übung selbst Suppen und Puddings essen lernt, sind unsern metallnen Bestecken schon deshalb vorzuziehen, weil sie nicht wie diese den Geschmack der Speisen beeinträchtigen. Sie gehen schon ins graue Altertum zurück und werden bereits in der Schang-Zeit erwähnt. Gegessen wird aus kleinen Schüsseln aus Porzellan oder Ton; der Wein wird aus kleinen zierlichen Porzellanschälchen getrunken, der Tee aus henkellosen Tassen. Die Becher aus Rhinozeroshorn, die man zur Tschou-Zeit beim Gelage

schwang, bilden heute gleich den Schalen aus Nephrit und Krystall seltene Kostbarkeiten.

Man wird aus dem Gesagten ersehen haben, daß der Chinese durchaus nicht schlecht lebt, sondern im Gegenteil ein Feinschmecker ersten Ranges ist. Und in der Tat sind Ernährung und Lebenshaltung auch der untersten Klassen durchweg besser als bei uns. Als Beispiel möge hier der von dem österreichischen Forscher Syrski mitgeteilte Speisezettel eines kantonesischen Landarbeiters, also eines Angehörigen der ärmsten Bevölkerungsschicht, folgen: Der Betreffende erhält früh vor der Arbeit Tee oder gekochten Reis, zwischen 8 und 9 Uhr Reis, Bohnen und grünes Salzgemüse, Mittags 1 Schale dicken Reis, 1 Schale Fisch, 2 Schalen Gemüse, 1 Schale Erbsenmus und Schweinefleisch, dazu 2 Schalen Reiswein. Nachmittags zwischen 3 und 4 bekommt er Fadennudeln und grünes Gemüse; Abends um 6 endlich 1/4 Pfund Schweinefleisch, 1—2 Eier, Erbsenmus und Salzgemüse. Gewiß wird es in europäischen Ländern nicht manchen Arbeiter geben, dessen Lebenshaltung auf so hoher Stufe stände. Die wohlhabenden Klassen Chinas leben natürlich weit üppiger. Die hohe Entwicklung der chinesischen Gastronomie, diese außerordentliche Verfeinerung der primitivsten aller Lebensfunktionen, ist wohl der schlagendste Beweis für die hohe und alte Kultur des chinesischen Volkes.

4. Die geistige Kultur

a) Sprache, Schrift und Literatur

Das Chinesische ist die älteste und verbreitetste lebende Kultursprache der ganzen Erde. Es ist die älteste, da es eine über viertausend Jahre zurückreichende Literatur besitzt; die verbreitetste, da es von einem Viertel der ganzen Menschheit gesprochen und von nahezu einem Drittel gelesen und verstanden wird.

Mit den eigentlichen mongolischen oder ural-altaischen Sprachen hat das Chinesische allem Anschein nach nichts zu tun. Es gehört vielmehr zu jenem großen Sprachstamm, dessen Glieder den größten Teil des östlichen und südöstlichen Asien erfüllen und den man im Anschluß an die Bezeichnung indogermanisch nach den äußersten Grenzen seiner Verbreitung den indochinesischen nennt.

Die indochinesische Sprachfamilie zerfällt in zwei große Unterabteilungen, die tibeto-birmanische und die siamesisch-chinesische Gruppe. Zur ersteren gehören das Tibetische, das Birmanische, zahlreiche Sprachen des Himalaya, wie Newari, Leptscha, Serpa, Horpa u. a., endlich viele der in Südwestchina und Oberbirma gesprochenen Idiome, wie die Sprachen der Lo-lo, Mo-so, Le-so,

Me-nia usw. Zur chinesisch-siamesischen Sprachgruppe gehören das Siamesische mit den verwandten Taisprachen, das Laotische, die Sprachen der Schan und Karén, die Miau-tze-Sprachen und das Chinesische. Der indochinesische Sprachstamm ist nach den Untersuchungen von Conrady weiterhin mit den Mon-Khmer-Sprachen Hinterindiens und dadurch mit der großen austrischen Sprachfamilie verwandt, die von Südindien bis zur Osterinsel und nach Madagaskar gesprochen wird. Der Hauptunterschied zwischen den indochinesischen Sprachen der tibeto-birmanischen und denen der siamesisch-chinesischen Gruppe besteht darin, daß erstere das Objekt dem Prädikat vorangehen lassen, während letztere die umgekehrte Wortstellung besitzen. Der wesentlichste Unterschied zwischen dem Chinesischen und den Taisprachen ist darin zu suchen, daß das Chinesische attributive, das Siamesische mit seinen Verwandten prädikative Stellung besitzt; d. h. der Genetiv steht im Chinesischen stets vor dem zugehörigen Subjekt, in den Taisprachen dahinter.

Als gemeinsame Kennzeichen der indochinesischen Sprachen pflegt man gemeinhin anzugeben, daß sie isolierend, monosyllabisch und singend sind, oder genauer, daß sie eine starke Tendenz zur Flexionslosigkeit, zur Einsilbigkeit und zur Entwicklung musikalischer Tonakzente besitzen. In keiner indochinesischen Sprache sind diese Eigenschaften voll entwickelt, im Chinesischen als der ältesten Kultursprache ihres Stammes finden sie sich jedoch am meisten ausgebildet.

Isolierende Sprachen zeichnen sich dadurch aus, daß sie unveränderliche Wurzeln besitzen und die grammatischen Beziehungen der Worte nicht durch Flexion ausdrücken, sondern durch Stellung, Zusammensetzungen und Hülfswörter. Das Chinesische ist ein ausgesprochener Vertreter dieses Typus. Aber seine Flexionslosigkeit ist kein primitiver Zustand, wie man früher glaubte, und nichts ist irriger, als das Chinesische, wie es von Dilettanten gelegentlich noch geschieht, mit einer Kindersprache zu vergleichen. Das Chinesische repräsentiert vielmehr den am weitesten vorgeschrittenen Zustand der menschlichen Rede, ein Stadium, auf das auch die indogermanischen Sprachen langsam aber sicher zusteuern und dem die fortgeschrittenste unter ihnen, das Englische, bereits ziemlich nahe steht — wie es denn auch mit dem Chinesischen schon manches Grammatische gemeinsam hat.

Daß das Chinesische einmal eine flektierende bzw. agglutinierende Sprache war, zeigt zunächst das Zeugnis der verwandten altertümlichen Sprachen, die Agglutination und Flexion bewahrt haben, und zwar in um so höherem Maße, je altertümlicher ihr ganzer Charakter ist; am ausgesprochendsten das dem Ur-Indochinesischen wohl noch am nächsten stehende Tibetisch, das noch vollständige Deklination und Konjugation besitzt. Aber auch das

Chinesische selbst weist noch unverkennbare Reste von Flexion auf. Wenn z. B. zu dem Verbum kien „sehen" ein Passivum hien „sichtbar werden" gebildet wird, so ist das regelrechte Flexion, nämlich Veränderung der Wurzel zwecks Änderung der grammatischen Funktion des Wortes. Das heutige Chinesisch besitzt nur noch einzelne Spuren solcher Flexion, während sie in der alten Sprache sehr zahlreich sind. Es liegt also in dem isolierenden Bau des Chinesischen nichts Primitives, sondern, wie im Englischen, ein allmähliches Abwerfen der Flexion vor.

Wie die Isolierung, so ist auch die Einsilbigkeit des Chinesischen nichts Ursprüngliches. Das Chinesische war vielmehr anfangs polysyllabisch, wie es die verwandten Sprachen, vor allem wieder das Tibetische, noch heute sind. Das Altchinesische hat noch viele Reste von Mehrsilblern; so sind die urzeitlichen Namen meist zweisilbig, und auch sonst kommen zahlreiche Doppelworte vor. Viele von diesen sind später in Worte mit verschiedener Bedeutung zerfallen; so sind z. B. aus der Dopplung pien-pan „zerteilen" durch Zerlegung die Worte pien „teilen" und pan „halb" geworden. Die fortwirkende Tendenz zum Monosyllabismus läßt sich noch in der heutigen Sprache verfolgen. Zur Verdeutlichung werden stets neue Komposita gebildet, die aber immer wieder gern zu Einsilblern kontrahiert werden. So hat man die Plurale der Personalpronomina wo, ni, t'a durch Anfügung des Wortes men „Klasse" gebildet. Die so entstandenen Zweisilbler wo-men, ni-men, t'a-men aber sind wieder zu wan, nin, t'an kontrahiert worden.

Die Tonakzente, d. h. die Unterscheidungen gleichlautender, aber sinnverschiedener Worte durch Stimmodulation, waren dem Altchinesischen ebenfalls fremd und sind erst durch die zunehmende Verschleifung und Kontraktion der Sprache entstanden, ähnlich wie dies auch bei verschiedenen indogermanischen Sprachen, Serbisch, Schwedisch, Englisch u. a. erfolgt ist. Nach Conrady sind die chinesischen Tonakzente aus erstarrten Gefühlstönen hervorgegangen.

In der Geschichte der chinesischen Sprache wie auch der Literatur pflegen fünf Perioden unterschieden zu werden. Die älteste erreichbare Stufe ist die vorklassische Periode, deren Denkmäler etwa von 2400—600 v. Chr. reichen. Obgleich die Sprache dieses Zeitraumes schon verhältnismäßig weit fortgeschritten ist, weist sie doch noch manches Primitive auf; vor allem ist sie noch nicht so geregelt wie das spätere Chinesisch. Die Wortstellung ist noch sehr frei; so steht z. B. das Prädikat nach Belieben vor und hinter dem Subjekt, während es später nur dahinter stehen kann, das Attribut kann vor und hinter dem Subjekt kommen, wogegen es später ausschließlich davor steht. Die Satzverbindung ist noch sehr locker; Nebensätze sind selten, in den

ältesten Dokumenten fehlt noch die Periodenbildung. Ein Rest aus primitiver Zeit ist auch der starke Mangel an Konjunktionen, an deren Stelle Interjektionen sehr zahlreich sind, ferner die Häufigkeit von zweisilbigen Wörtern, meist Dopplungen, die oft den Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung noch erkennen lassen. Die Ausdrucksweise ist sehr kurz und knapp und setzt starkes Vorwalten des Gefühlstons und der Gebärde voraus.

Die Entstehung der klassischen Sprache, deren Zeit etwa von 600—100 v. Chr. reicht, ist den Philosophenschulen des 7. und der folgenden Jahrhunderte zu danken, die die Sprache für ihre Zwecke ausbildeten und umgestalteten. Das Chinesische kommt in dieser Periode endgültig zur Konsolidierung, seine Stellungsgesetze sind festgelegt. Wortschatz und Ausdrucksweise sind bedeutend reicher geworden, Nebensätze und Perioden treten an Stelle der schmucklos kurzen Redeweise der vorklassischen Zeit, die alten Interjektionen sind durch Konjunktionen verdrängt worden. Zweisilbige Wörter kommen nicht mehr vor; dafür treten verdeutlichende Komposita an die Stelle älterer Einsilbler.

Die Sprache der nachklassischen Periode (zirka 100 vor bis 1000 nach Chr.), die mit der Renaissance unter den Han anhebt, schließt sich eng an das klassische Chinesisch an, bildet es aber in besonderer Weise weiter. Die Ausdrucksweise wird ausführlicher, die Periodenbildung umfassender, die Zahl der verdeutlichenden Komposita vergrößert sich immer mehr. Mit dem 12. Jahrhundert beginnt eine einschneidende Umwandlung, deren Durchführung der große Philosoph und Philologe Tschu Hi (1130—1200) erzielte. Die Schriftsprache hatte sich von der Umgangssprache schon längst stark differenziert und wurde vom Volke nicht mehr verstanden. Tschu Hi erhob nun, um auf weiteste Kreise wirken zu können, die Volkssprache zur Literatursprache. Er verdrängte aber die Schriftsprache nicht, sondern verwandte die Umgangssprache nur für Erläuterungen zu Werken, die in der Schriftsprache abgefaßt sind. Seither ist China also, ähnlich wie Griechenland, doppelsprachig. Übrigens sanktionierte Tschu Hi mit seiner Reform nur einen bereits bestehenden Zustand; denn schon zu seiner Zeit gab es Werke, wie Romane und Dramen, die in der Umgangssprache abgefaßt waren. Seither werden folgende Gattungen der chinesischen Sprache unterschieden:

1. Der Essayistenstil, wen-tschang, „ornamentaler Stil", genannt, schließt sich eng an Grammatik und Phraseologie der klassischen Sprache an, hat aber die ausführliche Breite der modernen Redeweise. Er wird in der philosophisch-schöngeistigen und wissenschaftlichen Literatur angewandt. Unter Kaiser Kuang-sü wurde er reformiert und vereinfacht.

2. Die Amtssprache, wen-kien, die in offiziellen Urkunden, in

Bekanntmachungen, im Brief-, Geschäfts- und Zeitungsstil gebraucht wird, beruht in ihrer Grammatik gleichfalls auf der klassischen Sprache, ist aber mit Wörtern und Wendungen der Umgangssprache durchsetzt. Neuerdings dringen siniko-japanische Wendungen aus dem in Japan geschriebenen Chinesisch in großer Zahl in sie ein; eine meist wenig erfreuliche Erscheinung, gegen die der chinesische Purismus bisher ohne rechten Erfolg ankämpft.

3. Der familiäre Stil, der im Gegensatz zum Wen-kien auf der Grammatik der modernen Konversationssprache basiert, sich aber zahlreicher Worte und Phrasen der klassischen Sprache bedient. Er wird in leichten Literaturgattungen, Romanen, Novellen und Dramen angewandt.

4. Die wirkliche Umgangssprache, das Suh-hua, „Vulgärsprache", die in der Literatur nur in ganz populären Erzeugnissen, so in sozialistischen Blättern, auch in den Dialogen der Dramen und Romane, angewandt und beim Sprechen von den Gebildeten auch nach Möglichkeit mit Worten und Wendungen der Schriftsprache durchsetzt wird. Sie zeichnet sich durch Streben nach Wort- und Formbildung aus, bildet gern zwei- und mehrsilbige Komposita und verwendet Worte durch Verleihung grammatischer Funktionen als Formativelemente. So bezeichnet men „Klasse" den Plural, liau (la) „fertig" den Aorist, die Genetivpartikel ti das Partizip, die Substantive tze und erh „Kind" werden zur Bildung von Substantiven verwandt usw. Dazu wird die Wortstellung wieder freier, so daß eine Art Rückkehr zur vorklassischen Stufe einzutreten scheint. Doch wirken dem wieder andre Einflüsse entgegen; so beginnt z. B. durch Kontraktion der Komposita die Tendenz zum Monosyllabismus sich wieder geltend zu machen.

Seit etwa 1900 ist zusammen mit der geistigen Wiedergeburt Chinas auf allen Gebieten auch in der Sprache ein Umschwung eingetreten, der eine fünfte Sprachperiode einzuleiten scheint. Man bemüht sich, Altes und Neues zu verbinden und eine Schriftsprache zu schaffen, die volkstümlich ist und doch die Schätze der alten Sprache nicht vernachlässigt. Doch ist diese Bewegung noch zu neu, um Gewisses über ihre Resultate zu sagen.

Die gegenwärtig in China gesprochene Sprache zerfällt in eine große Anzahl Dialekte (t'u-hua, Lokalsprachen), die voneinander so stark abweichen wie die deutschen oder italienischen Mundarten, so daß Angehörige verschiedener Dialektgruppen sich oft nur schriftlich verständigen können. Doch sind die dialektischen Unterschiede nicht so groß, um mit einzelnen Linguisten von verschiedenen Sprachen Chinas reden zu können. Unter den Dialekten lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden:

1. Das Kuan-hua, die „Beamtensprache", auch als Mandarin

oder Hochchinesisch bekannt, wird in ganz Nordchina und im westlichen Südchina von rund 350 Millionen gesprochen. Es ist die Verkehrssprache der Beamten, die seiner mächtig sein müssen; eine allgemeine Umgangssprache der Gebildeten gibt es dagegen nicht, trotzdem die Republik bestrebt ist, das Kuang-hua in den Schulen allgemein einzuführen. Es zerfällt wieder in vier Hauptgruppen, das nördliche Kuan-hua, das in Nordchina und der Mandschurei gesprochen wird, in seiner maßgebenden Form in Peking, und sich immer weiter ausbreitet; das südliche Kuan-hua, auf Nan-king und Umgebung beschränkt, das mittlere Kuan-hua, in Ho-nan, Schan-si, Schen-si, Kan-suh und, durch nordchinesische Kolonisten verbreitet, in den südlichen Provinzen Yün-nan, Kuei-tschou und im westlichen Kuang-si gesprochen, und das westliche Kuan-hua, die altertümlichste Form des Hochchinesischen, das in Sze-tsch'uan und Hu-nan, sowie von den Chinesen in Tibet gebraucht wird. Die Formen des Kuan-hua unterscheiden sich in Lautform und Grammatik nur wenig, wohl aber in Aussprache und Phraseologie.

2. Die Tscheh-kiang-Gruppe zerfällt in die Dialekte von Wen-tschou, Ning-po und Su-tschou (mit Schang-hai). Diese Gruppe ist sehr altertümlich geblieben und hat noch die Aussprache der T'ang-Zeit mit den sonst verschwundenen medialen Anlauten und dem alten Tonsystem bewahrt.

3. Die Fuh-kien-Gruppe, zu der die Mundarten von Fuh-tschou, Hia-men (Amoy) und Schan-t'ou (Swatau) gehören. Während der erstgenannte Dialekt auf die Provinzialhauptstadt beschränkt ist, wird der Hia-men-Dialekt im ganzen Norden von Fuh-kien, sowie auf T'ai-wan und von den Chinesen auf Malakka, Borneo und Java gesprochen, der Dialekt von Schan-t'ou (auch Fuh-lau, dial. Hok-lo genannt, s. S. 27), im Süden der Provinz und von vielen chinesischen Residenten in Siam.

4. Die Kuang-tung-Gruppe zerfällt in den kantonesischen Dialekt, von den Kantonesen selbst Pun-ti-wa (Pen-ti-hua), Sprache der Einheimischen, genannt, und die Mundart der im 14. Jahrhundert von Norden eingewanderten K'oh-kia (Hak-ka). Das Kantonesische, nächst dem Kuan-hua der wichtigste Dialekt Chinas, wird in Kuang-tung und Ost-Kuang-si von etwa 25 Millionen gesprochen, ebenso an der Küste von Hai-nan und von den meisten Überseechinesen; ferner ist es in China selbst unter den Kaufleuten allgemein verbreitet. Es ist sehr altertümlich geblieben und hat die alten konsonantischen Auslaute, zum Teil auch das alte Vokalsystem bewahrt. Das K'oh-kia wird in Nordost-Kuang-tung und Südwest-Fuh-kien von etwa 3½ Millionen gesprochen und ist auch auf T'ai-wan verbreitet. Es besitzt gleichfalls ein altes, aber vielfach modifiziertes Auslaut- und Tonsystem.

All diese Mundarten sind indes, wie gesagt, bloße Dialekte, keine besondern Sprachen. Die Behauptung, es handle sich bei den südchinesischen Dialekten um sinisierte Eingeborenensprachen, ist durch nichts begründet.

Eine wirkliche Mischsprache ist dagegen das in den Hafenstädten im Verkehr zwischen Chinesen und Fremden gesprochene Pidgin-Englisch, Geschäftsenglisch; pidgin ist eine Korruption von business. Der Wortschatz dieser typischen Mischsprache ist englisch, während die Grammatik chinesisch ist; auch das Lautwesen ist stark chinesisch beeinflußt, so ist r durch l ersetzt und konsonantisch auslautende Wörter sind vielfach mit vokalischen Endungen versehen worden. Auch viele chinesische Worte und Wendungen sind übernommen worden. Die Satzkonstruktionen sind sozusagen Interlinearübersetzungen aus dem Chinesischen; so lautet der Satz „Es ist ein Herr im Zimmer" „Hab' got one piecee man loom-inside", eine buchstäbliche Übertragung der chinesischen Ausdrucksweise. Das Verständnis des Pidgin wird übrigens durch die große Ähnlichkeit zwischen dem chinesischen und dem englischen Sprachbau sehr erleichtert. Ähnlich hat sich in Indochina und im französischem Pachtgebiet Kuang-tschou ein Pidgin-Französisch und in Ostsibirien ein Pidgin-Russisch herausgebildet; in Tſ'ing-tau existierte zur Zeit der deutschen Herrschaft auch ein Pidgin-Deutsch.

Wie das Chinesische die am weitesten vorgeschrittene Sprache der Erde ist, so ist auch die chinesische Schrift wohl das vollkommenste Verständigungsmittel, das der menschliche Geist je hervorgebracht hat. Sie ist aus einer Bilderschrift hervorgegangen und hat ihren hieroglyphischen Charakter bis heute getreu bewahrt. Aber durch eine Reihe sinnvoller Hilfsmittel hat sie sich allen Bedürfnissen der menschlichen Rede angepaßt und ist zum adäquaten Ausdrucksmittel der subtilsten Gedanken geworden. Daß sie nicht den Weg andrer Bilderschriften einschlagen und sich zu einer Silben- und Buchstabenschrift entwickeln konnte, liegt in der Natur der chinesischen Sprache begründet. Mit ihren zahllosen gleichklingenden Worten macht diese eine Lautschrift notwendig, die den Sinn der homonymen Lautkomplexe bezeichnet. Mit Buchstaben geschriebenes Chinesisch ist vollkommen unverständlich. Darum sind auch die mitunter von Europäern, besonders englischen Missionaren, gemachten Vorschläge, für das Chinesische eine Buchstabenschrift einzuführen, ganz unsinnig und würden ein bedenkliches Zeugnis für die Unbekanntschaft ihrer Urheber mit der chinesischen Sprache ablegen, wenn sie nicht vielmehr meist unlautern Motiven entstammten. Denn ihr wahrer Grund ist der, daß sie mit der das Reich einenden Schrift auch die Einheit der Nation zu zerreißen und damit ihren Zerfall und ihre Auslieferung an das Ausland herbeizuführen hoffen.

Die chinesische Schrift ist vollkommen selbständig entstanden und hat mit den Schriftsystemen Vorderasiens nicht das geringste zu tun. Vielmehr zeigen zahlreiche Schriftzeichen, die ganz urzeitliche Verhältnisse und Ideen reproduzieren, ihr hohes Alter und ihren einheimischen Ursprung an. Ihre Vorläufer waren die Knotenschnüre und das Kerbholz. Erstere kommen in China in historischer Zeit nicht mehr vor, sind aber bei den stammverwandten Tibetern und auf den Liu-kiu-Inseln noch heute gebräuchlich. Auf die Schrift haben sie keinen nachweisbaren Einfluß ausgeübt. Dagegen ist das Kerbholz, das als solches heute auch nicht mehr zu existieren scheint, für die Entwicklung des chinesischen Schriftstückes vorbildlich geworden. Kontrakte und ähnliche Schriftstücke bestanden ursprünglich aus einem der Länge nach mitten durchgebrochenen Kerbholz. An Stelle der einfachen Kerben traten dann Schriftzeichen, die gleichfalls mitten durchgebrochen wurden, wie das noch bei den Schriftstücken der Han-Zeit der Fall ist, die Sven Hedin in Lou-lan in Zentralasien gefunden hat. Die Holzstäbchen wurden von oben nach unten beschrieben und zu Bündeln vereinigt, daher beschrieb man sie nur einseitig. So ist das chinesische Schriftstück auch heute noch in Kolumnen, als letzte Reste der Stäbchen, eingeteilt, die von oben nach unten und in ihrer Reihenfolge von rechts nach links laufen, dazu nur einseitig bedruckt sind. Daß hierfür das dünne Papier nicht der Grund ist, zeigen die dicken Manuskripte der Han-Zeit, die stets auch nur einseitig beschrieben sind.

Die ältesten chinesischen Schriftzeichen waren teils wirkliche Bilder, teils aus Bildzeichen zusammengesetzte Symbole. Diese einfachen Darstellungen konnten den Bedürfnissen einer wirklichen Schrift auf die Dauer natürlich nicht genügen. Zunächst blieben zahlreiche Wörter, wie Partikeln usw. übrig, die sich durch eigene Zeichen nicht darstellen ließen. Diese wurden anfangs durch Lautübertragungen wiedergegeben. In größerem Umfang angewandt würde dieses System aber zu zahlreichen Zweideutigkeiten und Unklarheiten geführt haben, und so verfiel man auf ein weiteres Auskunftsmittel: das den Lautwert angebende Zeichen wurde durch ein den Sinn bezeichnendes ergänzt. Die große Mehrheit der chinesischen Schriftzeichen ist in dieser Weise zusammengesetzt. In der Regel, wenn nicht immer, ist übrigens, wie insbesondere Conrady und sein Schüler Schindler nachgewiesen haben — und wie auch die Chinesen selbst seit jeher wissen — der sog. phonetische Bestandteil des Zeichens so gewählt, daß er gleichfalls den Sinn bezeichnet. Vielfach ist das „Phonetikum“ in Wirklichkeit nur ein sinnangebendes Element; in vielen anderen Fällen ist der ursprüngliche Lautwert des Zeichens durch den Lautwandel so umgestaltet

worden, daß er heute durch das Phonetikum nicht mehr ausgedrückt wird. Dagegen gibt es im Chinesischen keine willkürlich erfundenen oder zusammengesetzten Zeichen.

Damit war die chinesische Schrift fertig ausgebildet und allen Bedürfnissen der Ausdrucksweise angepaßt. Die übliche Weiterentwicklung zur Buchstaben- und Silbenschrift hat, wie gesagt, nicht erfolgen können; die ganze Veränderung, die die Schrift seit alters erlitten hat, besteht in Wandlungen der äußeren Form der Schriftzeichen, die durch die Verbesserung des Schreibmaterials hervorgerufen worden sind. Die älteste erhaltene Form der Schrift ist die noch aus unmittelbarer bildlicher Darstellung und wirklicher Schrift gemischte Rebusschrift, die noch auf einigen archaischen Bronzeinschriften der Schang-Zeit zu sehen ist. Ihr schließt sich die eigentliche „alte Schrift“, ku-wen, an, die meist in Holz Stein und Metall eingeritzt wurde. Mit dem Bambusgriffel kam um 800 v. Chr. die Ta-tschuan, große Siegelschrift, auf, die an Stelle der eckigen Formen der Ku-wen mehr runde Gestalt aufweist und in der Siau-tschuan, kleinen Siegelschrift, weiter vereinfacht wurde. Die Erfindung des Haarpinsels durch Meng T'ien (220 v. Chr.) rief die Li-schu, Kurialschrift, hervor. Als eine Abart davon, die aber vielleicht schon auf die Ta-tschuan zurückgeht, gilt die Ts'au-schu, Grasschrift, eine stark abgekürzte und oft schwer lesbare Stenographie, die noch heute allgemein gebraucht wird. Die Erfindung des Papiers (105 n. Chr.) führte zur K'ai-schu, Normalschrift, die heute als Druckschrift gebraucht wird. Ihre etwas leichtere und schwungvollere Abart, die K'ai-hing-schu, Normalkursive, ist seit dem 11. Jahrhundert n. Chr. als Schreibschrift im Gebrauch; nach der damals herrschenden Dynastie Sung heißt sie auch Sung-schu.

Die chinesische Schrift ist also das gegebene Äquivalent ihrer Sprache, das nie durch etwas anderes ersetzt werden kann. Sie ist im übrigen weder ungeschickt noch unpraktisch und nicht schwerer zu erlernen als etwa die englische Orthographie, die man sich ja auch für jedes Wort besonders merken muß. Es bedarf zu ihrer Beherrschung auch durchaus nicht der Kenntnis sämtlicher 40000 Schriftzeichen; vielmehr genügen im allgemeinen 3—4000 vollkommen. Nicht ihr geringster Vorzug ist ferner ihre Schönheit und Anschaulichkeit, sodann der nicht hoch genug zu schätzende Vorzug, daß sie, dank der Existenz einer von den gesprochenen Dialekten unabhängigen Schriftsprache, in ganz China verstanden wird. Ebenso können Japaner, Koreaner und Annamiten, die die chinesische Schrift angenommen haben, sich mit Chinesen ohne Kenntnis der gesprochenen Sprache verständigen. Für den Fremden in China ist bei dem Dialektgewirr die Kenntnis der Schrift gar nicht hoch genug zu

schätzen. Einmal erlernt ist die chinesische Schrift rascher und bequemer zu schreiben als eine Buchstabenschrift, und auch sonst entspricht sie allen Forderungen des modernen Lebens, sogar dem Telegraphen und der Schreibmaschine ist sie angepaßt worden. In ihrer sinnreichen Ausgestaltung entspricht die chinesische Schrift vollständig der Forderung, die Ostwald an eine Idealschrift stellt: „die Zeichen der mannigfachen Begriffe durch Zusammenfügung derer der elementaren Begriffe nach entsprechenden Regeln zu bilden."

In der Geschichte der chinesischen Literatur unterscheidet man dieselben Perioden wie in der Geschichte der Sprache. Von der vorklassischen Literatur (zirka 2400—600 v. Chr.) besitzen wir nur Trümmer; die historische Literatur und die konfuzianischen Werke der ältesten Zeit sind bei der Bücherverbrennung unter Schi-huang-ti und dem Brande seiner Palastbibliothek durchweg zugrunde gegangen; die tauistischen und andern Werke des Altertums, die damals verschont wurden, sind zum größten Teil später verloren gegangen. Das älteste Denkmal der chinesischen Literatur ist das Schu-king, Urkundenbuch, eine leider ziemlich lückenhafte, aber nach der sprachlichen Untersuchung Conrady's unzweifelhaft echte Sammlung mythologischer und historischer Berichte aus der Zeit von 2400 bis 700 v. Chr. Die ältesten Partien sind überwiegend sagenhaften Charakters, zum Teil in poetischer Form, Reste alter Epen — wie man denn den Chinesen die epische Dichtung mit Unrecht abgesprochen hat. Das älteste Buch des Schu-king, das Yau-tien, Kanon des Kaisers Yau, ist, wie Saussure berechnet hat, nach den darin enthaltenen astronomischen Angaben 2357 v. Chr. verfaßt worden. Etwa 100 Jahre jünger ist das Schun-tien, der Kanon des Kaisers Schun. Aus der Zeit der Hiadynastie stammen eine Anzahl weiterer Bücher des Schu, die schon durchweg historisch sind; das beachtenswerteste ist das mehrfach erwähnte geographische Werk Yü-kung. Der Hia-Zeit gehören ferner die fünf ersten Bücher des Schan-hai-king an, der Kommentar zu den Landkarten dieser Periode, und der aus dem 18. vorchristlichen Jahrhundert stammende Hia-siau-tscheng, der „kleine Kalender der Hia." Das einzige erhaltene Inschriftdenkmal der Hia-Zeit, die auf einem Berge bei Han-k'ou aufgestellte Tafel des Yü, ist von sehr zweifelhafter Echtheit.

Aus der Zeit der Dynastie Schang stammen die Schang-Bücher des Schu-king, ferner fünf Lieder aus dem Liederbuch Schi-king, einer zwischen 1750 und 650 v. Chr. entstandenen, leider auch nur sehr fragmentarisch überlieferten Sammlung von Volksliedern und Staatsgesängen, die ein getreues Bild altchinesischen Lebens geben. Dann besitzen wir seit dem 18. vorchristlichen Jahr-

hundert Inschriften, meist auf Bronze und Stein, die in zahlreichen Werken gesammelt und herausgegeben worden sind. Aus der älteren Tschou-Zeit stammen eine Menge Inschriften, von denen einige, wie die Steintrommeln des Kuoh-tze-miau in Peking und eine Bronzeschale im British Museum, noch im Original erhalten sind; ferner von vorklassischen Werken die jüngeren Partien des Schu und Schi, dann das Yih-king, „Buch der Wandlungen“, eine seltsame Zusammenstellung von 64 aus je 6 ganzen und gebrochenen Linien bestehenden Figuren mit Kommentaren. Das Buch dient seit dem Altertum zur Wahrsagung, wird jedoch auch als ein altes Wörterbuch betrachtet. In der Tat hat Conrady in den meisten Figuren stilisierte Schriftzeichen festgestellt, und das Yih-king scheint seiner ganzen Anlage nach ein altes Staatshandbuch zu sein. Ferner gehört zur vorklassischen Tschou-Literatur das Tschou-li, die schon besprochene Verfassungsurkunde der Tschou; das etwas jüngere Ngi-li (eig. Tanzritual), ein Zeremonialbuch für die Adligen; das erst später kompilierte, aber durchweg aus vorklassischen Stücken bestehende Geschichtswerk Tschou-schu und das Muh-t'ien-tze-tschuan, eine etwa aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammende romanhafte Überarbeitung eines im 10. vorchristlichen Jahrhundert abgefaßten Berichtes über die Reisen des Tschoukönigs Muh (1001—946).

Im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. entstand infolge der sozialen und politischen Umwälzungen der Zeit die klassische Sprache und Literatur. Damals bildeten sich zahlreiche philosophisch-moralische Schulen, die neue Literaturgattungen schufen. Den Beginn der klassischen Periode bezeichnen die Namen K'ung-tze und Lau-tze. Noch älter ist der Philosoph Kuan-tze (Kuan Tschung, 7. Jahrhundert v. Chr.), dessen Werke aber größtenteils wohl kaum echt sind. K'ung-tze (Konfuzius, 551—478 v. Chr.) ist der Hauptvertreter der nördlichen Philosophenschule, deren Wirksamkeit wir unten noch behandeln werden. Seine Diskurse, die er selbst nicht schriftlich niedergelegt hat, sind von der zweiten Generation seiner Schüler in dem Lun-yü, den „Vermischten Gesprächen“, aufgezeichnet worden; einem der bedeutendsten ethischen Werke nicht nur der chinesischen, sondern der ganzen Weltliteratur, das sich neben der Bibel, dem Koran und den Veden sehr wohl sehen lassen kann, wenn es auch jeder religiösen Phantastik entbehrt und rein vernunftgemäße Moral lehrt. Die bedeutendsten erhaltenen Werke der konfuzianischen Schule sind ferner die stilistisch vollendeten Werke des Philosophen Meng-tze (372—289), die angeblich von K'ung-tze's Enkel K'ung Kih (Tze-sze) verfaßte „Große Lehre“, Ta-hioh, und das meist dem gleichen Tze-sze zugeschriebene, in Wirklichkeit aber sicher erst aus der Ts'in-Zeit stammende Tschung-

yung, „Innehalten der Mitte", ein Produkt des konfuzianisch-tauistischen Synkretismus. Die drei letztgenannten Bücher werden mit dem Lun-yü zusammen als die „Vier Bücher", Sze-schu, die konfuzianischen Klassiker, betrachtet. Der konfuzianischen Schule nahe steht der Philosoph Sün-tze (3. Jahrhundert v. Chr.), der indes die menschliche Natur nicht, wie die Konfuzianer, für gut, sondern für böse ansieht und infolgedessen häufig gegen die Orthodoxen polemisiert.

Den direkten Antagonismus zur konfuzianischen Schule bilden die südchinesischen Tauisten, die Lau-tze (6. Jahrhundert v. Chr.) mit dem Tau-teh-king (Buch von der Gottheit und der Tugend) einleitet, einem imposanten dunklen Werke, dessen Echtheit völlig zu Unrecht bestritten worden ist. Das Tau-teh-king, dessen Würdigung unserer Darstellung der Religion vorbehalten bleiben muß, gehört nicht nur in China zu den berühmtesten Büchern, sondern ist auch im Ausland besser als irgend ein anderes chinesisches Literaturerzeugnis bekannt geworden. Schon im 7. Jahrhundert n. Chr. wurde es ins Sanskrit übersetzt — leider ist uns diese Übertragung nicht erhalten —, im 18. Jahrhundert ins Mandschurische und 1788 von unbekannten Jesuiten ins Lateinische. Seither sind über dreißig Übersetzungen in europäischen Sprachen erschienen, von denen jedoch nur drei wirklich gut und zuverlässig sind [1]. Aus Lau-tze wie aus anderen Quellen geht hervor, daß der Tauismus schon vorher eine reiche Literatur besessen haben muß; doch ist diese bis auf einzelne Zitate leider gänzlich verloren. Die nächsten erhaltenen Schriftsteller des Tauismus, die die tauistische Lehre unter indischem Einfluß weitergebildet haben, sind Lieh-tze (um 400 v. Chr.), dessen Werke wie seine Persönlichkeit man ohne Ursache angezweifelt hat, Tschuang-tze (um 330 v. Chr.), ein glänzender, trotz seines Gegensatzes zu K'ung-tze noch heute gern gelesener Stilist, Han Fei-tze († 233 v. Chr.), der den Tauismus zur Staatsreligion auszugestalten suchte, und Huai-nan-tze († 122 v. Chr.), der Mystiker und Alchymist; dazu Wen-tze und Hoh-kuan-tze, deren Echtheit bestritten wird. Eine Mittelstellung zwischen Konfuzianern und Tauisten nimmt Lü Puh-wei († 232 v. Chr.) ein, der in seinem Lü-schi-tsch'un-ts'iu eine Synthese beider Religionen herzustellen suchte. Dazu kommen noch einzelne Vertreter anderer Schulen, wie der Hedonist Yang Tschu, der Sozialist Moh Tih und der Sophist Kuei-ku-tze, die dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. angehören.

1) Diese sind: Stanislas Julien, Le livre de la voie et de la vertu, Paris 1842; Viktor v. Strauß, Lao-tse Tao-te-king, Leipzig 1870; Paul Carus, Lao-tze's Tao-teh-king, Chicago 1896. Die letztgenannte ist wohl die beste und korrekteste.

Zu hoher Blüte entfaltet sich in der klassischen Zeit die Geschichtsschreibung, die immer zu den besten Seiten der chinesischen Literatur gehört hat. Schon im Schu-king ist die Geschichtsdarstellung zu einer beachtenswerter Höhe gelangt, und in dem um 480 v. Chr. verfaßten Tso-tschuan erscheint bereits ein Geschichtswerk von künstlerischer Vollendung. Leider fehlt uns für die Zwischenzeit fast alles Material, das die Fortschritte der Geschichtsschreibung erkennen ließe; die historische Literatur der Tschou-Zeit und des früheren Altertums ist die Bücherverbrennung in erster Linie zum Opfer gefallen und für uns verloren. Nur ein vielumstrittenes Zeugnis ist uns erhalten, das Tsch'un-ts'iu, eine nur aus dürren Tatsachen bestehende Chronik des Staates Lu, und das ebengenannte Tso-tschuan, ein ausführliches, inhaltlich wie formell vollendetes Geschichtswerk, das sich im wesentlichen an das Tsch'un-ts'iu anschließt. Nun ist mehrfach überliefert, daß Konfuzius ein Tsch'un-ts'iu schrieb, das er selbst als sein Lebenswerk bezeichnete, und das damals in China, besonders unter den Fürsten, denen es übel mitspielte, ungeheueres Aufsehen erregte. Dieses Werk K'ung-tze's soll nun mit dem erhaltenen Annalenwerk identisch sein, und das Tso-tschuan ein von K'ung-tze's sonst nicht bekanntem Schüler Tso K'iu-ming verfaßter Kommentar dazu. Allein diese hergebrachte Ansicht leidet, obgleich sie von den meisten chinesischen und einigen hervorragenden europäischen Gelehrten vertreten wird, doch an soviel inneren und äußeren Unwahrscheinlichkeiten, daß eine andere, in Europa zuerst von W. Grube vertretene Auffassung viel annehmbarer erscheint. Danach wäre das Tso-tschuan, dessen Titel etwa „Kommentar des Linken“, d. h. des Historikers der Linken (ein Titel der Tschou-Zeit) bedeuten dürfte, in Wahrheit das Werk K'ung-tze's, und das Tsch'un-ts'iu, dessen Titel „Frühling und Herbst“ d. h. Jahresberichte, Annalen bedeutet, nur die Chronik seines Heimatstaates Lu, an die er sich äußerlich angelehnt hätte. Doch wenn diese übrigens durch alte Zeugnisse gestützte Ansicht auch noch nicht allgemein angenommen ist: daß das Tso-tschuan ein echtes, altes und für die Kenntnis der alten Geschichte und Kultur unschätzbar wertvolles Werk ist, geht meines Erachtens aus dem Buche selbst mit völliger Sicherheit hervor.

Von weiteren Geschichtswerken des Altertums sind noch erhalten das Kuoh-yü, die „Staatsgespräche“, eine um 400 v. Chr. verfaßte Sammlung staatsrechtlicher Diskussionen, die viel wertvolles historisches Material enthält; das Yen-tze-tsch'un-ts'iu, die um 500 v. Chr. verfaßten Memoiren des Staatsmannes Yen Ying, und das Tschan-kuoh-tz'eh, die „Pläne der kämpfenden Reiche“, die gegen 200 v. Chr. von einem unbekannten Verfasser in sehr geistreicher Weise geschrieben worden sind. Merkwürdig sind die

bis zum Jahre 299 v. Chr. reichenden Bambusbücher, Tschuh-schu-ki-nien, Annalen des Staates Wei, die 279 n. Chr. in einem aus dem Jahre 298 v. Chr. stammenden Grabe aufgefunden wurden und eine von der üblichen völlig abweichende Chronologie haben. Am Ausgang der klassischen Zeit steht das großartige Schi-ki des Sze-ma Ts'ien, mit dem die wissenschaftliche Geschichtsschreibung der Chinesen einsetzt. Waren die bisherigen Darstellungen trotz hoher künstlerischer Vollendung im wesentlichen rein beschreibend, so sucht Sze-ma bereits nach den Zusammenhängen und Ursachen der Erscheinungen, und wie nahe er unserer modernen Geschichtsauffassung schon gekommen ist, läßt der Umstand erkennen, daß er bereits in den wirtschaftlichen Faktoren die eigentlichen Triebkräfte der Geschichte nachzuweisen sucht. Völlig modern mutet Sze-ma sodann darin an, daß er nicht mehr bloßer Chronist der politischen Geschichte ist, sondern die gesamte Kulturgeschichte im weitesten Sinne in den Bereich seiner Betrachtung zieht. Wirtschaft und Handel, Kunst und Literatur, Wissenschaft und Religion und alle übrigen Kulturgebiete werden eingehendster Darstellung gewürdigt. Für den Ausländer sind die ausführlichen Beschreibungen fremder Länder und Völker besonders interessant. Aber auch das Persönliche kommt nicht zu kurz; die Biographie ist sogar Sze-ma Ts'ien's besondere Stärke. Was aber das Schi-ki und die gesamte ihm folgende chinesische Geschichtsschreibung vor allem wertvoll macht, ist ihre unbestechliche Wahrheitsliebe und unbedingte Zuverlässigkeit, die die chinesischen Geschichtswerke zur wertvollsten, fast unerreicht dastehenden Quelle für die Vergangenheit des fernen Ostens und fast ganz Asiens erhebt. Man sieht, daß der beliebte Vergleich Sze-ma Ts'ien's mit Herodot äußerst unglücklich ist. Auf die Bezeichnung „Vater der Geschichte“ hat Sze-ma nicht den geringsten Anspruch; die chinesische Geschichtsschreibung ist über zwei Jahrtausende älter als er und war schon mehrere Jahrhunderte vorher zur künstlerischen pragmatischen Darstellung geworden. Von der Naivität und dem frommen Glauben Herodot's, von den wunderbaren und mystischen Elementen seiner Berichte ist bei dem Chinesen gleichfalls kaum noch ein Hauch zu spüren. Er ist vielmehr als der Begründer einer wissenschaftlichen Geschichtsauffassung für China anzusehen und könnte als solcher viel eher mit Lamprecht oder einem andern unsrer modernen Kulturhistoriker verglichen werden.

Das romanhafte Element, aus der offiziellen Geschichte verbannt, hat sich in den historischen Roman geflüchtet, der ja, wie wir sahen, in China gleichfalls schon recht alt ist und in der klassischen Zeit durch das aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert stammende Wu-Yüeh-tsch'un-ts'iu, die „Geschichte“ der südchinesischen

Reiche Wu und Yüeh, vertreten ist. Indes bieten auch diese Romane für die Kulturgeschichte und, mit Vorsicht benutzt, selbst für die eigentliche Geschichte eine nicht zu verachtende Quelle. In die Kategorie des geographischen Romans könnte man die dem altehrwürdigen Schan-hai-king angehängten 12 Bücher gleichen Namens rechnen, die neben ganz korrekten Notizen über die geographischen Kenntnisse des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. eine Fülle geographischer und ethnographischer Fabeln aus indischer und wohl auch griechischer Quelle bringen. Die Poesie ist, nachdem die letzten, verhältnismäßig einfachen und durchweg in kurzen viersilbigen Rhythmen abgefaßten Schi-king-Lieder um 650 verfaßt waren, für 3½ Jahrhunderte fast nur aus Bruchstücken bekannt, die sich meist bei tauistischen Philosophen finden, aber doch eine fortschreitende Entwicklung in Stoff und Metrum erkennen lassen und auf ein allmähliges Vorwalten des südchinesischen Elementes in der Dichtung hinweisen. Um 300 v. Chr. tritt dann unter der Führung K'üh Yüan's († 292) eine ausgesprochen südchinesische Dichterschule hervor, die in freien Rhythmen und in wilder Phantastik eine neue Gattung der Poesie schafft, die im Anschluß an südchinesische Volksgesänge und unter starker Beeinflussung von Indien her der Lyrik neue Wege weist. Sung Yüh, King Sze, Kia Ngi, Huai-nan-tze sind die ausgesprochendsten Vertreter dieser Richtung, in der schon die typischen Kennzeichen der späteren Poesie, Sentimentalität und feine Naturempfindung, Neigung zur Allegorie und zum Wort- und Sinnspiel zutagetreten, zu denen sich Ansätze freilich schon im Schi-king finden. Zur neueren Dichtkunst leiten die großen Han-Dichter Mei Scheng († 140 v. Chr.) und Sze-ma Siang-ju († 126 v. Chr.) über, von denen der erstere an Stelle der unregelmäßigen freien Rhythmen bereits den später üblichen fünfsilbigen Vers verwendet.

Von wissenschaftlichen Werken werden öfters Abhandlungen über Strategie genannt, von denen jedoch nur die Kriegskunst des Sun-tze (um 500 v. Chr.), und die des Wu-tze (um 400 v. Chr.) auf uns gekommen sind. Auch Werke über Mathematik, Astronomie und Geographie, Medizin, Ackerbau und Baumzucht finden sich schon in nicht geringer Anzahl; ebenso beginnt bereits die philologische Tätigkeit, zu deren frühesten Erzeugnissen das etwa dem 2. vorchristlichen Jahrhundert zuzuschreibende, mit Unrecht für vorklassisch gehaltene Wörterbuch Erh-ya gehört.

Der Abschluß der politisch-sozialen Entwicklung des Altertums unter Schi-huang-ti und die Konsolidierung der neuerstandenen Einheitskultur unter den Han eröffnete auch eine neue Periode der Literatur, die von von etwa 100 vor bis 1200 nach Chr. reichende nachklassische Zeit. Sie läßt sich wieder in zwei Abschnitte gliedern, von denen der erste bis etwa 900, der zweite bis rund 1200 geht.

In der ersten Periode hat die Philosophie wenig Neues mehr geschaffen. Im Anfang erscheinen noch einige selbständige Denker, wie Yang Hiung (53 vor bis 18 nach Chr.), der zwar Konfuzianer ist, jedoch eine kritische Richtung vertritt, und Wang Tsch'ung (27—98), der Konfuzius ziemlich ablehnend gegenübersteht. Ihre Krönung fand die Philosophie der Han-Zeit in dem im 2. nachchristlichen Jahrhundert aus zum Teil sehr alten Texten zusammengestellten Li-ki, einem Kompendium der Religion und Philosophie nebst ihrer Anwendung auf das praktische Leben, das bis heute für den Chinesen ein wahrer „Führer in allen Lebenslagen" geblieben ist. Mit dem Schu-king, Schi-king, Yih-king und dem sogenannten Tsch'un-ts'iu bildet das Li-ki die Sammlung der Wu-king, der fünf Klassiker, die zusammen mit den Sze-schu die Grundlage chinesisch-konfuzianischer Bildung darstellen [1]). Seither treten nur noch vereinzelt bedeutendere Philosophen auf, wie die Tauisten Pau-poh-tze (Ko Hung, um 350) und Wen-tschung-tze (Wang T'ung, um 600), und im 8. Jahrhundert der große Konfuzianer Han Yü, mit dem das siegreiche Ringen der konfuzianischen Weltanschauung um die Alleinherrschaft anhebt. Die Geschichtswissenschaft schreitet rüstig in der ihr von Sze-ma Ts'ien gewiesenen Bahnen fort. Ihre nächstbedeutenden Leistungen sind das Ts'ien-Han-schu, die Geschichte der ersten Han-Dynastie, Ende des 1. nachchr. Jahrhunderts von dem auch als Dichter hervorragenden Pan Ku († 92) geschrieben und von seiner Schwester Pan Tschau abgeschlossen, und das Hou-Han-schu, die Geschichte der späteren Han, im 5. Jahrhundert von Fan Yeh verfaßt. Das nächste unter den offiziellen Geschichtswerken ist das San-kuoh-tschi, die Geschichte der drei Dynastien des 3. Jahrhunderts, und diesem reihen sich die Geschichtswerke der übrigen Dynastien, das Tsin-schu, Liu-Sung-schu usw. an. Jedes Geschichtswerk ist nur aus offiziellen Dokumenten zusammengestellt und erst längere Zeit nach dem Sturz der betreffenden Dynastie geschrieben, so daß niemand mehr ein Interesse an einer Entstellung der Tatsachen haben konnte. Alle diese amtlichen Geschichtswerke sind daher absolut zuverlässig. Das letzte Werk dieser Reihe ist die Geschichte der Ming-Dynastie, die bis zu deren Sturz 1644 reicht. Die Geschichte der Ts'ing wird erst gegenwärtig geschrieben.

1) Die besten europäischen Ausgaben und Übersetzungen der chinesischen Klassiker sind wohl die des Jesuitenpaters Couvreur, Les quatre livres, Ho-kien-fu 1895, Le Cheu-king (Schi-king), das. 1896, Le Chou-king (Schu-king), das. 1897, Le Li-ki, das. 1899. Auch die älteren Übersetzungen der Jesuiten sind teilweise recht gut. Dagegen ist die bekannte Ausgabe von Legge (The Chinese Classics, Hongkong 1861—1872, 5 Bde.), gänzlich unzuverlässig und Nichtsinologen nicht zu empfehlen. Auch die deutschen Übersetzungen von Richard Wilhelm (Die Religion und Philosophie Chinas, Jena, Eugen Diederichs) sind trotz anziehender Form der Darstellung philologisch und philosophisch nicht genügend.

Neben den offiziellen Geschichtswerken gibt es auch zahlreiche Privatarbeiten auf historischem Gebiete, die natürlich wie anderwärts mit vorsichtiger Kritik benutzt werden müssen. So behandelt das Si-king-tsah-ki, „Allerlei Denkwürdiges aus der westlichen Hauptstadt“, die Lokalgeschichte von Tsch'ang-ngan unter den Han; ein sehr interessantes Werkchen des 4. Jahrhunderts, das Schi-i-ki, stellt Begebenheiten zusammen, die in den offiziellen Geschichtswerken nicht erwähnt werden, und dergleichen mehr. Das erste die gesamte Geschichte Chinas umfassende Werk, das T'ung-kien-kang-muh, wurde im 11. Jahrhundert von Sze-ma Kuang in Angriff genommen und im 12. von Tschu Hi in neuer Form herausgegeben. Es ist seitdem mehrfach ergänzt und bis auf die Neuzeit fortgeführt worden.

Die Poesie nahm unter den Han und ihren Nachfolgern einen hohen Aufschwung. Sie trägt ganz vorwiegend lyrischen Charakter, obgleich auch die Epik gelegentlich durch Balladen und historische Gedichte vertreten ist. An Stelle der unregelmäßigen Rhythmen der älteren Zeit treten mehr und mehr die fünf- und siebenfüßigen Verse mit ghaselischer Reimbindung, neben denen jedoch gelegentlich auch andere Metren vorkommen. Einen Höhepunkt erreichte die Dichtkunst bereits im 5. Jahrhundert, als die berühmten Dichter T'au Yüan-ming und Pau Tschau wirkten und die große Anthologie Wen-süan erschien. Die Glanzzeit der chinesischen Poesie aber bezeichnet das Zeitalter der T'ang, dessen Dichtungen, in Inhalt und Form gleich ausgezeichnet, Natur- und Seelengemälde voll innigen Naturgefühls und tiefster Herzenempfindung, zu den allerersten Schöpfungen der ganzen Weltliteratur gehören. Li T'ai-poh († 762), Tu Fu († 770), Poh Kü-yih († 846) und viele andre gehören zu den ersten Sternen dieser Periode, die bis auf die heutige Zeit als kaum je wieder erreichtes Muster gilt.

Unter den Wissenschaften tritt seit der Han-Zeit die Philologie in den Vordergrund, die in der Wiederentdeckung, Rekonstruktion und Interpretation der alten, in der Ts'in-Zeit zerstörten Texte eine reiche und dankbare Aufgabe fand. Die Lexikographie, deren erste Schöpfungen das Wörterbuch Schuoh-wen (121 n. Chr.) und das Dialektwörterbuch Fang-yen (um 100 n. Chr.) sind, die Paläographie, Epigraphik und Archäologie fanden eifrigste Pflege. Zahlreiche bedeutende Gelehrte, wie Liu Hiang und sein Sohn Liu Hin, der geniale, aber vielverleumdete Entdecker und Herausgeber des Tschou-li, des Tso-tschuan und anderer seltener Werke, Fuh Scheng, der erste Herausgeber des Schu-king, K'ung Ngan-kuoh, der Nachkomme und Interpret des Konfuzius, Tai Teh, Tai Scheng und Ma Jung, die Kompilatoren des Li-ki, und viele andre widmeten sich dieser Aufgabe. Die grammatischen Studien wurden besonders

durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit und der buddhistischen Literatur gefördert. Auf mathematisch-astronomischen Gebiete war, wie schon früher, Indien gleichfalls vorbildlich; auf medizinisch-naturwissenschaftlichem sind die zahlreichen Pen-ts'au, pharmakologisch-naturgeschichtliche Werke, von Wichtigkeit. Doch ist China in diesen Wissenszweigen immer stark vom Ausland abhängig gewesen, obgleich die Kenntnisse der Chinesen in der Heilkunde und Naturkunde seit alters ganz beträchtlich waren und die europäische Medizin sogar einzelne wichtige Entdeckungen, wie die Akupunktur und die Impfung, aus China übernommen hat. Auch die vielen technischen Erfindungen der Chinesen setzen ja einen erheblichen Vorrat an mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen voraus.

Die zweite Periode der nachklassischen Literatur beginnt mit einer Wiederbelebung der konfuzianischen Philosophie, mit der jetzt zugleich eine schon von Han Yü inaugurierte Reaktion gegen den Tauismus und besonders gegen den Buddhismus anhebt. Immerhin trägt die im 11. Jahrhundert einsetzende Naturphilosophie (Sing-li) noch deutlicher das Gepräge des Synkretismus als die Bestrebungen der Ts'in- und Han-Zeit. Der bedeutendste Denker der Sung-Zeit ist Tschou Tun-i (1017—1073), dessen Schriften, das T'ai-kih-t'u und das T'ung-schu, die ersten wirklichen Systeme der chinesischen Philosophie darstellen. Seine Schüler Tsch'eng Hau und Tsch'eng I, ferner Tschang Tsai und andre haben die Philosophie der Sung-Zeit weiter ausgebildet; aber zu einem auch praktisch wirksamen Lehrgebäude hat sie erst Tschu Hi (1130—1200) ausgestaltet.

Dieser Mann, der als Philosoph, Philologe, Historiker, Nationalökonom, Politiker und Volkserzieher eine geradezu überwältigend reiche und wirksame Tätigkeit entfaltet hat und nächst K'ung-tze vielleicht als der größte Sohn Chinas gelten darf, hat dem Konfuzianismus den endgültigen Sieg im Geisteskampf errungen und Metaphysik uud Ethik sowohl in seinen Kommentaren zu den klassischen Schriften wie auch in seinen eigenen Werken auf eine feste Basis gestellt. Er ist nicht nur der Schöpfer der modernen Sprache, sondern auf ihn führt auch die gesamte geistige Entwicklung Chinas seit dem Ende der Sung-Zeit zurück. Und diese Entwicklung geht nun seit der Sung-Periode in der Hauptsache nicht mehr vorwärts, sondern in die Breite. Während die literarische Produktion sich stetig steigert, hat die vierte Periode des chinesischen Schrifttums (1200—1900) nur wenig Neues gegen früher aufzuweisen. In der Philosophie treten wohl noch einzelne selbständige Geister auf; der bedeutendste vielleicht Tschu Hi's Gegner Wang Yang-ming (1472—1528), der namentlich auf die japanische Philosophie starken Einfluß ausgeübt hat; aber sie haben für China selbst kaum Be-

deutung besessen. Die Poesie zeigt schon in der Sung-Zeit kaum noch eine Weiterentwicklung, sondern wird mehr und mehr zur bloßen Verskunst, die sich mehr in eleganter Routine und in gelehrten Anspielungen als im Ausdruck wahren Gefühls gefällt. Aber nichtsdestoweniger hat es auch in China zu allen Zeiten wirkliche und bedeutende Dichter gegeben; so ragt unter den Sung Su Tung-p'o († 1101), unter den Ming Sung Schi und unter den Ts'ing Yüan Tze-ts'ai († 1797) hervor. Die wertvollsten Produktionen der chinesischen Literatur liegen in dieser Zeit auf wissenschaftlichem Gebiet. Sämtliche Zweige der Geisteswissenschaften werden aufs eifrigste bearbeitet, und wenn der europäische Sinologe auch häufig mit der Auffassung und Methode seiner chinesischen Kollegen nicht ganz einverstanden sein kann, so muß er doch Leistungen wie etwa den Werken von Ku Yen-wu († 1681) oder Yüan Yüan († 1849) größte Achtung und aufrichtigsten Dank bezeigen; denn auf ihnen beruht alles, was die ausländische Forschung geleistet hat. Charakteristisch für die chinesische Wissenschaft sind insbesondre die riesenhaften Sammelwerke, die vielleicht das Vorbild unseres europäischen Enzyklopädienwesens waren. Schon das 10. Jahrhundert sah in der 983 erschienenen Enzyklopädie T'ai-p'ing-yüh-lan ein solches Unternehmen; größer noch noch ist das Wen-hien-t'ung-kau des Ma Tuan-lin (1245—1322), und beide übertrifft das zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf Befehl Kaiser Yung-loh's zusammengestellte Yung-loh-ta-tien, das wegen seines ungeheuern Umfangs — fast 23 000 Bände — nicht gedruckt werden konnte und beim Brande der kaiserlichen Bibliothek in Peking 1900 zugrundeging. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschien das reichillustrierte San-ts'ai-t'u-hui des Wang Ki, und unter K'ang-hi wurde die 5044 Bände umfassende Riesenenzyklopädie T'u-schu-tschih-tsch'eng kompiliert, die 1725 im Druck herauskam. Erwähnt werden müssen auch die beiden großen Thesauri der chinesischen Sprache, die unter K'ang-hi verfaßt wurden, das K'ang-hi-tze-tien, das Grimm'sche Wörterbuch Chinas, und das P'ei-wen-yün-fu, eine riesenhafte Konkordanz der ganzen chinesischen Literatur, der wohl kein anderes Volk etwas Ähnliches an die Seite stellen kann.

Seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts nun beginnt in der chinesischen Literatur, zum Teil unter europäischem Einfluß, aufs neue eine Renaissance. Schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts gewann die Richtung des Konfuzianismus, die gegen Tschu Hi und die herrschende Orthodoxie ankämpfte, wieder Boden, und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hat dieser Reformkonfuzianismus, besonders von K'ang Yo-wei und seiner Schule vertreten, eine reiche philosophisch-staatswissenschaftliche Literatur hervorgebracht, die den Zweck verfolgt, den Konfuzianismus aus

den Bahnen der Sung-Zeit herauszuführen, ihn aus den Quellen, die unter diesem Gesichtspunkt mit neuem Eifer studiert werden, neu zu begründen und den modernen Verhältnissen anzupassen. Natürlich stehen sich die verschiedensten Richtungen gegenüber, die bald, wie K'ang Yo-wei's Anhänger, das Altertum als einzig erstrebenswertes Ziel hinstellen, bald, wie Ts'ai Yüan-p'ei, radikal mit ihm brechen wollen. Eine ganz eigenartige Stellung nimmt der auch im Ausland wohlbekannte Philosoph Ku Hung-ming ein, der ein orthodoxer Konfuzianer alter Schule, aber mit europäischer Bildung durchtränkt ist und mehrere lesenswerte Werke in fremden Sprachen geschrieben hat. Auch die gesamte Wissenschaft Chinas hat unter diesem Gesichtspunkt einen neuen Aufschwung erlebt. Wenn sich in den Naturwissenschaften die Tätigkeit meist nur auf die Übernahme europäischen Wissens beschränkt hat, so sind dafür in den Geisteswissenschaften erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen, und Namen wie die der Altertumsforscher Wu Ta-tsch'eng und Lo Tschen-yü haben auch im Ausland guten Klang. Welche Veränderungen die schöne Literatur etwa durchmachen wird, läßt sich noch nicht sagen.

Zwei Literaturgattungen, den Roman und das Drama, haben wir noch nicht behandelt. Denn diese, die nicht in der Schriftsprache, sondern im Konversationsstil geschrieben sind, werden von den Chinesen selbst nicht zur eigentlichen Literatur gerechnet; als solche bezeichnen sie vielmehr nur die vier Kategorien king, Klassiker, schi, Historiker, tze, wissenschaftliche, und tschih, poetische und schöngeistige Werke. Die Unterhaltungsliteratur dagegen gilt sowohl inhaltlich wie stilistisch als etwas durchaus Untergeordnetes, obwohl sie in ihrer Art Ausgezeichnetes geschaffen hat. Der Roman reicht, wie wir gesehen haben, weit ins Altertum zurück, doch sind uns Werke der heute üblichen Art erst aus der Sung-Zeit überliefert. Seine Hauptgattungen sind der historische, der soziale und der religiös-phantastische Roman. Der berühmteste der historischen Romane ist das im 13. Jahrhundert von Lo Kuan-tschung verfaßte San-kuoh-tschi-yen-i, eine vorzügliche Bearbeitung des Geschichtswerkes San-kuoh-tschi. Der Gesellschaftsroman zeichnet sich durch hervorragenden Realismus und mustergültige Charakterschilderung aus, so daß schon die Romane der Ming-Zeit mit modernen europäischen Literaturerzeugnissen durchaus auf eine Stufe gestellt werden können. Die berühmtesten Werke dieser Gattung sind die aus dem 17. Jahrhundert stammenden großen Sittenromane Hung-lou-meng und Kin-p'ing-mei. Der religiös-phantastische Roman nimmt seine Stoffe aus der buddhistischen und tauistischen Götterwelt und — mit besondrer Vorliebe — aus dem Verkehr zwischen Geistern und Lebenden. Nicht weniger alt und ausgebildet als der Roman ist

auch die Novelle, von der schon manches kleine Meisterstück — meist aus den Novellensammlungen Kin-ku-k'i-kuan, Liau-tschai-tschi-i usw. — in fremde Sprachen übertragen worden ist.

Die Anfänge des chinesischen Dramas gehen bis in die Urzeit zurück. Es hat sich aus den Tänzen und den schon im Schi-king überlieferten Wechselgesängen entwickelt, die bei festlichen Gelegenheiten aller Art inszeniert wurden. Schon 545 v. Chr. wird im Tso-tschuan von dramatischen Aufführungen berichtet, und in südchinesischen Gedichten des 3. vorchr. Jahrhunderts werden religiöse Schaustücke geschildert. Zur Han-Zeit gab es bereits Theater mit szenischen Vorrichtungen, auf denen Singspiele gegeben wurden. Ausländische, besonders indische und griechische Einflüsse haben viel zur Entwicklung der chinesischen Bühne beigetragen, die unter den T'ang, etwa seit den 8. Jahrhundert, zu ihrer heutigen Gestaltung gelangte. Als höchste Blütezeit der dramatischen Kunst gilt die Yüan-Periode; die spätere Zeit hat kaum noch wesentliche Fortschritte gemacht. Die Bühne ist heute im ganzen noch dieselbe wie zur T'ang-Zeit. Sie ist nach drei Seiten offen und sehr einfach ausgestattet; Kulissen und gemalter Hintergrund kommen nur selten zur Anwendung. Die einzige maschinelle Vorrichtung ist eine Falltür, das Geistertor, kuei-men, aus dem die Geistererscheinungen aufsteigen. Auch Verwandlungen gibt es im allgemeinen nicht, obgleich die Drehbühne eine chinesische Erfindung ist. Sie kommt aber in China nur beim Puppentheater zur Anwendung, während sie in Japan seit 1760 auf die Schaubühne übertragen wurde und von dort seit 1898 auch nach Europa gelangte. Dagegen wird viel Wert auf glänzende und auch historisch getreue Kostüme gelegt. Die Chinesen sind ausgezeichnete Schauspieler. Von der Thronbesteigung K'ien-lung's (1736), dessen Mutter selbst Schauspielerin gewesen war, bis zum Sturz der Mandschudynastie (1912) war Frauen das Auftreten auf der Bühne verboten; daher wurden in dieser Zeit auch weibliche Rollen von Männern dargestellt. In der dramatischen Literatur Chinas lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden; das religiös-phantastische, das historische, das Gesellschaftsdrama und das Lustspiel. Infolge der großen Rolle, die Gesang und Orchesterbegleitung dabei zu spielen pflegen, steht das chinesische Drama im ganzen unserer Oper näher als unserm Schauspiel.

Das Puppentheater ist in China gleichfall sehr alt und stammt ursprünglich vielleicht aus Zentralasien, ist jedenfalls von dort und später auch von Indien und Griechenland her stark beeinflußt worden. Den griechischen Einfluß verrät schon das chinesische Wort für Marionette, kuei-lei, alt kuk-li, das in dem Zigeunerwort kukli wiederkehrt und auf griech. κοῦκλα „Puppe" zurückgeht. Das Puppenspiel scheint anfangs dazu gedient zu haben, bei den Trauer-

feierlichkeiten die Lebensgeschichte des Verstorbenen darzustellen. Seit der Han-Zeit wurde es dagegen allmählich zur Volksbelustigung. Auch das (gleichfalls griechische?) Automatentheater wird schon bei Lieh-tze (4. Jahrhundert v. Chr.) erwähnt.

Das Schattentheater ist zur Han-Zeit aus den Zaubervorstellungen bei spiritistischen Sitzungen hervorgegangen, in denen man die „Schatten" der Abgeschiedenen erscheinen ließ, hat aber anscheinend erst zur Sung-Zeit allgemeine Verbreitung gefunden. Es scheint das indische und türkische Schattenspiel beeinflußt und auch von ihnen wieder Anregungen empfangen zu haben. Die Schattenbühne legt im Gegensatz zur Schaubühne viel Wert auf szenische Ausstattung und hat es auch in der Darstellung zu hoher künstlerischer Vollendung gebracht.

Eine periodische Tagesliteratur hat sich in China eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten nach europäischem Vorbild entwickelt; doch gibt es in der Hauptstadt ein schon seit dem 11. Jahrhundert regelmäßig erscheinendes Regierungsorgan, den Kin-pau, „Residenzzeitung". Jetzt erscheinen überall Zeitungen und Zeitschriften aller Art; verschiedene archäologische und kunstgeschichtliche Publikationen genießen auch in der internationalen wissenschaftlichen Welt Ansehen. Früher, vielfach auch noch jetzt, ersetzten öffentliche Anschläge, die schon im Altertum in den Tortürmen angeheftet wurden, die Presse. Unsere Plakatkunst, ja vielleicht sogar unser ganzes modernes Reklamewesen stammt in letzter Linie aus China, wo dieser Zweig der Tagesliteratur schon seit alter Zeit hochentwickelt ist.

b) Die Kunst

Mehrfach haben wir uns schon mit jenen Zweigen künstlerischer Tätigkeit befassen müssen, die wir als kunstgewerbliche zu bezeichnen pflegen. So bleibt uns hier nur noch die Betrachtung der sogenannten höheren Künste übrig, der Plastik und der Malerei.

Es muß aber gleich hervorgehoben werden, daß eine solche Zweiteilung und Bewertung des künstlerischen Schaffens dem Chinesen selbst völlig fern liegt. Sie ist ihm ebenso unbekannt wie unsere Unterscheidung von darstellender und dekorativer oder von Nutz- und Zierkunst. Die ostasiatische Kunst ist nicht, wie die europäische, ein Ausläufer, gewissermaßen ein Anhängsel der Gesamtkultur, sondern sie durchdringt die ganze Zivilisation, so wie es im Altertum auch im Okzident der Fall war. Der Ostasiat hat es verstanden, den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben aufrechtzuerhalten, den wir verloren haben und erst jetzt unter dem Einfluß eben des fernen Ostens wiederzugewinnen bestrebt sind. Natürlich liegt das nicht an einer besonderen künstlerischen Begabung, sondern ist eine Folge der gesamten Kulturentwicklung, die nicht,

wie in Europa, sprunghaft und zerrisse[illegible]
und harmonisch vor sich gegangen ist. [illegible]
darum trotz ihrer hohen technischen und [illegible]
jener der Primitiven darin näher, daß [illegible]
Charakter des Dekorativen und Symboli[illegible]
künstlerische Gestaltung und Ausschmückun[illegible]
für sie nicht etwas Nebensächliches und Will[illegible]
das für den Charakter, ja nach uraltem [illegible]
Verwendbarkeit des Gerätes ganz wesentli[illegible]
in China nichts, das nicht künstlerisch he[illegible]
ornamentiert wäre; aber es gibt auch keine [illegible]
Zweck hätte, dekorativ und symbolisch zu wi[illegible]
stellende, vom Leben losgelöste Kunst hat sich [illegible]
wickeln können. Die Charakteristik, die Osc[illegible]
europäischen Kunst gibt: „All art is quite usele[illegible]
ins gerade Gegenteil verkehrt werden.

Der enge Zusammenhang mit dem täglich[illegible]
chinesischen Kunst freilich auch gewisse Schranken [illegible]
wesentlichen den Konventionalismus herbeigeführt, [illegible]
im Altertum zeigt, für die neuere Kunst aber besonder[illegible]
ist. Aber anderseits haben die Grenzen, die die [illegible]
Kunstbetätigung zog, die Ausbildung des einmal Vo[illegible]
Technik und Auffassung zu einer erstaunlichen Fertigk[illegible]

Die bildende Kunst ist natürlich so alt wie di[illegible]
Kultur selbst und tritt von Anfang an als Ornamenta[illegible]
Die älteste chinesische Ornamentik bestand, wie das [illegible]
Ursprung aller primitiven Kunst nachgewiesen hat, in [illegible]
ahmung und rhythmischen Wiederholung jener Flechtmu[illegible]
andern Eindrücke, die bei der Herstellung von Gefäßen und [illegible]
von selbst entstehen. Ist doch das Schriftzeichen „Orn[illegible]
(wen) eine Darstellung des Flechtmusters. Daneben tritt abe[illegible]
die umgebende Natur schon früh in den Gesichtskreis des Men[illegible]
Zuerst erregt das Tier seine Aufmerksamkeit, während die Pfl[illegible]
erst viel später zur Darstellung gelangt. Noch in der Hia[illegible]
bestreitet das Tier neben den alten geometrischen Ornamenten, [illegible]
dem Wolkenmuster, dem nicht etwa erst aus Griechenland üb[illegible]
kommenen Mäander und ähnlichem den ganzen Reichtum a[illegible]
Verzierungen, während unter den Schang daneben auch schon das
Pflanzenmuster erscheint. Zur Tschou-Zeit entwickelt sich durch
Verbindung der Tier- und Pflanzenformen mit der geometrischen
Ornamentik eine Fülle neuer Kunstformen; auch die menschliche
Gestalt tritt jetzt allmählich in den Gesichtskreis des Künstlers.
Seither ist die Ornamentik zwar an Fülle der Ausdrucksformen
immer wieder bereichert worden, ihrem Wesen nach aber unver-

ändert geblieben. Bis heute ist sie symbolisch und redend; d. h. sie deutet den Zweck und oft sogar die Kulturgeschichte des verzierten Gegenstandes an, steht also mit dessen Charakter in innigstem Zusammenhang. Hierdurch wird sie nicht nur höchst sinnig und reizvoll, sondern auch für den Kulturhistoriker ungemein wichtig.

Die Anfänge der chinesischen Plastik gehören, wenigstens was die Tierdarstellung anbelangt, bereits der Urzeit an. In diese reichen die tönernen und hölzernen Gefäße in Tierform zurück, die später in Bronze nachgebildet werden. Sodann sind die beim Totenkult gebrauchten Strohnachbildungen von Tieren und wohl auch von Menschen schon für das hohe Altertum bezeugt, und die Tschou-Zeit besaß bereits automatisch federnde Holzfiguren, die dem Toten an Stelle der alten Menschenopfer ins Grab mitgegeben wurden. Aber auch sonst hat die Tschou-Zeit die menschliche Gestalt schon frei nachgebildet; so hören wir von Bronzedreifüßen in menschlicher Form, von Bronzestatuen verdienter Krieger und Staatsmänner, von Ahnenfiguren und dergleichen mehr. Aus der Han-Zeit sind uns dann nicht nur Beschreibungen, sondern auch einzelne Kunstdenkmäler selbst erhalten. Da sind zunächst die oft höchst lebenswahren, jetzt meist aus Gräbern in immer größerer Zahl bekannt werdenden tönernen Nachbildungen von Menschen und Tieren, die freilich schon stark unter dem bereits im 4. vorchristlichen Jahrhundert nachweisbaren griechisch-indischen Einfluß stehen; ferner jene durch Chavannes' Veröffentlichung auch in Europa bekannt gewordenen Steinskulpturen aus Schan-tung, die freilich infolge des spröden Materials — und vielleicht auch durch archaisierende Tendenzen? — noch einen ziemlich primitiven Eindruck machen und sich etwa ägyptischen und assyrischen Felsbildern kaum an die Seite stellen lassen. Zu voller Ausbildung ist die Skulptur erst in den folgenden Jahrhunderten gelangt, als mit der buddhistischen Religion griechisch-indischer Schönheitssinn die chinesische Kultur vollständig durchdrungen hatte und in den Felsskulpturen und reichausgeschmückten Höhlentempeln der Wei- und T'ang-Zeit seine durch Naturwahrheit und religiöse Erhabenheit gleich ausgezeichneten Werke schuf. Schon die Sung-Zeit hat — was mit dem Rückgang des Buddhismus seit dem Ende der T'ang-Periode zusammenhängen mag — auf dem Gebiet der Steinskulptur Entsprechendes nicht mehr geleistet. Seither hat die Plastik ihr Bestes auf dem Gebiet der Kleinkunst geschaffen, die besonders in den Statuen tauistischer und buddhistischer Götter und Heiligen bis heute immer neue, allerdings mehr durch hervorragende Technik als durch neue Ideen bemerkenswerte Schöpfungen hervorbringt.

Die chinesische Malerei hängt in ihrem Ursprung aufs engste mit der Schrift zusammen, und bis heute stehen beide in inniger

Wechselbeziehung. Die Schrift hat ihren malerischen Charakter getreulich bewahrt, sowohl in der Anlage und Komposition ihrer Bildzeichen wie auch in der gefälligen Schönheit ihrer Formen; ist doch die Kalligraphie eine hochgeschätzte Kunst und die schöngeschriebene Spruchrolle einem guten Gemälde gleichgeachtet. Ebenso verleugnet die Malerei ihren graphischen, dekorativen Charakter nicht. Und auch äußerlich pflegen beide miteinander verbunden zu werden; die Stimmung eines Gemäldes wird gern durch einen daneben gesetzten Dichterspruch ergänzt, und der Maler ist häufig selbst zugleich Dichter und Kalligraph.

Muß die Malerei somit auch als urzeitliche Kunst gelten, so fehlt es doch für das höhere Altertum an bestimmten Nachrichten über sie. Zwar hat man in einer Notiz des Schu-king aus der Zeit des Schangkönigs Wu-ting (1324—1265 v. Chr.) einen Hinweis auf eine damals bestehende Porträtmalerei finden wollen; allein die Stelle ist zu kurz und zu dunkel, um einen solchen Schluß zu rechtfertigen. Auch aus der älteren Tschou-Zeit ist, von einer gelegentlichen Erwähnung gemalter Tiger als Schutzgottheiten im Tschou-li abgesehen, nichts Sicheres über Malerei überliefert. Nichtsdestoweniger muß die Malerei als Kunstübung damals schon betrieben worden sein und auch schon eine beträchtliche Vollendung erreicht haben. Denn um 300 v. Chr. beschreibt K'üh Yüan in dem Gedicht T'ien-wen (Himmelsfragen) ausführlich eine Reihe von Wandgemälden mythologischen und historischen Inhalts, die verfallene Tempelhallen der Könige von Ts'u schmückten und etwa um 450—400 v. Chr. entstanden sein dürften. Damals war also die Malerei schon völlig ausgebildet und muß, auch wenn wir den starken indischen Einfluß in Rechnung ziehen, bereits eine lange Entwicklung hinter sich gehabt haben. Im 4. und 3. Jahrhundert mehren sich die Nachrichten über Gemälde, und die Han-Zeit kultivierte bereits alle Zweige malerischen Genres; die Porträtmalerei ist seit dem 1. vorchr. Jahrhundert durch zahlreiche Berichte beglaubigt, und zu jener Zeit werden auch zuerst die Namen einzelner Maler genannt. Die Weiterentwicklung der Malerei gestatten uns die vielen kunstgeschichtlichen Darstellungen älterer und neuerer Zeit, wie auch die seit der T'ang-Zeit auf uns gekommenen Originale und Kopien von Bildern lückenlos zu verfolgen. Bis zur Ming-Zeit ist eine stete Verfeinerung zu bemerken, und erst seither beginnt sich auch in diesem Kunstzweige langsam eine Erstarrung zu zeigen, obwohl technische und zum Teil doch wohl auch innere Fortschritte bis in die Gegenwart nicht zu verkennen sind. Die europäische Malerei ist wiederholt von der chinesischen beeinflußt worden; zum erstenmal schon in der Renaissance, wo Lionardo da Vinci's Mona Lisa, deren Hintergrund eine typische chinesische

Lößlandschaft bildet, ein unzweideutiges Beispiel fernöstlicher Einwirkung bietet; ein zweitesmal in der Zeit der Chinoiserien des 17. und 18. Jahrhunderts und endlich in der Gegenwart, wo mehrere der wichtigsten Stömungen unserer modernen Malerei, wie der Impressionismus und Naturalismus, durch Vermittlung der japanischen Kunst aus chinesischer Quelle zu uns gekommen sind.

Wie die andern Künste, so ist auch die chinesische Malerei im wesentlichen nicht darstellend, sondern dekorativ und symbolisch. Ein chinesisches Bild, sei es nun eine Landschaft, ein Tier- oder Blumenstück, ein Porträt oder Götterbild oder eine historische Szene, soll nicht Gegenstände als solche wiedergeben, sondern schmücken, anregen, erbauen, vor allem Stimmung erwecken. Darum ist alles, was dazu beiträgt, Umrisse, Bewegung, Ausdruck, vor allem auch die Farben des Bildes oft ganz meisterhaft wiedergegeben, während die Zeichnung selbst vielfach vernachlässigt und häufig verfehlt ist. Der dekorative Charakter der chinesischen Malerei zeigt sich insbesondere darin, daß sie jede Andeutung von Schatten ängstlich vermeidet. Ebenso hängt damit das Fehlen der Perspektive zusammen, die den Chinesen allerdings nicht ganz unbekannt ist. Vielmehr malten, wie Hirth gezeigt hat, schon zur T'ang- und Sung-Zeit manche Maler mit ganz naturgetreuer Perspektive; die Mehrzahl allerdings bevorzugt noch heute eine geradezu umgekehrte oder auch eine aus beiden Methoden kombinierte Darstellungsweise. Auch die Einführung der europäischen Perspektive durch die Jesuiten im 17. Jahrhundert hat nicht allzuviele Nachahmer gefunden. Ebensowenig hat sich damals die Ölmalerei einbürgern können; der Chinese malt seit jeher ausschließlich Aquarell.

Was dem europäischen Betrachter chinesischer Malerei besonders aufzufallen pflegt, ist die stiefmütterliche Behandlung der menschlichen Gestalt. Während Tiere, Pflanzen, Felsen und Wolken mit verblüffender Naturtreue und sorgsamster Berücksichtigung aller Einzelheiten dargestellt werden, legt der Chinese beim Menschen nur Wert auf den Gesichtsausdruck, die Haltung und — das Kostüm, das er ebenso liebevoll behandelt wie das Gesicht. Die Anatomie des Körpers wird hingegen gänzlich vernachlässigt, und nackte Figuren finden sich fast gar nicht dargestellt; abgesehen von einzelnen buddhistischen Heiligentypen und von erotischen Szenen, die aber meist erst unter europäischem Einfluß entstanden und ausnahmslos greulich verzeichnet sind. Diese Erscheinung aber führt uns wieder zu einem Punkt, der einen prinzipiellen Unterschied nicht nur zwischen der Kunst, sondern zwischen der ganzen Lebens- und Weltanschauung Chinas und Europas darstellt.

Die europäische Kunst erblickt ihr vornehmstes, ja vielfach ihr einziges Motiv in der Darstellung des weiblichen Körpers, während

die chinesische dieses Vorwurfs völlig ermangelt. Das ist in letzter Linie eine Folge der verschiedenen gesellschaftlichen Entwicklung beider Kulturkreise, die wir schon früher skizziert haben. Die europäische Entwicklung hat alle sozialen Verbindungen zerrissen und als einzige das Band zwischen den Geschlechtern übriggelassen. Daher nimmt die Frau im Leben des Europäers und infolgedessen auch in seinem Denken eine universelle, alles andre verdrängende Stellung ein, die unsere ganze Weltauffassung in immer stärkerem Maße durchdringt. Der Europäer ist, wie es der singalesische Philosoph Lionel de Fonseka ausdrückt, ein Pangynist, für den alles Schöne, Verehrungswürdige unter den Begriff des Weiblichen fällt. Wir können uns das Schöne nur als weiblich vorstellen und sehen infolgedessen auch die ganze Natur durch eine anthropomorphisierende Brille, die sie uns personifiziert und verweiblicht erscheinen läßt. Beim Ostasiaten ist all dies ganz anders. Da er nicht als Individuum, sondern als Glied sozialer Verbände lebt, so kann er seinen persönlichen Neigungen weniger frei folgen als der Okzidentale, und daher spielt die Frau auch in seinem Leben und Denken nicht die alles überragende und verdrängende Rolle wie bei uns. Darum sieht er Welt und Natur nicht, wie wir, in weiblicher Gestalt, sondern indifferent, wie sie tatsächlich sind. Und darum ist, trotz ihres Konventionalismus und trotz mancher primitiv anmutenden Eigentümlichkeit, die ostasiatische Kunst gegenüber der europäischen in mancher Hinsicht die naturgetreuere und wahrere.

c) Die Religion

Die kulturgeschichtliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat uns gezeigt, daß das menschliche Denken überall aus den Existenzbedingungen hervorgewachsen ist, unter denen seine Träger leben. So ist auch die merkwürdigste und wohl auch ursprünglichste Form höherer Geistesbetätigung, die Religion, also das Verhältnis, in dem sich der Mensch zur Natur bzw. zu den hinter ihr gedachten Gewalten fühlt, ihrer Entstehung und Entwicklung nach nichts weiter als eine Projektion der jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse auf den Himmel. Für China hat man diese Zusammenhänge, von einzelnen Ansätzen abgesehen, lange nicht erkannt, obgleich sie hier besonders klar zutageliegen. Erst die bahnbrechenden Forschungen Conrady's haben auch über dieses Gebiet helles Licht verbreitet und mit den höchst seltsamen Vorstellungen, die man früher über die chinesische Religion hegte, reinen Tisch gemacht. Wollte man früher die chinesische Religion als etwas ganz Eigenartiges hinstellen und ihr sogar so wesentliche Elemente wie eine Mythologie und ein Priestertum absprechen, so

sehen wir jetzt statt dessen, daß sich ihre Entwicklung in ganz normaler Weise Hand in Hand mit dem allgemeinen Gang der Kultur abgespielt hat und sich von der anderer Völker nicht wesentlich unterscheidet.

Man liest mitunter noch, die ursprüngliche Religion der Chinesen sei der Monotheismus gewesen; allein wir wissen heute, daß davon gar keine Rede sein kann. Der Monotheismus ist vielmehr in China wie anderswo ein ganz spätes Gewächs. Die älteste Religionsstufe ist vielmehr auch hier der Animismus, also die Naturbeseelung, die dem von der Natur so völlig abhängigen Primitiven die ganze Umwelt als freundlich oder feindlich und daher als beseelt erscheinen läßt. Neben dem Animismus oder gar noch unter ihm erscheint natürlich auch der Präanimismus, der Glaube an die Wirksamkeit des Zaubers, und beide Glaubensformen bilden bis heute die Basis der chinesischen Volksreligion. Der eigentliche Grundstock der alten Religion ist somit auch in China die Naturverehrung, nicht, wie man früher glaubte, der verhältnismäßig erst spät auftretende Ahnendienst. Von jeher bringt man der ganzen Welt, d. h. den sie beseelenden Geistern, Opfer dar, und die altchinesische Religion trägt nicht nur einen animistischen, sondern auch — was man gleichfalls sehr mit Unrecht bestritten hat — einen durchaus fetischistischen Charakter. Oder was ist es anders als reiner Fetischismus, wenn etwa vor dem Bogenschießen ein Gebet an die Schießscheibe gerichtet wird, wenn der Bauer vor der Feldbestellung dem Pflug — nicht etwa dem Gott des Ackerbaues, sondern dem Pfluggerät selbst — ein Opfer darbringt, oder wenn ein Heer einen Paß erst zu überschreiten wagt, nachdem der Paßgott in Gestalt eines Strauches abgehauen und mit dem Kriegswagen totgefahren worden ist? All diese und viele andre schon für die älteste Zeit beglaubigte Züge zeigen doch klar, daß die ursprüngliche Religion der Chinesen durchaus den Charakter des Fetischismus besaß. Dem entsprachen nun auch die ältesten Göttervorstellungen; man dachte sich, wie u. a. Lieh-tze überliefert hat, die Götter in Tiergestalt. Und dieser Zug führt nun schon zu einer höheren Stufe der Religion hinüber, zum Animalismus oder Totemismus, dessen Herausbildung sich in Zusammenhang mit der Fortentwicklung der Gesellschaft zur mutterrechtlichen Organisation vollzogen hat.

Die Stufe des Mutterrechts ist auf religiösem Gebiete stets vom Totemismus, dem Glauben an die Abstammung von nichtmenschlichen Ahnen, begleitet, und dieses gemeinsame Auftreten ist schwerlich zufällig, sondern sicher ursächlich, besonders wenn wir uns Frazer's geistvollen Darlegungen über den Ursprung der Totemvorstellungen anschließen. Nach ihm wurzelt der Totemglaube in der primitiven Unkenntnis der Vaterschaft, die dazu führte,

Dinge der Außenwelt als Schöpfer eines jeden Menschen anzusehen und sie als Vorfahren und Beschützer zu betrachten. Meist gelten natürlich die Geschöpfe, die die Aufmerksamkeit des Primitiven am meisten beschäftigen, die Tiere, als Erzeuger und Ahnen. Natürlich ist auch versucht worden, den Totemismus für China zu leugnen; doch ganz zweifellos mit Unrecht, denn es läßt sich eine ganze Menge von Beweisen dafür namhaft machen. Um hier nur einen der wichtigsten anzuführen: die alten Herrschergeschlechter Chinas kennen alle keinen menschlichen Stammvater, sondern nur eine Stammutter und führen daneben ein Tier, seltener eine Pflanze oder ein andres Naturobjekt, als Ahnherrn an. So leitete sich z. B. die Hiadynastie von dem Totems Yü (Reptil) und K'un (Fisch) her; das Reptil Yü verwandelte sich nach der in K'üh Yüan's Gedicht T'ien-wen (Himmelsfragen) überlieferten Stammessage in einen Bären und erzeugte mit seinem in einen Felsen verwandelten Weibe seine Nachkommen; bei seinem Kultus war — ein echt totemistischer Zug — der Gebrauch von Bärenfett verboten. Übrigens ist Totemismus auch bei andern den Chinesen sprach- und stammverwandten Völkern nachgewiesen; so bei den Miau-tze, die von dem Hunde P'an-hu abzustammen behaupten, bei den Tibetern, die sich von einem Affen herleiten und andern; ebenso auch bei unverwandten Mongolenvölkern, so bei den Türken, denen ein Wolf als Ahn galt, bei den Mandschu, deren Stammessage wie bei der chinesischen Dynastie Schang auf eine Schwalbe zurückführt und dergleichen mehr. Die Annahme Wundt's, daß der Totemismus eine der ganzen Menschheit gemeinsame Erscheinung darstelle, trifft also für die Völker Ostasiens jedenfalls zu.

Die der animistischen Religionsstufe entsprechende Kultform war auch in China der Schamanismus. Das alte China kannte zwei Arten von Schamanen; zumeist lag der Kultus, wie es dem mutterrechtlichen Zeitalter entspricht; in den Händen von Priesterinnen, den Wu. Daneben verrichteten aber auch Männer religiöse Funktionen, die Beter (Tschu) und Seher (Hi), in denen wir vielleicht die Priester der Männerbünde zu erblicken haben. Als oberste Naturgottheit verehrte man, wie wohl überall zur Zeit des Mutterrechtes, die Erdgöttin, die in totemistischer Weise als ein Tierweibchen, anscheinend eine Stute, gedacht wurde. Ihr Dienst war blutig, wie es der Chthonismus wohl stets verlangt hat; Menschenopfer wurden der Erde, wie aus Angaben im Schu-king hervorgeht, noch in frühhistorischer Zeit geschlachtet, und manche Anzeichen sprechen dafür, daß mit ihnen ursprünglich auch Kannibalismus verbunden war. Neben der Erde scheinen, dem Nomaden- und Jägerzeitalter entsprechend, unter den Naturgöttern besonders die vier Winde verehrt worden zu sein.

Aus dem Totemismus hat sich dann der Manismus, die Verehrung menschlicher Ahnen, entwickelt, und zwar wieder infolge des sozialgeschichtlichen Fortschrittes, den der Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht darstellt. Der Ahnenkult wurzelt wohl ursprünglich in einer allgemeinen Verehrung der Totengeister und hat unter dem Matriarchat jedenfalls schon bestanden, wie denn im Tschou-li noch Spuren von altem Mutterkultus zu finden sind. Aber dieser wird bald durch die gemeinsame Verehrung beider Eltern abgelöst, bis zuletzt der Vater ausgeprochen bevorzugt wird. Hand in Hand mit dem Erwachsen des Staates aus den alten Stammesverbänden hat sich dann durch Verschmelzung der Ahnenkulte der einzelnen Clans mit der Naturverehrung die chinesische Staatsreligion herausgebildet, die gleich ihren Vorstufen eine getreue Wiederspiegelung der irdischen Verhältnisse im Jenseits ist. Mit dem Aufkommen des Ackerbaues treten an die Stelle der alten Jagd- und Hirtengötter mehr und mehr die Vegetationsgottheiten; vor allem wird die Sonne, zuerst noch totemistisch als Stier, bald schon nach Ausweis der Schrift menschlich gedacht, der Mutter Erde als männlicher Himmelsgott, T'ien, an die Seite gestellt und als Vater des Weltganzen angebetet; nächst ihr verehrt man die Berge, um die sich die Wolken sammeln, und die Flüsse wie auch die Gestirne als regenspendende Ackerbaugötter. Neben den Himmelsgott, bald mit ihm gepaart und schließlich mehr oder weniger verschwommen identifiziert tritt dann die merkwürdige Gestalt des „höchsten Gottes", Schang-ti. Ursprünglich wohl nur ein totemistischer Korndämon ostchinesischen Ursprungs, tritt er mit der Dynastie des „Ostbarbaren" Schun zuerst auf, um unter den Hia wieder zu verschwinden, mit der gleichfalls aus dem Südosten stammenden Schangdynastie aber wieder an die erste Stelle zu rücken. Unter den Tschou wird er von deren Totem und Ackergott, dem Hirsedämon Hou Tsih, zurückgedrängt, um fortan nur noch als Erscheinungsform des nun schon gleichfalls seines konkreten Charakters beraubten und ins Pantheistische verflüchtigten Himmels zu existieren.

Das gesamte Pantheon der schon vielfach miteinander verschmolzenen und identifizierten Natur- und Ahnengeister ist nun schon im Altertum nach dem Vorbild des irdischen Staatswesens gegliedert worden, und demgemäß stuft sich auch der Kultus ab. Das Berufspriestertum, obzwar der offiziellen Hierarchie einverleibt, spielt schon unter den Tschou nur noch eine untergeordnete Rolle; ein eigentlicher Priesterstand hat sich nicht entwickeln können, obgleich die Beter und die stets mit ihnen gemeinsam auftretenden Schi (Astrologen und Historiker) Versuche zur Erringung einer bevorzugten Stellung durch Geheimhaltung der heiligen Formeln und ähnliches gemacht haben. Der Seelenkult ist vielmehr ausschließ-

lich Sache des Familienhauptes und seiner Gattin geworden; er bildet die Basis des öffentlichen Kultus, dessen nächste Stufe die Verehrung der Clanahnen darstellt. Repräsentieren diese die himmlischen Vertreter der irdischen Familiensiedlungen, so haben nun weiterhin auch die Bezirke und Landschaften ihre den regierenden Fürstenhäusern entstammenden und mit den lokalen Naturgottheiten gleichgesetzten Schutzgötter, deren Kult den Landesherren und den sie vertretenden Beamten obliegt. Endlich findet die Reichsreligion ihren krönenden Abschluß in dem Kult des Himmels, der Erde und der das Reich beschirmenden Gestirne, Berge und Ströme, der dem Kaiser vorbehalten ist und von ihm — gleichfalls unter der Form des Ahnenopfers — in seiner Eigenschaft als T'ien-tze, Himmelssohn, dargebracht wird [1]).

Dieses Religionsgebäude, das mit der staatlichen Organisation, wie man sieht, aufs innigste verknüpft und untrennbar verwachsen ist, besteht heute noch im wesentlichen; ja es ist gleich jener sogar noch wesentlich befestigt worden, seitdem mit dem Aufhören des Feudalwesens China ein reiner Beamtenstaat geworden ist und auch die Staatsreligion demgemäß jetzt, was allerdings im Altertum schon beabsichtigt war, einen bloßen Beamtenschematismus vorstellt. Aber eine schwere Krisis machte die Staatsreligion im Gefolge der gewaltigen politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen der ausgehenden Tschou-Zeit durch. Wenn sich auch die Form der chinesischen Religion im wesentlichen durch diese Zeit hindurch gerettet hat, so hat sich doch ihr Wesen damals geändert; an Stelle der mythologischen ist die rationalistische Denkweise, an Stelle der Glaubens- die Vernunftreligion getreten. Der Kultus nur ist im Prinzip unverändert geblieben, und in ihm liegt fortan der eigentliche Kern des Religionswesens. Freilich liegt auch gerade hierin ein Zurückgehen auf urzeitliche Anschauungen, für die der Ritus, nicht der Mythus das Wesentliche der Religion bildet.

Seit dem 8. vorchr. Jahrhundert löste sich das alte Lehensreich China allmählich auf. Die Fürsten machten sich mehr und mehr unabhängig, jeder Staat richtete seine eigene Regierung und seinen eignen Lokalkult ein, der König wurde immer mehr zu einer bloßen Repräsentationsfigur, einem machtlosen Schattenherrscher. Und im selben Maße, wie das Reich zusammenbrach und in Anarchie versank, löste sich auch sein Abbild im Jenseits auf; der Monotheismus — der freilich auch niemals „rein", so wenig wie der irdische Herrscher absolut war — wurde zum Pantheismus. Aber diese Erscheinung ist nicht als Verfall zu betrachten, sie ist im Gegenteil ein Ausdruck geistigen Fortschritts; die chinesische Philosophie erlebte

1) Die Ahnenopfer der kaiserlichen Familie, die der Kaiser als Privatmann seinen eigenen Vorfahren darbringt, haben mit diesem offiziellen Kultus natürlich nichts zu tun.

gerade damals ihre erste hohe Blütezeit. Im Gefolge der furchtbaren Notstände traten eine ganze Reihe philosophischer Schulen auf, die Sophisten, Sozialisten, Hedoniker und andre, die der wirtschaftlichen und sozialen Not und dem von ihr unzertrennlichen moralischen Verfall in verschiedener Weise zu steuern suchte. Erfolgreich war unter diesen vielen widerstreitenden Richtungen endlich jene, die am meisten auf historischem Boden fußte und sich mit der geschichtlichen Entwicklung am besten in Einklang befand, die des K'ung-tze, „Philosophen K'ung", den man in Europa als Konfuzius kennt.

K'ung K'iu, wie sein persönlicher Name lautet, wurde 551 v. Chr. zu K'üh-fou im heutigen Schan-tung, dem alten Lu, geboren. Er gehörte einer alten Adelsfamilie an, die von der Schangdynastie abstammte, aber in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er eignete sich eine umfassende wissenschaftliche Bildung an und bekleidete schon in seiner Jugend mehrere untergeordnete Ämter, die er aber beim Tode seiner Mutter (525) niederlegte. Hierauf lebte er lange Zeit als Privatgelehrter, mit philosophischen und historischen Studien beschäftigt, die ihn bald in großen Ruf und Beziehungen zu regierenden Persönlichkeiten brachten. 501 wurde er auf einen hohen Posten in seinem Heimatsstaate berufen und bald darauf zum Justizminister ernannt. In dieser Stellung entfaltete er seine äußerst segensreiche Tätigkeit, die für die wirtschaftliche und moralische Hebung des Volkes und die Kräftigung des Staates von höchster Bedeutung wurde. Aber durch neidische Intriguen mit seinem Landesherrn entzweit legte er 496 sein Amt nieder und zog mit einer Schar Schüler dreizehn Jahre lang lehrend und diskutierend von Staat zu Staat, bald geehrt, bald verfolgt, oft von Fürsten und Großen mit Ehren empfangen, doch ohne irgendwo einen Wirkungskreis für seine Absichten zu finden. 483 kehrte er nach Lu zurück und verbrachte seine letzten Lebensjahre, in literarische Studien vertieft, an seinem Heimatsort. Hier schrieb er auch sein großes Geschichtswerk, die unter dem Namen Tso-tschuan auf uns gekommene Kommentierung der Chronik von Lu. Er starb 478 und wurde feierlich bestattet. Sein Grab wird noch heute als kostbarstes Nationalheiligtum gehütet.

Was K'ung-tze wollte, war die Restitution des patriarchalischen Altertums. In der Rückkehr zu dessen Bahnen, in der Wiederaufrichtung einer starken Zentralregierung, deren alleiniges Gesetz das Wohl des Volkes ist, in der Wiederherstellung der politischen und sozialen Verhältnisse des Idealstaates von Yau und Schun, in dem jeder für das Gesamtwohl arbeitete und infolgedessen alle glücklich und zufrieden waren, erblickte er das ganze Heil und den einzigen Weg aus der Trostlosigkeit der Gegenwart.

Er will deshalb den Einzelmenschen vervollkommnen, um durch Besserung der Einzelnen die gesamte Gesellschaft reorganisieren zu können. Aber dieses Ziel sucht K'ung-tze nicht durch mythologische Gedankengänge, nicht durch Vorspieglung göttlicher Strafen und Belohnungen zu erreichen. Er wendet sich vielmehr lediglich an den menschlichen Verstand; er will das Individuum belehren, warum es in seinem eigenen wie im Gesamtinteresse seine Pflichten gegen Familie, Staat und Gesellschaft erfüllen muß. Dieser reine Intellektualismus ist es, der schon die Geister der Aufklärungszeit und noch mehr uns Moderne trotz der tiefgreifenden Verschiedenheit seiner Lebensauffassung von unserer individualistisch gerichteten an K'ung-tze so wesensverwandt anmutet, und der vielleicht im Weltgeschehen der Zukunft dem Konfuzianismus noch eine bedeutendere Rolle zuweisen wird als der faszinierenden, aber hohlen Mystik anderer Religionen.

Aber wenn K'ung-tze auch reiner Rationalist war, so darf man darum noch lange nicht denken, daß er der altchinesischen Religion etwa skeptisch oder gar ablehnend gegenübergestanden habe. Nichts lag ihm ferner; er war orthodoxer Chinese, der an der Überlieferung nicht zweifelte, er glaubte mit seinen Landsleuten an eine himmlische Macht und betrachte sich selbst als deren auserwähltes Werkzeug, durch das der Himmel die Welt regenerieren wolle. Nur dachte er sich wohl, wie dies seine Nachfolger jedenfalls getan haben, den Himmel nicht mehr in primitiv-anthropomorpher Weise als persönliche Gottheit, sondern als das über allem waltende, Natur und Gesellschaft regierende Weltgesetz. Im übrigen hat K'ung-tze Diskussionen über Metaphysisches stets ängstlich vermieden und von Glaubenssachen grundsätzlich nicht gesprochen. Das Wesentliche der Religion lag für ihn — und auch hierin knüpfte er an die Anschauungen des Altertums an — im Kultus, im Dienst der Ahnen und in dem auf diesem basierenden Staatskult Hier verlangt er getreueste Beobachtung auch der kleinsten Riten; denn diese Kulte sind das geistige Band, das Staat und Gesellschaft zusammenhalten, und ihre Vernachlässigung würde auch auf das Staatswesen unheilvoll zurückwirken.

K'ung-tze's religiös-politisches System bezweckte also die Wiederherstellung der altchinesischen Ethik und Religion zwecks Wiederaufrichtung des altchinesischen Staatswesens als der für Chinas Kultur einzig möglichen Daseinsform. Der volle Erfolg seiner Lehre hat bewiesen, daß er den rechten Weg dazu gefunden hatte. Aber es mußten noch mehrere Jahrhunderte nach K'ung-tze's Tode vergehen, bis sich der Konfuzianismus durchgerungen hatte. Nicht nur mit den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen hatte er schwer zu ringen, sondern auch mit feindlichen Geistes-

strömungen. Gegen ihn standen Sekten wie die des Moh Tih, der an Stelle des alten Gesellschaftsideals eine sozialistische, keine staatliche und gesellschaftliche Autorität mehr anerkennende Ordnung setzen wollte, und jene des Yang Tschu, der den schrankenlosen Individualismus im Gegensatz zur kollektivistischen Gesellschaftsordnung predigte. Aber der stärkste Gegner des Konfuzianismus war eine Religion, die nicht nur eine Schöpfung einzelner Kreise, sondern der Ausdruck einer ganzen Kultur war, der Tauismus. Alle anderen Sekten des Altertums hat der Konfuzianismus spurlos verschwinden lassen; den Tauismus hat er zwar besiegt, aber doch nur zu einem Kompromiß gezwungen, das jenem beträchtlichen Einfluß gewahrt hat.

Der Konfuzianismus, als Ausgestaltung und Vollendung der altchinesischen Religion, war in seiner verstandesgemäßen Nüchternheit, seinem Utilitarismus und seiner Formalität Weltanschauung und typisches Produkt des alten nordchinesischen Kulturkreises, der noch zur Tschou-Zeit das eigentliche China ausmachte. Ihm trat im Tauismus die Religion Südchinas entgegen, in dessen Gebirgen sich viel ältere Formen des Lebens und Denkens behauptet hatten als im Norden, und das nun, beim gegenseitigen Durchdringen nördlicher und südlicher Kultur, um seine Weltanschauung rang. Der Mann, mit dessen Namen der Tauismus untrennbar verknüpft ist, ist K'ung-tze's Zeitgenosse Li Poh-yang, stets mit seinem Beinamen Lau-tze, „der alte Philosoph", genannt. Von seinem Leben wissen wir nichts, als daß er ein südchinesischer Bauernsohn aus dem Reiche Ts'u und später Bibliotheksdirektor am Hofe der Tschou war. Aber dafür besitzen wir ein Denkmal seines Wirkens in dem einzigartigen Werke Tau-teh-king, dem „Buch von der Gottheit und der Tugend", in dem er seine Lehre niedergelegt hat.

Lau-tze war so wenig wie K'ung-tze der Schöpfer einer neuen Religion. Es besteht kein Zweifel, daß der Tauismus Jahrtausende älter ist als Lau-tze — finden sich doch schon in alten Büchern des Schu-king tauistische Zitate — und daß er nicht die Schöpfung eines einzelnen Mannes, sondern eine alte, spezifisch südchinesische Volksreligion ist. Lau-tze's Tendenz ist die gleiche wie die K'ung-tze's; auch er will die Menschheit aus der Not der Gegenwart durch Zurückführung in die Vergangenheit retten. Aber nicht das Altertum des Kulturstaates ist sein Ideal, sondern die ferne Epoche der Urzeit. Und wie weit seine Blicke zurückschweifen, ersehen wir mit Staunen aus dem Tau-teh-king: Lau-tze's goldnes Zeitalter ist der Zustand des Mutterrechts!

Das Tau-teh-king, das auf viel älteren Gedankengängen beruht, ja anscheinend größtenteils aus alten Zitaten besteht, dreht sich um die Verehrung einer Gestalt, die zwar bei Lau-tze schon

zeitgemäß pantheistisch aufgefaßt ist, aber ursprünglich zweifellos eine persönliche, höchste Gottheit des südchinesischen Pantheon war, das Tau, von dem der Tauismus seinen Namen trägt. Lau-tze nennt es wiederholt „das geheimnisvolle Tierweibchen, die Weltgebärerin, die Mutter alles Seins, das, was vor den Göttern da war" — es handelt sich also augenscheinlich um eine tiergestaltige, dem totemistischen Zeitalter entstammende Göttin. Lau-tze erwartet alles Heil von ihrem Dienste und von der Rückkehr zu dem von ihr gewollten Urzustand. Und dieser Zustand ist offenbar der des Mutterrechts; denn in einer patriarchalisch organisierten Gesellschaft hätten solche Gedanken unmöglich erdacht werden können. Der Staat und alle von den Konfuzianern gerühmten Tugenden des Staatsbürgers sind Lau-tze ein Greuel; nicht minder heftig zieht er gegen Besitz und Bildung und gegen alle Errungenschaften der Kultur zu Felde. Den traurigen Zuständen seiner Zeit stellt er das friedliche Bild eines kleinen Gemeinwesens der Urzeit gegenüber, das nichts von Obrigkeit, Steuern und Krieg weiß und in seiner primitiven Einfachheit wunschlos glücklich ist. Den Grund aller Leiden der Menschheit sieht Lau-tze in dem menschlichen Streben nach Kultur, nach Verbesserung des Natürlichen, dem er als Ideal das „Nicht-Handeln" gegenüberstellt, den Grundsatz, den Dingen ihren Lauf zu lassen und das Tau als Prinzip allen Geschehens sich auswirken zu lassen. Offenbar gehen diese Anschauungen auf ganz primitive Gedanken zurück; sie scheinen wie die Tau-Lehre einer alten südchinesischen Volksreligion zu entstammen. Aber wenn Lau-tze's Gedanken somit auch einen Ausfluß der südchinesischen Volksseele darstellen, so war seine Lehre doch viel zu spekulativ und unfruchtbar, um im praktischen China so ohne weiteres Aufnahme zu finden. Sie mußte erst praktischen Zwecken, der Zauberei und Alchimie, dienstbar gemacht und mit einer gehörigen Dosis populärer Vorstellungen versetzt werden, ehe sie das geistige Banner werden konnten, unter dem das Südchinesentum gegen den Norden in den Kampf zog.

Das schwere politische Ringen zwischen Nord und Süd, das das 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. erfüllt, spielt sich auf geistigem Gebiet in dem Kampfe zwischen Konfuzianismus und Tauismus ab. Beide Religionen erhalten in dieser Zeit die Form, die für sie bleibend geworden ist. Der Konfuzianismus wird durch K'ung-tze's Nachfolger, insbesondere durch Meng-tze (373—289) immer mehr demokratisiert und so zu einer wirkichen Volksreligion; der Tauismus verfolgt das gleiche Ziel, indem er sich mehr und mehr volkstümliche Anschauungen einverleibt und zugleich seine anziehendste Seite, die dem Südchinesen naheliegende Mystik, unter indischem Einfluß ausgestaltet. Zugleich sehen wir eine heftige

Polemik entstehen; schon K'ung-tze selbst weist im Lun-yü verschiedene Lehren Lau-tze's zurück, darunter dessen berühmtesten, aber auch verstiegensten Grundsatz: „Vergilt Haß mit Güte." Auf der andern Seite zeichnet sich besonders der Tauist Tschuang-tze, Meng-tze's Zeitgenosse, durch bissige Satiren gegen K'ung-tze und seine Richtung aus. Das dritte Jahrhundert führte mit dem Siege Schi-huang-ti's (221 v. Chr.) den politischen Triumph des Nordchinesentums herbei, aber zunächst noch nicht seinen religiösen. Gerade Schi-huang-ti war vielmehr ein Tauist und erbitterter Gegner des Konfuzianismus, gegen den er in schärfster Weise vorging. Dies hing schon mit seinen persönlichen Neigungen zusammen; er war selbst ein Mystiker und Anhänger des wüstesten Zauber- und Wunderglaubens; hatte aber vor allem politische Gründe. Schi-huang-ti wollte das Feudalreich endgültige beseitigen und darum jede Erinnerung an den Staat der Tschou und die Vorgeschichte des Landes radikal vernichten, und der Konfuzianismus, der so zäh an der Vergangenheit hing, war das stärkste Hindernis für seine Bestrebungen. Der brutale Versuch, durch Verbrennung aller historischen und konfuzianischen Werke und Niedermetzlung der protestierenden Gelehrten das Andenken ans Altertum zu vernichten (213 v. Chr.), hat zwar Schi-huang-ti's Namen mit ewiger Schmach bedeckt, aber im übrigen nur das Gegenteil seines Zweckes erreicht. Schon wenige Jahre später gelangte mit den Han, die aufs neue an der Tschou anknüpften, auch der Konfuzianismus wieder zu Ehren und erlebte, vom Glorienschein des Märtyrertums verklärt, eine großartige Renaissance; 57 v. Chr. wurde er zur Staatsreligion erhoben. Freilich ging es dabei nicht ohne allerhand Konzessionen an den Tauismus ab, wie sie schon die synkretistischen Bestrebungen der Ts'in-Zeit (s. S. 129) vorbereitet hatten. Die damals entstandenen konfuzianischen Klassiker, das Tschung-yung und noch weit stärker das Li-ki, weisen einen recht beträchtlichen Einschlag tauistischen Geistes auf, und es sind nicht immer ihre schlechtesten Gedanken, die sie dem Tauismus entlehnt haben.

Der Kampf zwischen Konfuzianismus und Tauismus hat trotzdem noch jahrhundertelang angedauert, obgleich der endgültige Sieg des Konfuzianismus nicht zweifelhaft sein konnte. Denn abgesehen davon, daß die verständige, klare und wissenschaftliche Lehre K'ung-tze's, die sich lediglich auf die Vernunft stützt und im übrigen jeder religiösen Überzeugung freies Spiel läßt, solange sie nur nicht am Ahnenkultus, der Grundlage des Staatswesen, rüttelt — abgesehen davon, daß diese Lehre unvergleichlich höher steht als die auf transzendenten und mystischen Ideen basierende Phantasiereligion des Tauismus, hatte der Konfuzianismus, der mit beiden Füßen

auf dem festen Boden der Wirklichkeit stand, von vornherein ein unendliches Übergewicht über die in der längst unwiederbringlich dahingeschwundenen Periode des Mutterrechts wurzelnde Taureligion. Vor allem aber behielt das Nordchinesentum seit der Han-Zeit das Übergewicht über den Süden und durchsetzte ihn allmählich immer mehr mit seinen Sitten und Anschauungen. Allerdings fand der Tauismus jetzt einen Bundesgenossen an der einzigen fremden Religion, die das chinesische Geistesleben zu beeinflussen verstanden hat, dem Buddhismus.

Der Buddhismus ist weit früher nach China gekommen, als man gewöhnlich annimmt. Vielleicht schon 217, jedenfalls 120 v. Chr. hören wir von der Anwesenheit buddhistischer Mönche in China, deren Tätigkeit die schon im 4. vorchr. Jahrhundert auf chinesischem Boden nachweisbare Sāmkhya-Yoga-Philosophie zweifellos die Wege geebnet hat. Als Han Ming-ti 63 n. Chr. eine buddhistische Mission nach China berief, gab es im Ho-nan bereits buddhistische Klöster, so daß der Schritt des Kaisers nur die offizielle Sanktion eines längst bestehenden Zustandes bezeichnete. Der Einfluß des Buddhismus auf das Chinesentum war im ganzen mehr äußerlicher Natur. Allerdings fand die buddhistische Ethik durchweg freundliche Aufnahme; aber eben, weil sie großenteils mit der altchinesischen übereinstimmte und sie höchstens in einzelnen Punkten ergänzte. Wenn man aber behauptet hat, der Buddhismus habe die Moral der Chinesen gehoben, insbesondre ihnen die Tugend des Mitleids eingepflanzt, so ist das doch im ganzen ein Irrtum. Die ganze großartige Wohltätigkeitspflege der Chinesen, die man ihm gern zuschreibt, ist eine alte und durchaus einheimische chinesische Einrichtung, an der der Buddhismus erst später teilnahm, wenn auch niemand seine großen Verdienste um dieses Gebiet bestreiten wird. Was dem Buddhismus Aufnahme in China verschaffte, waren vor allem seine kirchliche Organisation und sein glänzender Kultus, seine farbenreiche Götter- und Paradieseslehre und namentlich seine Ikonographie und künstlerische Kultur. Auch die umfassende Toleranz des Buddhismus kam hinzu; er war stets ängstlich bemüht, sich dem chinesischen Wesen anzupassen und seine Gefühle nicht zu verletzen. Aber seine eigentlichen pessimistischen Grundideen fanden wenig Anklang; solche Anschauungen konnten wohl in der degenerierenden Atmosphäre Indiens gedeihen, nicht aber in der gesunden Luft Chinas. Hier haben sie im wesentlichen nur in der Poesie einen Niederschlag gefunden, in der ihnen die altchinesische Sentimentalität schon den Boden bereitet hatte.

Der Einfluß des Buddhismus auf den Tauismus war sehr weitreichend. Insbesondere ist der Buddhismus für die Entstehung und Organisation der tauistischen Kirche vorbildlich geworden, und

diese hat ihm für die Ausgestaltung ihres Priester- und Mönchstums, ihres Tempel- und Klosterwesens, ihrer Mythologie, ihrer Dogmen und ihres Kultus unzählige Einzelheiten abgesehen. Doch geht es sicherlich zu weit, all dies direkt als Entlehnung aus dem Buddhismus zu bezeichnen. Wir haben schon gesehen, daß die altchinesische Religion ein Priestertum so gut wie eine Mythologie besaß, und ebenso gab es in China Einsiedler und Asketen so gut wie Tempel und Götterbilder lange ehe vom Buddhismus die Rede war. Eine selbständige Erscheinung ist im Tauismus insbesondere die Entstehung einer im Gegensatz zum chinesischen Buddhismus zentralisierten Hierarchie, die in einem Papsttum gipfelt. Diese Institution geht bereits in frühe Zeit zurück; der erste Papst, T'ien-schi, der Tauisten war ein im 1. Jahrhundert n. Chr. lebender Heiliger namens Tschang Tau-ling. Das Papsttum ist in seiner Familie erblich geblieben; seine Nachfolger, deren Befugnisse rein geistlicher Natur sind, residieren noch heute auf dem Lung-hu-schan in der Provinz Kiang-si. Der chinesische Buddhismus entbehrt dagegen einer einheitlichen Organisation und ist in 10 Schulen geteilt, die sich nicht dogmatisch, wohl aber durch stärkere Betonung einzelner Lehren und Vorliebe für bestimmte heilige Bücher, sowie durch kleine Unterschiede in Kultus und Klosterdisziplin unterscheiden.

Es lag in der Natur des Tauismus wie des Buddhismus, daß beide Religionen ihren volkstümlichen und demokratischen, ja geradezu sozialistischen Tendenzen gemäß sich vornehmlich an die breite Masse wandten und bei ihr, für die K'ung-tze's Vernunftreligion allein vielfach zu hoch war, bereitwillig Eingang fanden. Zwar haben sie auch unter den Gelehrten und in vornehmen Kreisen bis zum Throne hinauf immer Anhänger gehabt; allein es war unausbleiblich, daß die Gebildeten ihren vulgären Anschauungen meist mit einer gewissen Verachtung begegneten. Außerdem aber sah sich der Staat nicht selten genötigt, gegen sie einzuschreiten. Wenn er sie auch in weitgehendstem Maße tolerierte, so mußten ihre sozialistischen, für Staat und Gesellschaft bedenklichen Tendenzen doch gerechtes Mißtrauen erwecken, das noch durch andre unerfreuliche Erscheinungen gesteigert wurde. Da war zunächst das Zölibat des Buddhismus, das mit dem chinesischen Familiensystem in so schreiendem Widerspruch stand; dann die sich stetig vermehrende Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster, die nicht nur viel sittliches Ärgernis gaben, sondern vor allem dem Lande produktive Arbeitskräfte in stetig wachsender Zahl entzogen und z. B. unter den T'ang die Volkswirtschaft aufs ärgste gefährdeten. Den Tauismus diskreditierte besonders die Goldmacherkunst, die sich immer wieder bei Hof Eingang verschaffte und das Reich

mehrfach an den Rand des Staatsbankrotts brachte. Das Schlimmste aber war, daß die alten Geheimbünde jetzt unter religiöser Flagge segelten, daß namentlich die buddhistischen Klöster die Brutstätten der gefährlichsten Verschwörungen wurden, für die sie — wie vielfach noch in jüngster Zeit — Versammlungslokale und Waffendepots bildeten. Da war es erklärlich, daß der chinesische Staat und seine berufenen Wächter, die konfuzianischen Litertaen, den beiden Volksreligionen oft energisch den Daumen aufs Auge drücken mußten, und daß insbesondere gegen den Buddhismus scharf eingeschritten wurde. Aber ebenso ist festzuhalten, das alle Verfolgungen des Buddhismus rein politischen, keinen religiösen Charakter trugen. Es heißt den Konfuzianismus aufs Ärgste verkennen, wenn man ihn der religiösen Intoleranz beschuldigt.

Aber der Konfuzianismus beschränkte sich nicht auf die Abwehr seiner Rivalen, er arbeitete auch positiv an der Errichtung einer eigenen Organisation, die die Durchführung seiner Alleinherrschaft ermöglichen sollte, schon seitdem im 8. Jahrhundert Han Yü zuerst den bedenklichen Charakter der beiden anderen Sekten energisch bekämpfte. Im 12. Jahrhundert gelang es endlich dem Genie Tschu Hi's, dieses von vielen bedeutenden Gelehrten bearbeitete Projekt zu verwirklichen und das Gebäude des Neokonfuzianismus, der vielleicht nach buddhistischem Vorbild dogmatisierten konfuzianischen Lehre in orthodoxer Form, zu vollenden. Nun verfügte der Konfuzianismus über eine Macht, die ihm die ausschließliche Herrschaft über die chinesische Nation sicherte und die beiden andren Religionen nur als kümmerliche Schatten neben ihm bestehen ließ. Sie waren jetzt nur noch Ableiter für die vulgären Instinkte der Menge, nicht mehr Geistesmächte, die berücksichtigt werden mußten.

Aber freilich, die Alleinherrschaft eines Systems tat auch in China nicht gut. Gewiß hat der starre Neokonfuzianismus zu der bewundernswerten Kräftigung und Konsolidierung der chinesischen Kultur sein volles Maß beigetragen; aber anderseits hat gerade er Chinas Erstarrung in hohem Maße mitverschuldet. Darum machten sich endlich aus dem eignen Lager Widersprüche gegen ihn geltend. Ganz unangefochten war die Orthodoxie ja nie gewesen; schon zur Han-Zeit hatte es im konfuzianischen Lager abweichende Strömungen gegeben, und im 16. Jahrhundert tauchte in der Schule Wang Yang-ming's abermals eine solche von nicht unbedeutendem Einfluß auf. Wirklich erschüttert aber wurde Tschu Hi's Schöpfung erst durch die Stürme der Neuzeit, als die schon im 18. Jahrhundert vorbereitete Schule der Reformkonfuzianer mit dem Ziele hervortrat, die Lehre K'ung-tze's vom Beiwerk der Han- und Sung-Gelehrten zu reinigen, sie in ihrer alten Gestalt

wiederherzustellen und den modernen Verhältnissen anzupassen. Dieser Reform-Konfuzianismus, der in den Ereignissen der letzten Jahre viele seiner Forderungen schon durchgesetzt hat, dürfte, seitdem der Kirchenstaat Tschu Hi's zusammengebrochen ist, allein Aussicht haben, die Staats- und Nationalreligion des zukünftigen China zu werden. Denn er allein hat historischen Boden unter den Füßen; er allein entspricht den Bedürfnissen des Chinesentums und seines staatlichen und gesellschaftlichen Organismus.

Neben ihm hat wohl keine andre Religion in China Aussichten. Der Tauismus hat in den letzten Jahrhunderten nur noch ein friedliches Dasein als Religion der Volkskreise geführt, für die K'ung-tze's reine Vernunftreligion allein zu hoch steht, und als solche dürfte er auch in Zukunft bestehen bleiben. Aber eine weitere Bedeutung wird ihm schwerlich je zukommen. Anders steht es mit dem Buddhismus. Dieser hatte besonders im 19. Jahrhundert viel zu leiden gehabt, was allerdings hauptsächlich die zweideutige Rolle vieler Klöster bei den politischen Wirren verschuldet hatte, und war allmählich zu einem bedauernswerten Tiefstand gelangt. In den letzten beiden Jahrzehnten aber hat sich seine Stellung wieder bedeutend gehoben, und zwar besonders infolge der Förderung, die ihm — wohl nicht nur aus religiösem Idealismus — von Japan aus zuteil geworden ist. Doch wenn er auch jetzt im chinesischen Geistesleben wieder eine Rolle zu spielen beginnt, so ist es doch nach seiner ganzen Geschichte sehr zweifelhaft, ob er gegenüber dem Konfuzianismus je wieder eine ähnliche Stellung erringen wird, wie er sie früher zeitweilig in China besaß oder gar jetzt in Japan innehat.

Noch weit weniger kommen die in China ansässigen fremden Religionen in Betracht. Obwohl keine von diesen im religiösen oder geistigen Leben Chinas je eine Rolle gespielt hat, so müssen wir sie doch hier betrachten, da ihnen wenigstens eine gewisse Bedeutung für die Geschichte Chinas zukommt.

Als erste westasiatische Religion ist in China das Judentum eingedrungen. Die chinesischen Juden sind nach ihrer Überlieferung zur Han-Zeit eingewandert; eine neuere Ansicht, nach der sie erst unter den Sung nach China gekommen seien, entbehrt der ausreichenden Begründung. Religiöse Propaganda haben die chinesischen Juden nie betrieben; dagegen haben sie im Handel und zeitweilig in der Finanzverwaltung eine bedeutende Rolle gespielt; im 14. Jahrhundert hören wir sogar einmal (1354) von der Berufung jüdischer Finanziers an den Hof der Yüan. Es gibt kein schöneres Zeugnis für die chinesische Toleranz als die Tatsache, daß die in allen andern europäischen und orientalischen Ländern ewig gehetzte und verfolgte jüdische Religion sich in China beständiger

Duldung zu erfreuen hatte und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in zahlreichen chinesischen Großstädten, besonders in K'ai-feng-fu, blühende Gemeinden besaß. Erst der T'ai-p'ing-Aufstand hat die Kolonien der Tiau-kin-kiau, „Religion der Sehnenausreißer", wie die Chinesen das Judentum gewöhnlich nannten, größtenteils vernichtet. Nachdem auch ihr geistiger Mittelpunkt, die Synagoge von K'aif-eng mit ihrer Schule, einer Überschwemmung des Huang-ho zum Opfer gefallen war und aus Mangel an Mitteln nicht wieder aufgebaut werden konnte, erhielten sich von den jüdischen Gemeinden nur kümmerliche Reste, die sich erst in neuester Zeit unter dem Beistand europäischer Glaubensgenossen wieder etwas zu erholen beginnen.

Viel wichtiger ist für China der Islam geworden. Er gelangte bereits im 7. Jahrhundert zur See nach Südchina, das ja ein alter Seehandel mit Arabien und Persien verband, und scheint schon zur T'ang- und Sung-Zeit hier nicht wenig Konvertiten gemacht zu haben. Wenigstens ist dies bei dem notorischen Bekehrungseifer der Araber, die damals schon zahlreiche Niederlassungen in China hatten, kaum anders denkbar, und die vielen Glaubensgenossen, die arabische Reisende jener Zeit in China trafen, weisen auch darauf hin. Bald darauf aber fand der Islam auch den Landweg nach China; im Südwesten drang er aus Assam nach Yün-nan ein, das noch heute eine starke mohammedanische Bevölkerung besitzt; im Nordwesten wurde er durch Turkstämme eingeführt, wie denn die chinesische Bezeichnung der Mohammedaner, Hui-hui, auf den Namen der Uiguren zurückgeht. Zur Mongolenzeit war der Islam schon über ganz China verbreitet und erfreute sich, wie auch unter den Ming, vollkommener Duldung. Aber diese mußte natürlich aufhören, als unter dem Einfluß ausländischer Lehren sich im chinesischen Islam Sekten bildeten, die den politischen Kampf gegen die chinesische Regierung predigten und 1648 den ersten großen Mohammedaneraufstand ins Werk setzten. Seither wurden die chinesischen Moslems scharf überwacht, wenngleich man ihre Religion auch später nie behelligt hat. Einen zweiten großen Aufruhr verursachte 1781/84 die durch chinesische Mekkapilger eingeschleppte Lehre der Wahabiten, die den „heiligen Krieg" unter den Mohammedanern Chinas losbrechen ließ, und weit gefährlicher noch waren die oben (S. 55/6) skizzierten Aufstände in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit denen die chinesische Regierung erst nach langer Mühe fertig wurde. Die Bekenner des Islam wurden damals stark dezimiert und haben sich seither ruhig verhalten. Ihre Zahl, die früher stark übertrieben auf 20 Millionen geschätzt wurde, beträgt nach den sorgfältigsten Ermittlungen etwa 4—5 Millionen, also nur etwa 1—1½ % der Gesamtbevölkerung

Chinas. Am verbreitetsten sind sie in Kan-suh und Yün-nan, sodann in den nordchinesischen Provinzen Schen-si, Schan-si, Ho-nan, Schan-tung, Tschih-li und in der Mandschurei, wo der Islam auch in der Gegenwart nicht unbedeutende Fortschritte macht; in Mittel und Südchina dagegen sind die Mohammedaner im wesentlichen auf einzelne Großstädte beschränkt. Der chinesische Islam hat sich dem Chinesentum in hohem Maße assimiliert, so hat er den Ahnenkult aufgenommen und bis zur Republik in seine Moscheen neben den chinesischen Kultgefäßen die Tafel eingeführt, die dem Kaiser Verehrung bezeigt. Trotzdem wird er als etwas Volksfremdes empfunden und der chinesische Moslem, der sich selbst gern einen „Araber" (Ta-schih) nennt, wie ein Ausländer betrachtet. Auf das chinesische Geistesleben hat der Islam keinen Einfluß ausgeübt; doch hat er sich eine beträchtliche Literatur geschaffen, und in Peking erscheint sogar eine mohammedanische Zeitschrift in arabischer und chinesischer Sprache.

Von den christlichen Religionen erschien zuerst der Nestorianismus in China. 635 wanderte der nestorianische Patriarch Olopen mit einer Schar Anhänger aus Persien nach China ein — einzelne Nestorianer waren wohl schon früher hingelangt — und fand dort freundliche Aufnahme. Die berühmte, ganz unsinnigerweise für eine jesuitische Fälschung erklärte nestorianische Stele von Si-ngan-fu, 781 mit einer Inschrift in syrischer und chinesischer Sprache errichtet, erzählt die Geschichte dieses Glaubens und feiert die Duldung deren er sich in China erfreute. Im 13. und 14. Jahrhundert war der Nestorianismus in China noch weitverbreitet; Marco Polo berichtet von nestorianischen Kirchen in mehreren Städten, und die katholische Propaganda stieß damals vielfach auf den energischen Widerstand der Nestorianer. Unter den Ming aber scheint die nestorianische Kirche langsam verfallen zu sein, und um 1540 wurden die letzten Gemeinden, anscheinend infolge politischer Umtriebe, unterdrückt. Die Jesuiten, die Ende des 16. Jahrhunderts eifrig nach Nestorianern forschten, konnten nur noch einzelne Spuren finden und mußten feststellen, daß die nestorianische Religion als solche erloschen war.

Der Katholizismus gelangte, wie angedeutet, zuerst im 13. Jahrhundert nach China, als das Mongolenreich die Handelsstraßen von Europa bis China gesichert hatte und europäischer Einfluß direkt nach China einströmen konnte. 1293 kamen die ersten Missionare, der Italiener Giovanni da Montecorvino und der Deutsche Bruder Arnold aus Köln, nach China und entfalteten dort eine ungehinderte Tätigkeit. 1307 wurde bereits ein Erzbistum Peking mit mehreren Bistümern errichtet, und 1342/46 residierte in Peking sogar ein päpstlicher Legat. Aber sehr festen

Boden scheint der Katholizismus doch nicht gehabt zu haben; denn er verschwand, sobald mit dem Ende der Mongolendynastie der direkte Verkehr mit Europa aufhörte. Als die Jesuiten 1581 nach China kamen, fanden sie außer einigen lateinischen Bibeln vom Katholizismus der Mongolenzeit nichts mehr vor. Dafür begannen sie selbst die Missionsarbeit in großzügiger und eigenartig geschickter Weise. Nicht nur, daß sie sich zunächst — ähnlich wie 1500 Jahre früher die buddhistischen Mönche — durch Verbreitung praktischer Kenntnisse sympathisch zu machen suchten; sie erkannten auch bald, daß der Katholizismus in seiner abendländischen Form in China unmöglich war, und suchten einen besondern chinesischen Katholizismus zu schaffen. Vor allem sollte der Ahnenkult als die unantastbare Grundlage des chinesischen Staatswesens bestehen bleiben, dann aber auch der Staatskultus und die Verehrung der nationalen Heroen nach Möglichkeit mit dem katholischen Dogma vereinigt werden. Schon hatten die Jesuiten K'ung-tze und Meng-tze als Confucius und Mencius latinisiert, um in Rom ihre Heiligsprechung zu erreichen — ähnlich wie 1583 auch Buddha als Joasaph ins Pantheon der katholischen Kirche aufgenommen worden war — als ihnen die Eifersucht der Dominikaner und Franziskaner einen Strich durch die Rechnung machte. Diese verwarfen die jesuitische Sinisierung des Katholizismus und traten für die Bewahrung der okzidentalischen Formen ein. Der erbittert geführte Streit beider Richtungen wurde endlich vom Papst durch das Verbot der jesuitischen Methode entschieden; damit war das Werk der Jesuiten vernichtet, aber auch dem Katholizismus und mit ihm allen andern christlichen Religionen jede Erfolgsmöglichkeit in China abgeschnitten. Der Katholizismus trug jetzt, da er mit den Formen der chinesischen Staatsreligion nicht mehr vereinbar war, den Charakter der Staatsfeindlichkeit, seine religiöse Propaganda den der politischen Intrigue. Trotzdem hätte die chinesische Regierung hier vielleicht noch ein Auge zugedrückt — wie sie denn Jesuiten noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts in hohen Staatsstellungen beschäftigte — wenn nicht das Verhalten der chinesischen Christen selbst sie zum Einschreiten gezwungen hätte. Die Christen hielten sich nun, da zwischen ihnen und ihren Mitbürgern ein Riß entstanden war, für etwas Besonderes und offenbarten alsbald den ihrer neuen Religion eignen Geist der Unduldsamkeit durch Verweigerung von Steuern, Zerstören von Tempeln und Ausschreitungen aller Art gegen die Nichtchristen. Mehrfach wurde daher energisch gegen sie vorgegangen und die Weiterverbreitung der bedrohlichen Lehre nach Kräften verhindert. Die Verhältnisse verschlimmerten sich bedeutend im 19. Jahrhundert, als die katholische Propaganda zum Deckmantel europäischer politischer Aspirationen wurde, ins-

besondere seitdem durch die Fälschung des Vertrages von 1858 die katholischen Missionen Ansiedlungsfreiheit in China erhalten hatten und in der Folge die einheimischen Christen unter europäisches Protektorat kamen, was für sie geradezu Emanzipation von den Landesgesetzen und Straffreiheit für Verbrechen bedeutete. Seither rekrutieren sich die Angehörigen der katholischen wie der übrigen christlichen Religionen in China durchgehends aus zwei Schichten: aus Verbrechern, die durch Übertritt zum Christentum Straflosigkeit finden, und aus verkrachten Existenzen, den sogenannten Reischristen, die bei den Missionen den Unterschlupf erhalten, den ihnen das bürgerliche Leben nicht mehr gewährt. Der Übertritt anderer Chinesen, namentlich gebildeter Elemente, zu einer christlichen Kirche gehört zu den seltensten Ausnahmen. Die Zahl der Katholiken beläuft sich nach vorsichtigen Schätzungen auf etwa 600 000; die z. T. weit höheren Ziffern der Missionsberichte verdienen gar keinen Glauben.

Die griechisch-orthodoxe Kirche besitzt in China eine ständige Vertretung, seitdem 1716 in Peking die russische geistliche Mission errichtet wurde. Sie befaßt sich kaum mit Propaganda, sondern beschränkt sich hauptsächlich auf die Sorge für ihre in China ansässigen Angehörigen. Die Zahl der griechischen Christen in China beträgt etwa 50 000, großenteils Nachkommen sinisierter Russen. Sie sind hauptsächlich auf Tschih-li und die Mandschurei beschränkt.

Der Protestantismus, der zuerst 1807 durch englische Missionare in China propagiert wurde, hat unter allen fremden Bekenntnissen wohl die unerfreulichste Geschichte. Alle Sünden des Katholizismus wiederholen sich bei ihm in verstärktem Maße. Wir waren schon bei Betrachtung der neueren Geschichte Chinas mehrfach genötigt, auf die Folgen seiner Propaganda einzugehen, der China die schlimmsten inneren und äußeren Schicksalsschläge, so vor allem die grauenvolle Katastrophe des T'ai-p'ing-Aufstandes, verdankt. Daß China außerdem den weitaus größten Teil der Mißachtung, die es im Ausland genießt, den Verleumdungen der protestantischen, vor allem natürlich der englischen Missionare zu danken hat, sei nur nebenbei erwähnt; wie sich denn dieses Element auch in der sinologischen Wissenschaft als ein arger Schädling erwiesen hat. Von „Erfolgen" kann beim Protestantismus in China nur in dem Sinne wie beim Katholizismus die Rede sein. Die Gesamtzahl der in viele Sekten gespaltenen chinesischen Protestanten beläuft sich auf etwa 100 000; von den Phantasiezahlen der protestantischen Missionsberichte gilt dasselbe wie von den katholischen. Es versteht sich, daß Chinas Lage gegenüber diesen fremden Agitationen ganz unhaltbar ist, und daß das Reich, sobald es die ausreichenden Machtmittel besitzt, aller Propaganda christlicher Religionen mit ihren Folgen einen dauerhaften Riegel vorschieben muß. Von

geistigem Einfluß der christlichen Religionen auf China kann keine Rede sein; die Elemente der europäischen Kultur, die China sich aneignet und aneignen muß, sind gerade diejenigen, die mit dem Christentum gar nichts zu tun haben, sondern ihm entgegenwirken.

Verschiedene andere fremde Sekten, die zeitweilig in China auftauchten, sind heute wieder gänzlich verschwunden. So die Religion der Parsen, die 621 ihren ersten Feuertempel in Tsch'ang-ngan (Si-ngan-fu) erhielt und besonders aufblühte, nachdem der letzte Nachkomme der Sassaniden, Piruz, der Sohn Jesdegerds, 654 nach China geflüchtet war und 677 gleichfalls einen Tempel errichten durfte. Untergegangen ist auch die manichäische Religion, die 719 von den Uiguren nach China gebracht und im 9. Jahrhundert wegen politischer Umtriebe verfolgt wurde, ebenso das armenische Christentum, das im 11. Jahrhundert in Kanton eine Gemeinde und Kirche besaß. Einzelne Spuren dieser Religionen, vielleicht auch des Nestorianismus, scheinen sich noch in den Lehren einiger chinesischer Geheimsekten zu finden.

Von allen ausländischen Religionen, die nach China gekommen sind, hat also nur der Buddhismus Einfluß auf die Nation gewinnen können, weil nur er das Chinesentum verstand und sich ihm anpaßte, ihm vor allem auch wirklich Brauchbares geben konnte. Daß seine Rolle trotzdem begrenzt war, daß er vor allem nicht den geringsten Ersatz für den Konfuzianismus zu bieten vermochte, haben wir gesehen. Alle andern fremden Lehren sind unverdauliche, kulturell einflußlose, sozial und moralisch schädliche Fremdkörper geblieben. Keine von ihnen kann jemals darauf rechnen, in China in größerem Umfang Eingang zu finden oder gar die Staatsreligion zu ersetzen. Denn keine von ihnen hat in China irgendwelche historische Berechtigung, keine von ihnen besitzt Elemente, die auf die Kultur Chinas fördernd einwirken könnten, vor allem aber — und dies ist das wesentlichste — sie alle stehen auf einer Stufe des mythologischen Denkens, die China mit seiner intellektualistischen Vernunftreligion seit zweieinhalb Jahrtausenden überwunden hat. Darum würde die Annahme einer solchen fremden Religion einen kulturellen Rückschritt schlimmster Art darstellen. Dazu ist aber in China heute, unter dem Einfluß des modernen Europa, weniger Aussicht denn je. Gerade das Beste, was Europa China geben kann, seine Wissenschaft, ist mehr als alles andere dazu berufen, den Konfuzianismus zu stützen und zu kräftigen; denn er ist vielleicht die einzige bis jetzt bestehende Religion, mit der sie restlos vereinbar ist.

Literatur

Dieses Verzeichnis soll nicht die bei der Abfassung des vorliegenden Buches mitbenutzten europäischen Werke aufführen, sondern möchte dem Leser, der für China näheres Interesse besitzt, einige Fingerzeige zur Orientierung in der umfangreichen, aber sehr ungleichwertigen sinologischen Literatur bieten.

Allgemeines

Die besten Gesamtdarstellungen der chinesischen Kultur sind noch immer die Werke der alten Jesuiten, vor allem du Halde's gewaltige „Description de la Chine“, La Haye 1736, die (vorzuziehende) deutsche Ausgabe Rostock 1747/8, 4 Bde., und die „Mémoires concernant les Chinois“, Paris 1776—1819, 16 Bde. Auf ihnen beruhen durchgehends die späteren französischen Gesamtwerke (von Breton, Grosier u.a.); dagegen sind die englischen und deutschen (von Wells Williams, Navarra, Heigl usw.) durchweg völlig unbrauchbar. Über die für den Fremden interessantesten Punkte orientieren außerdem die hier und da freilich etwas schönfärberischen Werkchen von Tcheng Ki-t'ong „Les Chinois peints par eux-mêmes“, Paris 1884, deutsch Leipzig 1885, und „Mon pays“, Paris 1892. Über den Charakter der ostasiatischen Kultur vgl. ferner Ku Hung-ming, Der Geist des chinesischen Volkes, Jena 1916, und die bekannten, vorzugsweise allerdings auf japanische Verhältnisse bezüglichen Schriften von Lafcadio Hearn.

Geographie

Grundlegend für alles Geographische und Geologische, obgleich historisch und ethnographisch teilweise veraltet, ist v. Richthofen, China, Berlin, 1877—1912, 5 Bde. Kürzer und übersichtlicher ist Tiessen, China, das Reich der 18 Provinzen, Berlin 1902. Vor Reisebeschreibungen muß durchweg gewarnt werden; eine Ausnahme bildet das schöne, sehr lesenswerte Buch von Hackmann, Vom Omi bis Bhamo, Halle 1905.

Ethnographie

Forke, Die Völker Chinas, Berlin 1907; Plath, Die fremden barbarischen Stämme des alten China, München 1874 (Akad.);

d'Hervey de Saint-Denys, Ethnographie des peuples étrangères à la Chine par Ma Touan lin, Genf 1876/83, 2 Bde.; Vial, Les Lolos, Chang-hai 1898; Cordier, Les Lolos, Leiden 1907 (T'oung-pao II, 8); Liétard, Les Lo-lo-p'o, Münster 1913 (Anthropos I, 5); Bacot, Les Mo-so, Leiden 1913; Rockhill, Notes on the Ethnology of Tibet, Washington 1895.

Geschichte

a) Quellen

Folgende chinesische Geschichtswerke sind übersetzt: T'ung-kien-kang-muh: de Mailla, Histoire générale de la Chine, Paris 1777/83; einen schlechten Auszug aus dem gleichen Werk gibt Macgowan, A History of China, London 1897. Schu-king: s. S. 133, Anm. 1. Tschou-li: Biot, Le Tcheou-li, Paris 1851, 2 Bde. Tso-tschuan: Legge, The Chinese Classics, Bd. 5 [wie alle Übersetzungen Legge's sehr mangelhaft]; Tschan-kuoh-ts'eh: Hübotter: Aus den Plänen der kämpfenden Reiche, Berlin 1912 [Auswahl]; Schi-ki: Chavannes, Les Mémoires historiques de Se-ma Ts'ien, Paris 1895 ff [bisher 5 Bände]. Auszüge aus späteren Quellen bei Wieger, Textes historiques, Ho-kien-fu 1903/4.

b) Gesamtdarstellungen

Auf der Höhe der Forschung steht einzig: Conrady, China, Berlin 1910 [Pflugk-Harttungs Weltgeschichte Bd. III.]. Alle übrigen Gesamtdarstellungen sind teils veraltet, teils verfehlt. Für die Chronologie ist brauchbar: v. Fries, Abriß der chinesischen Geschichte, Wien 1884, ferner Arendt, Synchronistische Regententabellen, Berlin 1899/1900 (Mitt. d. Orient. Sem. 2/3), Tchang, Synchronismes chinois, Chang-hai 1905; Hoang, Concordance des chronologies, Chang-hai 1910.

c) Einzeldarstellungen

Urzeit: Vor allem Conrady, China; ferner: Puini, Le origini della civiltà secondo la tradizione e la storia dell'Estremo Oriente, Florenz 1891; Saussure, Le texte astronomique du Yao-Tien, Leiden 1907 (T'oung-pao II, 8); Origines de l'astronomie chinoise, Leiden 1909 ff (T'oung-pao II, 10 u. f. Jahrgänge).

Altertum: Hirth, The Ancient History of China, New York 1908; Stübe, Das Zeitalter des Confucius, Tübingen 1913; Tschepe, Histoire du royaume de Ou [Wu], Chang-hai 1896; Histoire du royaume de Tch'ou [Ts'u], das. 1903; Histoire du royaume de Tsin, das. 1910.

Mittelalter: v. Rosthorn, Die Ausbreitung der chinesischen Macht in südwestlicher Richtung, Wien 1896; Hirth, China and the

Roman Orient, München 1885; Die Ahnentafel Attilas, Petersburg 1900 (Akad.); Über Wolga-Hunnen und Hiung-nu, München 1900 (Akad.); Hunnenforschungen, Budapest 1901 (Keleti Szemle 2); Shiratori, Über den Wu-sun-Stamm in Zentralasien, Budapest 1902 (Keleti Szemle 3); Franke, Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens, Berlin 1904 (Akad.); Chavannes, Documents sur les Tou-Kiue occidentaux, Petersburg 1903 (Akad.); Bretschneider, Mediaeval Researches from Eastern Asiatic Sources, London 1910, 2 Bde.

Neuzeit: Plath, Die Mandschurey, Göttingen 1830/31, 2 Bde. [enthält die vollständige Geschichte der tungusischen Dynastien bis 1825]; Schüler, Abriß der neueren Geschichte Chinas, Berlin 1913; Backhouse und Bland, Annals and Memoirs of the Court of Peking, London 1914 [für die Ming- und Ts'ing-Periode]; Morse, The International Relations of the Chinese Empire 1834—1860, Shanghai 1915; Cordier, L'expedition de Chine de 1866, Paris 1906; Cordier, Histoire des relations de la Chine avec les puissances occidentales 1860—1900, das. 1901, 3 Bde.; Wassiljew, Die Erschließung Chinas, deutsch von Stübe, mit Beiträgen von Conrady, Leipzig 1909; Bland und Backhouse, China under the Empress Dowager, London 1910 [eine fast unlesbare deutsche Übersetzung Berlin 1912]; Maybon, La politique chinoise 1898—1908, Paris 1908; Franke, Ostasiatische Neubildungen, Hamburg 1911; Ku Hungming, Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen, Jena 1911; Maybon, La république chinoise, Paris 1914; Ling Pyau, Beiträge zur neuesten chinesischen Geschichte, Berlin 1917.

Das heutige China und sein Werden

1. Der wirtschaftliche Unterbau

a) Die Landwirtschaft

Syrski, Die Landwirtschaft in China (in Scherzers Fachmännischen Berichten über die österr.-ung. Exp. nach Siam, China und Japan) Stuttgart 1872; Plath, Die Landwirtschaft der Chinesen und Japanesen, München, 1873 (Akad.); Grunzel, Die Landwirtschaft in China, Gotha 1888 (Globus 54,2); Franke, Keng-tschi-t'u, Ackerbau und Seidengewinnung in China, Hamburg 1913; Franke, Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China, Leipzig 1903.

b) Technik und Industrie

Julien, Les industries anciennes et modernes de l'empire de la Chine, Paris 1869; Laufer, Jade, Chicago 1912; Laufer, Chinese Pottery of the Han Dynasty, Leiden 1909; Julien, Histoire et

fabrication de la porcelaine chinoise, Paris 1856; Hirth, Ancient Chinese Porcelain, Leipzig, 1888; Laufer, Chinese Clay Figures, Bd. I, Chicago 1914 [über Waffentechnik, in seinen Schlüssen zum Teil anfechtbar]; Pfizmaier, Kunstfertigkeiten und Künste der alten Chinesen, Wien 1871 (Akad.); Koch, Die Industrialisierung Chinas, Berlin, 1910.

c) Handel und Verkehr

Conrady, Indischer Einfluß in China im 4. Jahrhundert v. Chr., Leipzig 1906 (Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Ges. 60); Richthofen, China Bd. I., Berlin 1877; Conrady, Beiträge zu Wassiljew, Die Erschließung Chinas, Leipzig 1909; Herrmann, Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien, Göttingen 1910; Hirth, China and the Roman Orient, München 1885; Chinesische Studien, München 1890; The Mystery of Fu-lin (Journ. of the American Oriental Soc. 1909/13); Hirth und Rockhill, Chau Ju-kua on the Chinese and Arab Trade in the Twelfth and Thirteenth Centuries, Petersburg 1911 (Akad.); Yule, Cathay and the Way thither, London 1866 (Hakluyt Soc. II, 33, 2 Bde.); Yule, The Book of Ser Marco Polo, 3d. ed. by Cordier, London 1903; Morse, The Trade and Administration of the Chinese Empire, Shanghai 1908; Ratzel, Die chinesische Auswanderung, Breslau 1876.

2. Die soziale Organisation

Quistorp, Männergesellschaft und Altersklassen im alten China, Berlin 1916 (Mitt. d. Orient. Sem. 19); Simon, La cité chinoise, Paris 1885; Chen Huan-chang, The Economic Principles of Confucius and his School, New York 1911, 2 Bde.); Plath, Über die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen, München 1862 (Akad.); Über Schule, Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen, das. 1868; v. Moellendorff, Das chinesische Familienrecht, Schanghai 1895; Cordier, Les sociétés secrètes chinoises, Paris 1888; Hirth, Über gemeinnützige Anstalten in China (Jahrbuch d. Münchener Orient. Ges. 1902/3); Forke, Das chinesische Finanz- und Steuerwesen, Berlin 1900/01 (Mitt. d. Orient. Sem. 2/3); Plath, Gesetz und Recht im alten China, München 1865 (Akad.); Staunton, Ta Tsing Leu Lee, London 1810 [Auszug aus dem Strafgesetzbuch der Ts'ing]; Kohler, Das chinesische Strafrecht, Würzburg 1886; Plath, Das Kriegswesen der alten Chinesen, München 1872 (Akad.); Die Verwaltungsreformen in China [von Betz, Hauer u. a.], Berlin 1909/10 (Mitt. d. Orient. Sem. 12/13; Franke, Ostasiatische Neubildungen, Hamburg 1911; v. Rheinbaben, Chinesische Verfassung 1900—1917, Berlin 1917.

3. Die materielle Kultur

Brauchbare Spezialarbeiten existieren nicht. Für das Historische vgl. Conrady, China; für die neuere Kultur die eingangs genannten Jesuitenwerke.

4. Die geistige Kultur

a) Sprache, Schrift und Literatur

Grube, Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen, Leipzig 1881; Schindler, Die Entwicklung der chinesischen Schrift, Berlin [erscheint ehestens]; Schott, Entwurf einer beschreibung der chinesischen litteratur, Berlin 1854 (Akad.); Grube, Geschichte der chinesischen Litteratur, Leipzig 1902; Bazin, Théatre chinois, Paris 1838; v. Gottschall, Theater und Drama der Chinesen, Leipzig 1887; Grube, Chinesische Schattenspiele, München 1915 (Akad.).

b) Die Kunst

(S. a. unter „Technik und Industrie")

Paléologue, L'art chinois, Paris 1887; Bushell, Chinese Art, London 1906 (2 Bde.); v. Hoerschelmann, Die Entwicklung der altchinesischen Ornamentik, Leipzig 1907; Boerschmann, Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen, Berlin (bisher 2 Bde.); Scherman, Zur altchinesischen Plastik, München 1916 (Akad.); Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine, Paris 1893; Hirth, Über die einheimischen Quellen zur Geschichte der chinesischen Malerei, Leipzig 1897; Hirth, Notes on some Chinese Painters, Leiden 1905 (T'oung-pao II, 6); Binyon, The Flight of the Dragon, London 1911. Die „Kunstgeschichten" von Münsterberg und Fenollosa sind wertlose Dilettantenarbeiten.

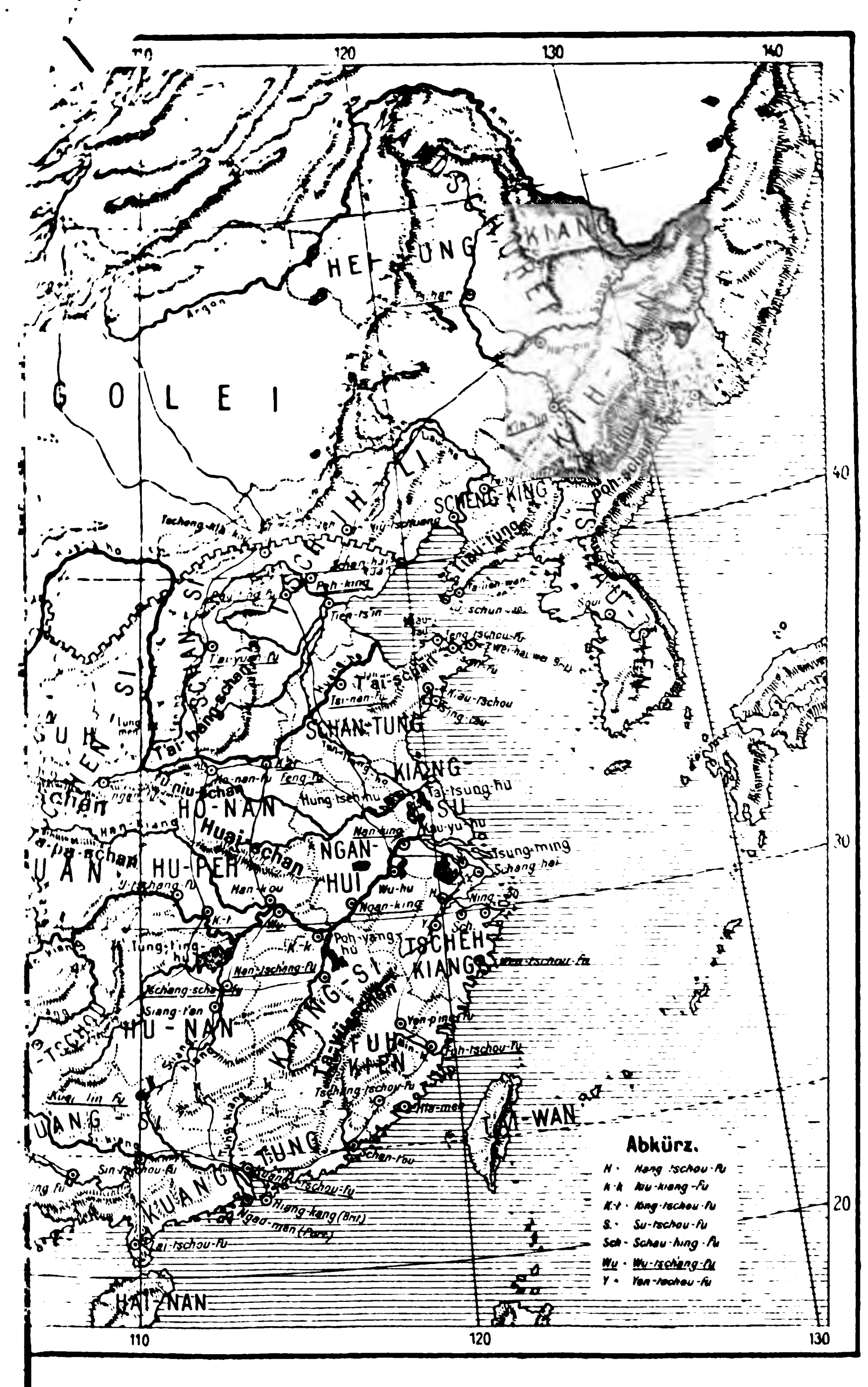
c) Die Religion

Ein brauchbares Gesamtwerk ist nicht vorhanden. De Groot, The Religious System of China, Leiden 1892 ff. (bisher 6 Bde.), enthält sehr viel Material, ist aber nach Anlage und Auffassung völlig verfehlt. Das gleiche gilt von dem posthumen Werk von Grube, Religion und Kultus der Chinesen, Berlin 1910, das der Verfasser sicher nicht in diesem Zustand herausgegeben hätte. Von Einzelarbeiten vergleiche: Plath, Die Religion und der Kultus der alten Chinesen, München 1862 (Akad.); Erkes, Der Totemismus bei den Chinesen und ihren Nachbarvölkern, Berlin 1918 (Ostas. Ztschr. 6); Plath, Confucius und seiner Schüler Leben und Lehre, München 1867 (Akad.); v. d. Gabelentz, Confucius und seine Lehre, Leipzig 1888; Dvořác, Confucius und seine Lehre, Münster 1895; Stübe,

Confucius, Tübingen 1913; Dvořác, Lao-tsi und seine Lehre, Münster 1903; Stübe, Lao-tse, Tübingen 1912; Suzuki, A History of Early Chinese Philosophy, London 1914; v. d. Gabelentz, Thai-kih-thu, Dresden 1876; Grube, Das T'ung-šu des Čou-tse, Wien 1880; Doré, Les superstitions en Chine, Changhai 1911 ff.; Hackmann, Der Buddhismus, Tübingen 1906, 3 Bde. [über China Bd. 1 und 3]; erweiterte englische Ausgabe: Buddhism as a Religion, London 1910; Hartmann, Vom chinesischen Islam, Berlin 1913 (Welt des Islam 1); Hartmann, Artikel „China" in der „Encyklopädie des Islam"; Havret, La stèle chrétienne de Si-ngan-fou, Chang-hai 1895/97, 2 Bde.; Lin Shao-yang, A Chinese Appeal to Christendom concerning Christian Missions, London 1911; Chavannes und Pelliot, Un traité manichéen retrouvé en Chine, Paris 1913.

Eine vollständige Bibliographie der sinologischen Literatur enthält die „Bibliotheca Sinica" von Cordier, Paris 1878. Sinologische wissenschaftliche Zeitschriften sind der T'oung-pao (Leiden, Brill) und die Ostasiatische Zeitschrift (Berlin, Oesterheld).

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

